

Der Nationalkrieg gegen Frankreich



1870-1871

Der Nationalkrieg gegen Frankreich

1870 – 1871

Von

Oskar Höcker

.....
Neunte Auflage
.....

Mit zahlreichen Abbildungen



1 9 1 5

Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH

© Springer-Verlag Berlin Heidelberg 1915
Ursprünglich erschienen bei Otto Spamer, Leipzig 1915
Softcover reprint of the hardcover 9th edition 1915

ISBN 978-3-662-33709-7 ISBN 978-3-662-34107-0 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-662-34107-0



Inhalt.

	Seite
In Frankreich hinein! Ein Geisterruf aus großer Zeit	3
Einführung: Zeit der Vorbereitung	5
1. Abschnitt: Der Erwählte der „großen Nation“	9
2. Abschnitt: König Wilhelm I. und seine Paladine	19
3. Abschnitt: Der vom Saun gebrochene Kriegsfall und die Erhebung Deutschlands	34
4. Abschnitt: Ein einzig Volk in Waffen	41
5. Abschnitt: Paris und die große Nation	47
6. Abschnitt: Die „große Armee“ Frankreichs und unser „Volk in Waffen“	53
7. Abschnitt: Die Wacht am Rhein	59
8. Abschnitt: Die ersten Zusammenstöße	72
9. Abschnitt: Erstürmung von Weißenburg und des Geißberges	81
10. Abschnitt: Der Ehrentag bei Wörth	89
11. Abschnitt: Der Sieg bei Spicheren	104
12. Abschnitt: Der Siegesjubiläum in Nord und Süd	116
13. Abschnitt: „All-Deutschland in Frankreich hinein!“	119
14. Abschnitt: Französische Zustände	123
15. Abschnitt: Die drei Schlachtstage vor Metz. 1. Die Schlacht bei Colombey-Neuilly am 14. August	127
2. Die Schlacht bei Bionville-Mars-la-Tour am 16. August	131
3. Die Schlacht bei Gravelotte und St. Privat am 18. August	142
16. Abschnitt: Ergebnisse des Sieges von Gravelotte	161
17. Abschnitt: Getrennt marschieren — vereint schlagen	165
18. Abschnitt: Schlacht und Sieg bei Beaumont	171
19. Abschnitt: Von Sedan nach Wilhelmshöhe	177
20. Abschnitt: Auf hoher See	207
21. Abschnitt: Das Ende des Kaiserreichs und die dritte Republik in Paris	215
22. Abschnitt: Vor den Wällen	222
23. Abschnitt: Eroberung von Straßburg, der wiedergewonnenen „Wacht am Rhein“	228
24. Abschnitt: Kampf- und Ruhetage vor Paris	244
25. Abschnitt: Die Einnahme von Orleans und Chateaudun	256
26. Abschnitt: Die Vertreibung der Banden aus Elsaß und Lothringen	264
27. Abschnitt: Der Fall von Metz und andern französischen Plätzen	274
28. Abschnitt: Kämpfe vor Paris	286

	Seite
29. Abschnitt: An der Loire	294
30. Abschnitt: Im Norden Frankreichs	309
31. Abschnitt: Neue Kämpfe vor Paris	315
32. Abschnitt: Die Loirearmee am Jahresluß. Deutsche Weihnachten vor Paris	324
33. Abschnitt: Das wiedererstandene deutsche Kaiserreich und das republikanische Frankreich bei Beginn des Jahres 1871	334
34. Abschnitt: Die deutsche Wacht im Südosten Frankreichs	344
35. Abschnitt: Das Ende der französischen Nordarmee	353
36. Abschnitt: Vordringen des Prinzen Friedrich Karl auf Le Mans	363
37. Abschnitt: Die Vernichtung der letzten französischen Armee	369
38. Abschnitt: Einmarsch in Paris	383
39. Abschnitt: Die letzten Szenen des blutigen Dramas	402
40. Abschnitt: Abschied von Frankreich	410
41. Abschnitt: Die beiderseitigen Opfer und Verluste des Krieges	420
Schluß: Das neue Reich und sein Volk in Waffen	424

Der
Nationalkrieg gegen Frankreich
1870 und 1871.

In Frankreich hinein!

Ein Geisterruf aus großer Zeit.

Wenn brauset der Sturmwind des Krieges heran
Und wollen die Welschen ihn haben,
So sammle, mein Deutschland, dich stark wie ein Mann
Und bringe die blutigen Gaben,
Und bringe den Schrecken und bringe das Grauen
Von all deinen Bergen, aus all deinen Gauen,
Und klinge die Losung: Zum Rhein! übern Rhein!
All-Deutschland in Frankreich hinein!

Sie wollen's! So reiße denn, deutsche Geduld!
Reiß durch von dem Belt bis zum Rheine!
Wir fordern die lange gestundete Schuld —
Auf! Welsche, und rühret die Beine!
Wir wollen im Spiele der Schwerter und Lanzen
Den wilden, den blutigen Tanz mit euch tanzen,
Wir klingen die Losung: Zum Rhein! übern Rhein!
All-Deutschland in Frankreich hinein!

Mein einiges Deutschland, mein freies, heran!
Wir wollen ein Liedlein euch singen
Von dem, was die schleichende List euch gewann,
Von Straßburg und Metz und Lothringen!
Zurück sollt ihr zahlen, heraus sollt ihr geben!
So stehe der Kampf uns auf Tod und auf Leben!
So klinge die Losung: Zum Rhein! übern Rhein!
All-Deutschland in Frankreich hinein!

Mein einiges Deutschland, mein freies, heran!
Sie wollen, sie sollen es haben!
Auf! sammle und rüste dich stark wie ein Mann,
Und bringe die blutigen Gaben!
Du, das sie nun nimmer mit Listen zersplittern,
Erbrause wie Windsbraut aus schwarzen Gewittern!
So klinge die Losung: Zum Rhein! über'n Rhein!
Al=Deutschland in Frankreich hinein!

E. M. Arndt.

Einführung.

Zeit der Vorbereitung.

Die Gestaltung der Karte Europas, wie sie durch den Wiener Frieden unter dem wesentlichen Einflusse Frankreichs und Rußlands erfolgte, trug von vornherein den Keim zu neuen Verwickelungen in sich. Preußen, das unbestritten die meisten Opfer gebracht hatte, blieb nach wie vor in eine östliche und eine westliche Hälfte getrennt. Sein Einfluß in Deutschland war zwar durch die Latkraft, mit der es sich aus den Niederlagen der Jahre 1806 und 1807 erhob und den Kampf gegen Napoleon I. geführt hatte, demjenigen des kaiserlichen Osterreich nahe und immer näher gekommen. Dies trug aber nur dazu bei, die Macht Deutschlands zu lähmen. Frankreich ließ der natürliche Reichtum des Landes rasch wieder erstarben und die unter Napoleon I. erduldeten Leiden vergessen, während der Kriegeruhm dieser großen Epoche jedem Franzosen unvergesslich blieb. Die dem Volke aufgedrungenen Bourbonen mußten 1830 den Orleans weichen, und diese wiederum, da sie es nicht verstanden, der Ruhmgier des Volkes Nahrung zu geben, wichen 1848 der zweiten Republik, welche ihrerseits bald wiederum einem Napoleon den Weg zum Kaiserthron bahnte. Napoleon III., seit dem 2. Dezember 1852 Kaiser der Franzosen, verstand es, rasch in Europa zu Ansehen zu gelangen. Man sah in ihm wohl den Sohn, aber auch zugleich den Bezwingen der Revolution. Mit England zusammen trat er im Orientkriege der wachsenden Macht Rußlands entgegen. Der italienische Krieg begründete die Einheit Italiens und steigerte das Selbstbewußtsein der Franzosen durch die Besiegung so tapferer Gegner, wie sie ihnen in den Soldaten Osterreichs entgegengetreten waren. Dieser Erfolg, sowie die abenteuerlichen Züge nach China und Mexiko bestärkten Frankreich in der Meinung, das erste Volk der Welt zu sein und „an der Spitze der Zivilisation zu marschieren“. Es glaubte eben, was seine Schönredner ihm sagten, und vergaß darüber, wie alles andre, so auch die dem Lande auferlegten ungeheuren Kosten.

Frankreich war reich genug und konnte seinen Ruhm bezahlen. In dieser Beziehung hatte der letzte Monarch die Wohlfahrt seines Landes stets eifrig im Auge behalten. Frankreich gedieh zusehends unter dem dritten Napoleon, von dem eine Menge Werke des öffentlichen Nutzens geplant und ausgeführt wurden, als große Bauten, Straßen, Kanäle usw. Darin liegt auch einer der Gründe für die Beliebtheit der Napoleoniden. Unter ihnen hat trotz der Kriege, welche sie führten, der Wohlstand Frankreichs stetig zugenommen. Die Franzosen erlangten unter ihnen, was sie begehrten — Ruhm und Wohlstand — und sie langweilten sich nicht mehr wie unter dem Bürgerkönig Louis Philipp.

Betrachten wir diesem einigen, reichen und mit sich selbst zufriedenen Frankreich gegenüber das uneinige, zerklüftete und gegen Nöte aller Art ankämpfende Deutschland. Es hatte bei der Niederwerfung des großen Soldatenkaisers den Löwenanteil der Anstrengungen Europas auf sich nehmen und zum Dank dafür sich das Gängelband einer machtlosen Bundesbehörde gefallen lassen müssen. Während 50 Jahren hatte der deutsche Bundestag Germanias Söhne zu einer Rolle verurteilt, wie sie entwürdigender kaum jemals einer großen Nation zugemutet worden ist.

Gegen Mitte dieses Jahrhunderts schien für unser Vaterland ein neuer Frühling anbrechen zu wollen; aber den so hoffnungsreich verbrachten Maitagen 1848 folgte ein harter, langer Winter, der alle neuen Blüten knickte. Die kaum erwachten vaterländischen Hoffnungen sanken zu Grabe, als dem ersten deutschen Parlamente die Wiederaufrichtung von Deutschlands Ansehen und seiner alten Reichsherrlichkeit nicht gelingen wollte. Während sich alle Augen auf Frankreichs neuen Herrscher richteten, lähmte bei uns die fortdauernde Eifersucht der beiden Großstaaten Oesterreich und Preußen die besten Kräfte. Allwärts gewannen Mutlosigkeit und Gleichgültigkeit die Oberhand ... Da rüstete die allwaltende Vorsehung den starken Arm des mächtigsten Fürsten Deutschlands mit der Gewalt des Kriegsschwertes, und sie erweckte im Geiste eines großen Staatsmannes die Rettung bringenden Ideen, deren Verwirklichung zur Erhebung und Einigung Deutschlands führen sollten. Preußen tat im Zusammenraffen aller seiner Kräfte kund, daß es nicht auf den Lorbeeren von 1813 und 1815 eingeschlafen war, sondern sich in aller Stille zu staunenerregender Schlagfertigkeit und Machtfülle emporgearbeitet hatte. Sein König wagte die gewaltigste deutsche That seit den Tagen der Reformation, als er mit den Waffen in der Hand den machtlos dahinsiechenden Deutschen Bund zur Selbstauflösung brachte und durch den siegreichen Krieg von 1866 den Austritt Oesterreichs aus seiner engen Verbindung mit Deutschland erzwang.

Mit Scheelsucht und Berdruß erfüllten die folgenreichen Waffentaten der preußischen Heere unsre mißgünstigen Nachbarn im Westen. Ihr Groll

richtete sich jedoch nicht nur auf Preußen, sondern auch auf ihren eignen Herrscher, der sich zum Schiedsrichter in Europa aufgeworfen hatte. Man machte es ihm nun erst recht zum Vorwurf, daß er schon 1864 es habe geschehen lassen, daß die preußischen Heerführer von der äußersten Spitze Jütlands nach dem Meere ausschauten, in das der große Kaiser Otto I. seinen Speer geschleudert, um die Grenzen des Deutschen Reiches sinnbildlich zu bezeichnen. Nun aber Preußen kurze Zeit nachher seine Fahnen bis vor die Hauptstadt der österreichischen Monarchie trug und dort den Frieden gebot, da schrieen die Franzosen drohend nach „Rache für Sadowa!“

Alle Welt hielt einen Zusammenstoß mit Frankreich für unvermeidlich, denn ganz Frankreich begehrte Genugthuung wegen der unerhörten Triumphe Preußens, zu deren Verhinderung es dem dritten Napoleon an Voraussicht und im rechten Augenblicke wohl auch an den Mitteln gefehlt hatte.

Die preußischen Siege in den Nordmarken und auf den böhmischen Schlachtfeldern sowie die diplomatischen Erfolge des Grafen Bismarck waren ganz Deutschland zugute gekommen. Der deutsche Name wurde wieder in allen Weltteilen mit Achtung genannt. Die viel angegriffene Lat des Grafen Bismarck, der „Norddeutsche Bund“, erwies sich als kräftig und lebensfähig. Nord- und Süddeutschland näherten sich zusehends, die neue Bundesgewalt zeigte sich ausreichend, das begonnene Werk der Einigung zu festigen, und mehr und mehr schwand die im Frieden von 1866 gezogene „Mainlinie“. Die Deutschen ließen es sich nicht wehren, sich als ein Volk zu fühlen.

Seitdem trat immer offener die französische Mißgunst auf. Preußen ward überall herabgesetzt, heimlich noch mehr als offen. Seine Siege über Dänemark sollten der Übermacht, sein Triumph über Osterreich dem Zündnadelgewehr zu verdanken sein. Von der physischen und sittlichen Überlegenheit des norddeutschen Volkes wollte der Widersacher nichts wissen — der Erzfeind, welcher immer lauter und gehässiger über den Rhein herüber den Racheruf: „Revanche für Sadowa!“ erschallen ließ, mußte erst selbst die ganze Macht des deutschen Armes empfinden. Der Krieg mit dem verhassten Preußen war in Frankreich beschlossen; es galt nur noch, irgend einen Vorwand für die Kriegserklärung zu finden.

Erster Abschnitt.

Der Erwählte der „großen Nation“.

Nachdem am 2. Dezember 1852 der Präsident der französischen Republik, Louis Napoleon, als Napoleon III. zum Kaiser der Franzosen ausgerufen und damit Frankreich in eine absolute Monarchie verwandelt war, mußte es dem neuen Herrscher zur Befestigung seiner Stellung vor allem darum zu tun sein, bei der großen Menge die Vorgänge, die ihn zur Herrschaft gebracht, vergessen und sich beliebt zu machen. Und in der Tat hat er vieles getan zur Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes. Eine Menge Prachtbauten entstanden; auf sein Geheiß wurden in Paris ganze Stadtviertel eingerissen und umgebaut, wodurch Tausenden rühriger Hände Beschäftigung geboten wurde; er begünstigte die Industrie, Kunst und Luxus durch Veranstaltung von Weltausstellungen, während Frau Eugenie als erste Modedame der Welt glänzte. Inmitten dieses aufgeregten Lebens und Treibens sproßten freilich in der napoleonischen Ära alle Auswüchse am Baume der Überkultur üppig hervor: die Genuß- und Verschwendungssucht, der Leichtsinns und alle Arten des Vergnügungsräusches, vornehmlich aber das Börsenspiel und der Gründungsschwindel. Paris war durch Napoleon III. nahe daran, zur „schönsten Stadt der Welt“ sich zu erheben, sie ward aber auch einer der verdorbensten Plätze.

Louis Napoleon hatte kurz nach seiner Erhebung den Ausspruch getan: „Das Kaiserreich ist der Friede.“ Damit war aber der französischen Armee, die sich von dem Neffen des großen Kaisers ganz andre Dinge versprochen hatte, nicht gedient, und der Kaiser erkannte bald, daß er sich seine Herrschaft nur durch kriegerische Lorbeeren sichern könnte. Ein Zerwürfnis zwischen Rußland und der Türkei bot 1854 günstige Gelegenheit zur Einmischung, er benutzte die Eifersucht der Engländer auf die Ausbreitung der russischen Macht im Orient, um im Bunde mit ihnen und dem aufstrebenden Sardinien das Zarenreich zu bekriegen. Die Festung Sebastopol auf der Halbinsel Krim bildete den Angelpunkt des blutigen Kampfes; ihr Fall entschied das Schicksal des Feldzuges. Der zweijährige Kampf

endete mit der Niederlage der Russen und befriedigte mit der Ruhmsucht des französischen Heeres zugleich die Eitelkeit der Nation. Die Stunde der „Revanche“ war rascher erschienen, als sich hatte annehmen lassen; die weit ausschauenden Absichten des Zaren Nikolaus, der übrigens selbst den Ausgang des Krieges nicht erlebte, waren vornehmlich an Frankreichs Widerstand gescheitert, und auf Napoleon III. fiel vor allem der Glanz des Sieges; auf dem Pariser Kongreß 1856 waren die Gesandten sämtlicher Großmächte um den Kaiser versammelt und ganz Europa horchte auf die Worte seines Mundes. Seit dem Pariser Frieden zog sich Rußland immer mehr aus den europäischen Händeln zurück und überließ dem ehrgeizigen Bewohner der Tuilerien in Paris den Vorsitz im Rate der Nationen unsres Weltteils.

Das bislang eher mißachtete als gesuchte französische Herrscherpaar konnte nun mit allen europäischen Höfen in näheren Verkehr treten, ohne befürchten zu müssen, geringschäßig zurückgewiesen zu werden. England ehrte Napoleon III. als zuverlässigen Verbündeten, Osterreich bewarb sich um seine Freundschaft, auch die Beziehungen zwischen Frankreich und Rußland gestalteten sich allmählich wieder freundlicher. Des Kaisers Better, der Prinz Napoleon, trat im Jahre 1858 in nähere Beziehungen zu dem Hause Savoyen und führte im Januar 1859 eine sardinische Prinzessin heim, und deren Vater Viktor Emanuel fand bei seinem französischen Verbündeten eine wirksame Unterstützung bei der Ausführung der weit ausschauenden Pläne seines kühnen Ministers, des Grafen Cavour, zur Einigung Italiens unter dem Schirm und Zepter des Königs von Sardinien.

Alle Welt pries den Erwählten der „großen Nation“, und Hunderttausende wallfahrteten nach Paris, der „Weltseele“, welche unter Napoleon in Wirklichkeit eine Prachtstadt wurde und alljährlich bald durch diese, bald durch jene Schaustellung die reiseflustige Welt anziehen wußte. Frankreich, überrascht und geschmeichelt durch solche politischen Erfolge und von wirtschaftlichen Aufgaben und Unternehmungen immer mehr in Anspruch genommen, geriet in eine Art Taumel, welchem es sich nicht so rasch zu entziehen vermochte — es lag dem Emporkömmling zu Füßen; auch Italien, wo die französische Besatzung zu Rom den maßgebenden Einfluß Frankreichs auf lange hinaus sicherte, befand sich in der Hand des Erben des napoleonischen Ehrgeizes.

Was Louis Napoleon nach der Mitte der fünfziger Jahre hinsichtlich der von ihm weiterhin ins Auge gefaßten „Revision der Karte von Europa“ im Schilde führte, ließ sich unschwer schon 1857 erraten, als er im Mai dieses Jahres seinen Better, den Prinzen Louis Napoleon, nach Berlin sandte, in der ausgesprochenen Absicht, dem Prinzen von Preußen das



Kaiser Napoleon III.

Großkreuz des Ordens der Ehrenlegion zu überreichen, in Wirklichkeit jedoch, um zu horchen, was man hinsichtlich seiner Vergrößerungspläne und Anschläge gegen die Rheingrenze am Hofe zu Berlin denke. Aber der Beter des Kaisers fand eine laue Aufnahme, seine Mission verlief im Sande. Günstiger schienen die Verhältnisse im Jahre 1858 zu einer gewaltfamen Korrektur der Karte unseres Welttheiles.

Der alte Republikaner Mazzini und seine Anhänger in Italien hatten beschlossen, den Kaiser Napoleon, der, entgegen früheren Gelöbnissen und Eiden, erst zu Rom die Republik, dann in Frankreich die republikanische Verfassung vernichtet hatte, durch Muehelnord aus dem Wege zu räumen. Orsini ward im Jahre 1858 auserkoren, den Beschluß zu vollziehen. Der Versuch mißlang; aber die Aussagen des Attentäters, die derselbe kurz vor seiner Hinrichtung gemacht hatte, machten einen tiefen Eindruck auf Napoleon. Er ließ einen Brief, den Orsini an ihn gerichtet hatte und durch den er aufgefordert ward, Italien, „dessen Söhne ihr Blut für Napoleon den Großen vergossen“, zu befreien, durch die Zeitungen veröffentlichen — ein deutlicher Wink, daß diese Aufforderung, die ihm vielleicht auch sonst gelegen kam, nicht ungehört verhallen sollte. Die „Befreiung der unterdrückten Völker“ ward nun für das Ziel der französischen Politik erklärt.

Die Hauptabsicht der Italiener ging damals zunächst dahin, die österreichischen Besitzungen in Oberitalien mit Sardinien vereinigt zu sehen. Napoleon öffnete nun den Vorstellungen des Grafen Cavour das Ohr. Es schmeichelte ihm, sich den Ehrennamen eines „Befreiers Italiens“ zu verdienen. Natürlich sollte auch für Frankreich ein greifbarer Gewinn dabei abfallen. Die geheimen Verhandlungen zwischen Paris und Turin führten dahin, daß Frankreich für die gegen Osterreich zugesagte Hilfe von dem Vertrauten des Königs von Sardinien die Abtretung des Stammlandes Savoyen und die Grafschaft Nizza zugesichert wurde. Dies blieb jedoch vorerst Geheimnis, denn Napoleon wollte, als er von neuem zu den Waffen griff, so uneigennützig wie im Jahre 1856 erscheinen, er wollte glauben machen, er kämpfe lediglich für eine „Idee“.

Am Neujahrmorgen 1859 wurde die Welt durch einige an den österreichischen Gesandten gerichtete herbe Worte des Kaisers auf den nahen Eintritt kriegerischer Ereignisse vorbereitet. Zehn Tage später äußerte der König von Sardinien in seiner Thronrede, „er vermöge es nicht, unempfindlich zu bleiben gegenüber dem „Schmerzenschrei“, der aus so vielen Theilen Italiens ertöne!“ Nun konnte es für Osterreich nicht mehr zweifelhaft sein, daß man zum Kriege treibe, dessen Preis die Lombardei samt Venedig sein solle, und daß Sardinien im geheimen Bündnis mit Frankreich stehe. Es schritt daher zur Kriegsrüstung. Als darauf von seiten Rußlands ein

Kongreß zur Entscheidung der italienischen Frage vorgeschlagen ward, verlangte Osterreich, gegenüber den Forderungen seiner Gegner, die auf das „Recht der Nationalität“ sich stützten, von vornherein die Anerkennung der Verträge von 1815. Da man davon weder in Turin noch in Paris etwas wissen wollte, kam der Friedenskongreß gar nicht zustande.

Auf die Verträge gestützt hätte Osterreich ganz wohl ruhig die Entwicklung der Dinge abwarten können; England bereitete eine für Osterreich ehrenvolle Vermittelung vor, und Preußen war geneigt, gemeinschaftlich mit dem Wiener Hofe vorzugehen. Anstatt aber die Gunst der Umstände klug für sich auszunutzen, forderte Osterreich im April 1859 plötzlich von Sardinien sofortige Entwaffnung und ließ, als diese abgelehnt wurde, seine Truppen in Piemont einrücken. Der von Napoleon geschürte Konflikt war nun so weit gediehen, daß in dem bevorstehenden Kriege Sardinien die Rolle des Überfallenen, Napoleon die des ritterlichen Beistandes einem Bedrängten gegenüber spielen konnte.

Noch dazu benutzte Osterreich den gewonnenen Vorsprung nicht einmal; seine Truppen blieben in Piemont untätig stehen, während die Franzosen die Alpen überschritten und sich mit den Sardinern vereinigten. Am 4. Juni kam es bei Magenta zur Schlacht, in der die Franzosen, geführt von Mac Mahon und dem Kaiser selbst, dank der Unfähigkeit des österreichischen Oberfeldherrn Gyulai, siegten; die Osterreicher räumten die Lombardei und zogen sich hinter den Mincio zurück: triumphierend zogen Napoleon und Viktor Emanuel in Mailand ein. Am 23. traten die Osterreicher, auf 170 000 Mann verstärkt, unter dem Oberbefehl des Kaisers Franz Joseph selbst, der vom Feldzeugmeister Heß beraten war, aufs neue den Vormarsch an, wurden aber bereits am 24. von den alliierten Franzosen und Sardinern in der blutigen Schlacht bei Solferino abermals geschlagen. Indes waren die Verluste der Verbündeten auch so große, die Stellung der Osterreicher inmitten des mächtigen Festungsvierecks (Mantua, Verona, Peschiera, Legnano) eine so starke, daß der Feldzug noch keineswegs als verloren gelten konnte. Der schwerere Teil des Krieges stand noch bevor, falls das Wort Napoleons: „Italien frei bis zur Adria!“ Wahrheit werden sollte. Und eben jetzt erfolgte in Preußen die Mobilmachung. Sich den österreichischen Plänen dienstbar zu erweisen, hatte Preußen abgelehnt, dagegen war es keineswegs gewillt, Osterreich der Willkür seiner Feinde gänzlich preiszugeben. Preußen erklärte nun, bewaffnet vermitteln zu wollen, begehrte aber, daß der Deutsche Bund die gesamte deutsche Kriegsmacht unter seinen Oberbefehl stelle. Dieses Ansinnen entsprach jedoch ganz und gar nicht den Anschauungen der österreichischen Staatsmänner, die in Preußen nur den gefährlichen Nebenbuhler sahen. Sie glaubten deshalb, es sei ratsamer, mit dem Feinde im

selbe sich zu vertragen, als Preußen dazu zu verhelfen, als selbständige Macht an die Spitze von Deutschland zu treten.

Diese Betrachtung fand eine Stütze in den Anschauungen Napoleons, der in richtiger Erkennung der Lage sehr geneigt war, Oesterreich entgegenzukommen. Napoleon ließ dem Kaiser Franz Joseph einen Waffenstillstand anbieten, und schon drei Tage darauf kam der vorläufige Friede von Villafranca, 11. Juli 1859, zustande, den Oesterreich damit erkaufte, daß es die Lombardei an Frankreich und durch dieses mittelbar an Sardinien abtrat. Man hatte jene Form der Abtretung gewählt, um dem Kaiser von Oesterreich das zu bringende Opfer zu erleichtern und zugleich Napoleons Verdienste um Italien in einem um so glänzenderen Lichte erscheinen zu lassen. Vielen gingen über den „uneigennütigen Freund Italiens“ erst die Augen auf, als die zwischen ihm und Viktor Emanuel getroffenen geheimen Vereinbarungen enthüllt und Nizza und Savoyen Frankreich überantwortet waren.

Im übrigen sollten nach jener Vereinbarung die früheren Zustände in Italien erhalten werden. Der Krieg gegen Oesterreich hatte aber den nationalen Geist auch außerhalb Sardinien entfestelt: der Ruf nach Einheit Italiens unter dem Zepter Viktor Emanuels erscholl durch das ganze Land. Die Regenten von Toscana und Parma wurden vertrieben, und der revolutionäre Brand griff weiter um sich in dem Kirchenstaate. Das ging Napoleon III. viel zu weit. Ein einiges, starkes Italien entsprach durchaus nicht seinen politischen Berechnungen; er wollte, daß Italien in Abhängigkeit von Frankreich erhalten bleibe, und so wurde denn in dem definitiven Frieden von Zürich (10. November 1859) festgesetzt, daß die flüchtigen Fürsten wiedereingesetzt werden und Italien in Zukunft einen Staatenbund unter dem Vorsitze des Papstes bilden solle.

Der Deutsche Bund, der sich so trefflich bewährte, eine Nation in Schwäche zu erhalten, mochte hierbei dem Kaiser als Vorbild vorgeschwebt haben. Hinterher sollte es sich freilich zeigen, wie sehr er sich in der Hoffnung getäuscht hatte, dem einmal erwachten Einheitsdrange Italiens Zügel anlegen zu können. Selbst Bologna entzog sich der päpstlichen Herrschaft und erklärte seinen Anschluß an Sardinien; am 18. März 1860 erklärte Viktor Emanuel die Annexion von Parma, Modena und den römischen Legationen, am 26. die von Toscana. Oesterreich war weder gewillt noch imstande, für die Wiederherstellung der alten Zustände einen Krieg zu führen, und der Bannfluch des Papstes blieb unbeachtet. Die italienische Bewegung griff sogar noch weiter.

Gegen Oesterreich hatte Garibaldi als Freischarenführer mitgekämpft. Dieser, unter der Hand unterstützt von Sardinien und England, verhalf nun dem Süden zur Befreiung von der bourbonischen Mißregierung, indem

er 1860 Sizilien in Besitz nahm und am 7. September in Neapel einzog, während König Franz II. nach der Feste Gaeta entfloß; fast mit Naturnotwendigkeit erfolgte nun auch die Besetzung des Kirchenstaates (mit Ausnahme von Rom) seitens Sardinien (September 1860). Am 7. November zog Viktor Emanuel in Neapel ein; und nachdem auch Gaeta, das letzte Bollwerk der Bourbonenherrschaft, gefallen war (13. Februar 1861), ward Viktor Emanuel im Frühjahr des Jahres 1861 zum König von Italien ausgerufen; Cavour's Verheißung: „Italia farà da sè“ (Italien wird sich von selbst machen!) war damit zur Wahrheit geworden.

Nach weiteren zwei Jahren, 1862, erschienen die französischen Zivilisationsbringer auf der andern Halbkugel, um auch jenseit des Ozeans die Vorherrschaft der „lateinischen Rasse“, als deren vornehmsten Vertreter sich der eitle Franzose ansieht, zu begründen. Noch wogte der Kampf zwischen den Nord- und Südstaaten der Union, und es hatte eine Zeitlang den Anschein gewonnen, als könnten die sogenannten Sklavenbarone im Süden den Sieg über ihre nordstaatlichen Gegner davontragen. Napoleon unterstützte damals die Südstaaten nach Möglichkeit; von ihnen erwartete er keinen Widerspruch bei dem Unternehmen, das Übergewicht des germanischen Elements in Nordamerika zu brechen und an dessen Stelle den Einfluß der romanischen Völker zum vorherrschenden zu machen. Davon wollten aber gerade diejenigen, zu deren Gunsten er einzuschreiten im Begriffe stand, am wenigsten etwas wissen. Die Freiheit, sich nach eigenem Ermessen zu konstituieren, wollte Napoleon den Mexikanern nicht zugestehen. Er nahm deshalb sehr zweifelhafte Ansprüche von französischen Staatsangehörigen zum Vorwande, um sich 1862 mit Waffengewalt in die inneren Angelegenheiten von Mexiko einzumischen. Die „Expedition nach Mexiko“, anfänglich mehr einem Abenteuer gleichend, nahm jedoch bald den Charakter eines ernstesten und kostspieligen Kriegszuges an, der Gut und Blut von Tausenden erheischte und mit dem Untergang des unglücklichen Erzherzogs Maximilian von Oesterreich endigte.

Dieser hatte sich, berauscht von Napoleons III. hochfliegenden Plänen, von demselben verleiten lassen, zur Aufrichtung eines lateinischen Kaiserthums im alten Aztekenlande auszuziehen, und die Franzosen unter Bazaine führten in der That den aufstrebenden Habsburger nach der Landeshauptstadt Mexiko. Hier zum Kaiser ausgerufen, gab sich Maximilian alle erdenkliche Mühe, die Mexikaner für sich zu gewinnen. Die Landesbewohner hielten jedoch in ihrer Mehrzahl zu ihrem erkorenen Präsidenten Juárez, und so entspann sich ein langwieriger blutiger Krieg, der den Franzosen ungeheure Opfer an Menschenleben und Geld kostete, ihre ganze Militärorganisation erschütterte und wenig Ehre einbrachte. Unterdessen waren in dem mehrjährigen Kampfe zwischen den Nord- und Südstaaten

der nordamerikanischen Union die Würfel gefallen. Die Nordstaaten hatten den Sieg über ihre Widersacher davongetragen und gaben nun Napoleon den Rat, tunlichst bald dem merikanischen Abenteuer ein Ende zu machen. Der Protest der Vereinigten Staaten gegen die französische Intervention bewog Napoleon, seine Truppen aus Mexiko abzurufen, indem er seinen Schützling schmählich im Stiche ließ. Maximilian, der es trotzdem für seine Ehrenpflicht hielt, auszuhalten, erlag bald darauf seinen Gegnern; er geriet in Gefangenschaft und ward zum Tode verurteilt. Suarez ließ den Spruch des Kriegsgerichts vollziehen, und der Nachkömmling Kaiser Karls V. ward in Queretaro erschossen.

In der versengenden Glut der Tropensonne war Napoleons Stern mehr und mehr erblichen, sein Ansehen im Heere und das Vertrauen des Volkes auf sein Glück und Geschick schwanden vollends dahin, als es ruchbar wurde, was es mit den merikanischen Siegen für eine Bewandnis hatte. Mit diesem ersten großen Mißerfolge beginnt der Niedergang der napoleonischen Herrschaft; das Blutgericht von Queretaro warf seinen Schatten über den Ozean hinüber bis nach dem glanzvollen Paris, und die Erinnerungen an den hingeopferten Habsburger ließen den Gewalthaber in den Tuileries nicht wieder zur Ruhe gelangen.

Bereits 1863 hatte Napoleon, durch die merikanische Angelegenheit gänzlich in Anspruch genommen, es sich gefallen lassen müssen, daß Rußland seine Intervention zugunsten Polens, England seinen Vorschlag eines allgemeinen Kongresses in Paris ablehnte. Im Jahre 1864 war der schleswig-holsteinische Krieg zum Vorteile der deutschen Mächte zu Ende geführt worden, und als Nachweh desselben war 1866 nun zwischen Osterreich und Preußen ein Kampf auf Leben und Tod entbrannt. Die merikanische Tragödie stand eben im letzten Akte, als den Kaiser und seine Räte die Nachricht von der Niederwerfung Osterreichs wie ein unerwarteter Gewitterschlag überraschte. Man hatte in Paris gehofft, der deutsche Krieg werde mit der gänzlichen Erschöpfung beider Teile erst nach Monaten enden. Aber er dauerte nur wenige Wochen. Am 17. Juni hatte der Kaiser von Osterreich, am 18. der König von Preußen sein Kriegsmanifest erlassen, und am 3. Juli fand auf den Höhen von Chlum im nordöstlichen Böhmen die Entscheidungsschlacht von Königgrätz statt, die das Schicksal des Feldzuges zugunsten Preußens entschied. Die österrische Regierung warf sich rückhaltlos in Napoleons Arme und trat ihm noch am Tage nach der Schlacht Venetien ab, das die österrische Südarmerie noch eben bei Custozza (24. Juli) siegreich gegen die Italiener behauptet hatte, hoffend, dadurch nicht bloß die Neutralität Italiens, sondern auch ein energisches Einschreiten Frankreichs zu seinen gunsten zu erlangen. Italien erklärte aber an dem Bündnis mit Preußen fest-

zuhalten, und Napoleon war gänzlich unvorbereitet und infolge der mangelhaften Ausrüstung seines Heeres nicht in der Lage, mehr als seine guten Dienste für die Vermittelung des Friedens anzubieten. Doch erntete er dafür weder den erwarteten reichen Lohn, noch bot sich ihm Gelegenheit, im Trüben zu fischen. Er mußte schließlich gute Miene zum bösen Ausgang seines Spieles machen, da Graf Bismarck sich als Meister auf dem Kampfplatze der hohen Politik erwies und alle in den Tuilerien schlaue erfundenen Anschläge zunichte machte. Bereits am 21. Juli war zu Nikolsburg ein Waffenstillstand, am 27. ein Präliminarfriede zwischen Preußen und Oesterreich zustande gekommen, durch den Preußen für die neue Gestaltung Deutschlands freie Hand erhielt, während anderseits dem besiegten Teil jede überflüssige Schädigung und Demütigung erspart wurde. Oesterreich trat an Italien Venetien, an Preußen seine Rechte auf Schleswig-Holstein ab und zahlte 20 Millionen Taler Kriegsentschädigung. Die einzige Wirkung der französischen Vermittelung war der Zusatz zu Artikel 5, der den Bewohnern des nördlichen Schleswig, die ihren diesbezüglichen Wunsch erklärten, das Verbleiben im dänischen Untertanenverbande freistellte. Napoleon mußte seine Absichten auf das linke Rheinufer aufgeben, so laut auch die öffentliche Meinung Frankreichs dieses als „Kompensation“ für die Anerkennung der Vergrößerung Preußens forderte.

Die erlittene Einbuße an Ehre und Ansehen ließ sich durch den Glanz der Weltausstellung im Jahre 1867 nicht vergessen machen; doch hätten vielleicht weitere friedliche Errungenschaften den schlimmen Eindruck jener Mißerfolge in den Hintergrund gedrängt. Nun aber brachten während des Zustandes der Erschöpfung die Verwickelungen mit Deutschland der französischen Regierung neue Verlegenheiten.

Bereits im Jahre 1867 versuchte Napoleon III., „Revanche für Sadowa“ zu erlangen, indem er die zum Deutschen Bunde gehörende Festung Luxemburg als Zankapfel benutzte. Ihn gelüstete nach dem Besitze dieses Herzogtums, das dessen Landesheer, der König Wilhelm III. von Holland, für Geld und gute Worte ihm zu überliefern gedachte. Zu diesem Zwecke forderte der Kaiser mit dem Hinweise darauf, daß der Deutsche Bund nicht mehr bestand, den Abzug der 4000 Mann starken preußischen Besatzung und schließlich auch die Schließung der Festung. Preußen wollte aber Luxemburg keineswegs an Frankreich überlassen und verweigerte jenem Kaufvertrag vom 21. März 1867, der ein deutsches Land für Geld an den länderhungerigen Nachbar ausliefern sollte, seine Zustimmung. Es erklärte ferner sein Besatzungsrecht als zu Recht bestehend. Da aber Bismarck Bedenken trug, es deswegen auf einen Krieg mit Frankreich ankommen zu lassen, gab er, als Frankreich am 15. April

auf die Erwerbung Luxemburgs verzichtete, in der Frage des Besatzungsrechtes nach. Die preußischen Truppen räumten die Festung, und die Festungswerke wurden geschleift oder niedergelegt. Allein dieser diplomatische Erfolg genügte den Franzosen nicht; in der Umgebung des Kaisers wurden alle Hebel in Bewegung gesetzt, um den Krieg mit Preußen herbeizuführen.

Mit den mangelnden Erfolgen in der äußeren Politik wuchs die Gegenderschaft im Gesetzgebenden Körper; widerwillig mußte Napoleon die bisher mit eiserner Hand angezogenen Zügel der Regierung weniger straff fassen und dem steigenden Mißvergnügen gegenüber immer größere Zugeständnisse machen. Nachdem er bereits 1867 dem Gesetzgebenden Körper das Recht eine Adreßdebatte zu führen zurückgegeben hatte, gestand er ihm 1869 das Budgetrecht, Verantwortlichkeit der Minister u. a. zu. Im Ende 1869 verstand er sich anscheinend sogar dazu, einer parlamentarischen Regierung sich anzubequemen. Das am 2. Januar 1870 berufene Ministerium Duvivier erhielt die Aufgabe, Frankreich in einen konstitutionellen Staat umzubilden. Das Volk in seiner großen Masse stand noch immer zu ihm und zeigte dies, indem es die neue Konstitution durch eine Volksabstimmung genehmigte; 7350000 Stimmen sprachen dem Kaiser eine Art Vertrauensvotum aus. Freilich wurden auch 1 $\frac{1}{2}$ Millionen Stimmen mit Nein abgegeben, ein deutliches Zeichen, wie sehr die Opposition in den letzten Jahren erstarbt war.

Die Wolken, die seit dem mexikanischen Abenteuer über den Unternehmungen des Kaisers schwebten, verfinsterten sich mehr und mehr; und der immer lauter auch vom kaiserlichen Hofe her erschallende Ruf nach „Revanche für Sadowa“ brachte das Unwetter endlich zum vernichtenden Ausbruch.

Zweiter Abschnitt.

König Wilhelm I. und seine Paladine.

Das Preußen, das die Franzosen so leichter Sinnes und voll Übermut zum Kampfe herausfordern zu können meinten, war aber ein ganz andres als das etwa der fünfziger Jahre. Es war ein Reich, wehrhaft und stark, von fester Hand geleitet. Und das verdankte es seinem König Wilhelm I.

Friedrich Ludwig Wilhelm wurde am 22. März 1797 geboren. Er war der zweite Sohn Friedrich Wilhelms III. und der unvergeßlichen Königin Luise, jener hochherzigen Frau, die alles in sich vereinigte, was einer Gattin, Mutter und Königin zur Zierde gereichen kann. Alle die trefflichen Eigenschaften der Eltern sind auf den ritterlichen Sohn übergegangen. In ihm spiegelte sich die Seele jener echt deutschen Frau sowie der Grundzug des Wesens seines königlichen Vaters, Wohlwollen und Rechtchaffenheit, gipfelnd in dem Verlangen, das Land, welches zu regieren er berufen war, zu beglücken.

Prinz Wilhelm genoß mit seinem älteren Bruder, dem nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV., unter der Leitung Delbrücks und des Hauptmanns von Reiber die sorgfältigste Erziehung. Bereits der Knabe zeigte einen klaren praktischen Verstand, große Ordnungsliebe und einen ernststen zuverlässigen Charakter. Frühzeitig schon in das Heer eingetreten — er wurde am 1. Januar 1807 in der Unglückszeit nach der Katastrophe von Jena zum Offizier ernannt — machte er sich als sechzehnjähriger Jüngling in dem Feldzuge von 1814 durch Unererschrockenheit bemerkbar, und erwarb sich bei Bar sur Aube am 26. Februar das Eiserne Kreuz.

Obgleich er in seinem Mannesalter zu jeder Zeit lebhaften Anteil an allen politischen Ereignissen und Wandlungen nahm, wandte sich doch immer seine Vorliebe mehr dem Heerwesen zu, mit dessen Zuständen er sich innig vertraut machte. Die Stürme des Jahres 1848 fanden in dem seit dem 7. Juni 1840 als Bruder des kinderlosen Friedrich Wilhelm IV. mit dem Titel eines „Prinzen von Preußen“ ausgestatteten

Fürsten einen Mann mit selbstbewußten Zielen. So erschien er im Sommer des Bewegungsjahres 1849 als der rechte Mann, den Oberbefehl über die preußischen Truppen zu führen, welchen die Aufgabe zugefallen war, im Süden Deutschlands die gestörte Ordnung wiederherzustellen, der steigenden Zerrüttung ein Ziel zu setzen und die in der Pfalz sowie in Baden ausgebrochenen Aufstände zu unterdrücken. Seinem entschiedenen Auftreten, verbunden mit jener Mäßigung, welche einen Charakterzug dieses trefflichen Fürsten bildete, gelang das schwere Werk der Friedensherstellung im südwestlichen Deutschland in wenigen Wochen. Im Oktober desselben zum Militärgouverneur der Rheinlande und Westfalens ernannt, nahm der Prinz von Preußen damals seine Residenz zu Koblenz, jener reizenden Stadt am Rhein, welcher sowohl er als seine Gemahlin Augusta seit jener Zeit ganz besondere Anhänglichkeit bewahrt haben. Im Jahre 1854 wurde der Prinz von Preußen mit der neugeschaffenen Würde eines Generalobersten der Infanterie bekleidet und zugleich zum Gouverneur der Bundesfestung Mainz ernannt.

Die Wünsche und Hoffnungen aller Vaterlandsfreunde wandten sich in jener trüben Zeit dem Prinzen von Preußen zu. Der biedere, gerade Sinn des preußischen Thronfolgers, die Entschiedenheit und Bestimmtheit seines Charakters, die Unbefangeneheit seines Wesens, die schöne Eigenschaft, jedem guten Räte zugänglich zu sein, die Bereitwilligkeit, das wirkliche Talent und ein großes Denken um und neben sich zu würdigen und anzuerkennen, ließen das Beste von ihm erwarten, wenn ihm dereinst ein größerer Einfluß auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zustehen würde. Doch selbst als der Prinz im Oktober 1857 die verantwortliche Stellvertretung des erkrankten Königs übernahm, sah er sich längere Zeit noch vielfach gehemmt und von widerstrebenden Elementen umgeben. Endlich, Anfang Oktober 1858, als der Zustand Friedrich Wilhelms IV. es unabweisbar erscheinen ließ, das Steuer einer kräftigen Manneshand anzuvertrauen, und der Prinz von Preußen nun dasselbe am 9. Oktober als Regent ergriff, da durchzog ganz Preußen, ganz Deutschland das Gefühl größerer Sicherheit. Eine neue Ara begann; dem festen, wohlwollenden, bewährten Herrn schlugen alle Herzen warm entgegen.

Die Hoffnungen, welche die Freunde der deutschen Einigung an den Übergang der Regierungsgewalt an Wilhelm knüpften, konnten natürlich nicht mit einem Male in Erfüllung gehen. Ja, zunächst kam es zwischen dem Herrscher, dessen Programm, niedergelegt in einem Erlaß an das am 6. November berufene neue Ministerium Hohenzollern vom 8. November 1858, mit dem größten Beifall begrüßt worden war, und der Volksvertretung zu einem schweren Konflikt. Bereits in jenem Erlaß hatte Wilhelm die Notwendigkeit einer durchgreifenden Heeresreform



Wilhelm I

Wilhelm I., König von Preußen.

betont und die Hoffnung ausgesprochen, daß das Abgeordnetenhaus die hierzu erforderlichen Geldmittel zur Verfügung stellen werde. Preußens Heer müsse mächtig und angesehen sein, wenn Preußen seine Aufgabe erfüllen solle. Die Erfahrungen, welche der Prinzregent 1859 bei Gelegenheit der Mobilisierung machte, waren nur geeignet, ihn von der Dringlichkeit dieser Reform zu überzeugen. Als aber 1860 der Plan jener Heeresreform vorgelegt wurde, verweigerte eine bedeutende Mehrheit die dafür entfallenden Mehrkosten. Doch der Monarch suchte und fand Ratgeber und treue Gehilfen, welche die außerordentlichen Schwierigkeiten, eine nach der andern, aus dem Wege schafften.

Zunächst nahm er, trotzdem das Abgeordnetenhaus die verfassungsgemäß erforderliche Bewilligung der Geldmittel versagt hatte, die Umgestaltung des Heerwesens in Angriff; sein getreuer Gehilfe bei dieser schwierigen Aufgabe war der unermüdete kenntnisreiche Kriegsminister Albrecht von Roon.

Albrecht von Roon war als Sohn eines Geistlichen am 30. April 1803 zu Pleushagen in Pommern geboren und betrat schon 1816 die militärische Laufbahn, indem er am 8. November desselben Jahres in das Kulmer Kadettenhaus aufgenommen wurde. Seit 9. Januar 1821 Sekondeleutnant im 14. Infanterieregiment, besuchte er von 1824—27 die Allgemeine Kriegsschule (jetzige Kriegsakademie) in Berlin, wurde 1828 Lehrer beim Kadettenkorps und 1835 Lehrer an der Kriegsschule. Bereits seit 1833 hatte Roon an den topographischen Vermessungen im Großen Generalstab teilgenommen; 1836 wurde er als Hauptmann in denselben versetzt. Wie aber im preußischen Heere stets darauf Bedacht genommen wird, den jungen Offizier vor Einseitigkeit zu bewahren und ihn immer von Zeit zu Zeit wieder dem praktischen Dienste zuzuführen, so hatte auch Albrecht von Roon zwischen den erwähnten Kommandos wieder Dienst in der Truppe, und zwar im 15. Infanterieregiment, getan, zu welchem er 1826 versetzt worden war. Als im Herbst 1832 wegen des Krieges zwischen Belgien und Holland die Aufstellung einer preußischen Observationsarmee zwischen Aachen und Kleve stattfand, wurde Premierleutnant von Roon in das Hauptquartier derselben nach Arefeld kommandiert. Auch fielen in jene Jahre die ersten Ausgaben seiner militär-geographischen Schriften, zu denen er durch den berühmten Geographen Ritter vorbereitet und veranlaßt worden war. Im Jahre 1842 rückte Roon zum Major vor, in welcher Stellung er den Prinzen Friedrich Karl in den Militärwissenschaften unterrichtete und ihn auf die Universität Bonn sowie auf mehreren Reisen begleitete. Im Jahre 1848 in den Generalstab zurückgetreten, wurde er bald Chef des Generalstabs des VIII. Armeekorps. Bei der Bekämpfung des großen badischen Aufstandes



Albrecht von Roon.

1849 erwarb sich Major von Roon, zum Chef des Generalstabs des I. Armeekorps der Operationsarmee am Rhein ernannt, die volle Anerkennung des Oberbefehlshabers, des Prinzen von Preußen, nachmaligen Kaisers Wilhelm. Nach Beendigung des Feldzuges übernahm er wieder seine Stelle als Chef des Generalstabs des VIII. Armeekorps; am 26. Dezember 1850 erfolgte, unter Beförderung zum Oberstleutnant, seine Ernennung zum Kommandeur des 33. Infanterieregiments, das, anfänglich in Thorn garnisonierend, Ende des Jahres 1851 nach Köln am Rhein verlegt wurde. Am 2. Dezember desselben Jahres zum Oberst befördert, erhielt Roon am 26. Juni 1856 das Kommando der 20. Infanteriebrigade, wurde am 15. Oktober 1858 Generalmajor und am 22. November dieses Jahres Kommandeur der 14. Division in Düsseldorf.

In dasselbe Jahr fällt auch der Beginn seiner Teilnahme an dem vom Prinzregenten von Preußen unternommenen Werke der Armeeorganisation. Am 31. Mai 1859 zum Generalleutnant emporgestiegen, lag ihm die Aufgabe ob, seine Division wegen des österreichisch-französischen

Krieges bis zum 1. August mobil zu halten. Am 10. September 1859 traf er, von dem Regenten berufen, in Berlin ein, um an den Arbeiten der unter Vorsitz des Generalfeldmarschalls von Wrangel tagenden Reorganisationskommission teilzunehmen, und am 5. Dezember 1859 erfolgte seine Ernennung zum Kriegsminister an Bonins Stelle. Er war es, der trotz aller Abneigungen und Gegnerschaften das große Werk der Heeresorganisation, wie es aus der Entschließung Wilhelms I. hervorgegangen, durchführte. Die allgemeine Wehrpflicht ward verwirklicht, die dreijährige Dienstpflicht wiederhergestellt, das Reserveverhältnis von zwei Jahren auf vier ausgedehnt, wofür die Landwehrdienstpflicht entsprechende Verkürzung erfuhr; die Kadres wurden erheblich vermehrt, so daß eine viel größere Anzahl von Rekruten ausgebildet und die Feldarmee ganz aus Linienregimentern zusammengesetzt werden konnte; damit war naturgemäß eine Vermehrung der Unteroffizier- und Offizierstellen, sowie eine Erhöhung des Präsenzstandes überhaupt verbunden. Lauter Einrichtungen, die, ebenso zweckmäßig als notwendig, allein imstande waren, in ernster Stunde den Erfolg zu verbürgen. Auch sonst wurde nichts versäumt, die kriegerische Tüchtigkeit des preußischen Volkes in jeder Weise zu heben. Mit Recht hat man Noons den Waffenschmied Preußens und Deutschlands genannt. Er hat das Schwert geschärft, mit dem die kriegerischen Großtaten vollführt wurden. Er hat das Material zur Ausführung der Pläne Moltkes beschafft und die überlegene Schlagfertigkeit des preußischen Heeres begründet.

Zwei Jahre nach Noons Eintritt ins Ministerium fand Wilhelm, der inzwischen nach dem Tode seines Bruders (2. Januar 1861) König geworden war, auch den Staatsmann, den er brauchte. Als das Ministerium Hohenlohe, das im März 1862 auf das des Fürsten von Hohenzollern gefolgt war, auch von dem neugewählten Abgeordnetenhaus die Genehmigung für die bereits vollzogene Heeresreform nicht erwirken konnte, berief der König im September 1862 Otto von Bismarck zum Ministerpräsidenten und zugleich zur Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Mit ihm trat ein Mann von weit ausschauendem Blicke und zugleich von eiserner Energie an die Spitze des Ministeriums. Er griff mit kraftvoller Hand in die Speichen des Zeitrades und erhob Preußen und ganz Deutschland nach jahrelangem Streite mit zahlreichen Widersachern und erbitterten Feinden von einer emporführenden Stufe zur andern; er hat nächst dem Kaiser den hervorragendsten Anteil an der Einigung des deutschen Vaterlandes gehabt.

Als am 1. April 1815 dem Rittergutsbesitzer von Bismarck zu Schönhausen in der Altmark ein Knäblein geboren wurde, das bei der Taufe die Namen Otto Eduard Leopold erhielt, konnte keine Seele in



Otto von Bismarck

Otto von Bismarck, etwa im Alter von 55 Jahren.

ganz Deutschland ahnen, zu welchen unvergänglichen Großtaten der Neugeborene bestimmt sei.

Die erste Jugend verlebte der junge Bismarck nicht auf der väterlichen Besitzung in der Altmark, sondern in Pommern, wohin die Eltern schon im Jahre 1816 übersiedelten. Otto kam auf das Gymnasium zu Berlin, und schon dort entwickelten sich die bedeutenden Fähigkeiten des Knaben; aber auch sein späterer Charakter bildete sich damals in seinen Grundzügen; denn Unerblichkeit, Willensstärke und Wahrheitsliebe waren dem „Junke“ von früh an eigen. Nachdem er die Universitäten zu Göttingen und Berlin besucht, auch sein Militärfahr ab-

gedient hatte, trat er im Jahre 1835 als Referendarius in den Staatsdienst. In dem darauffolgenden Winter fand sein erstes Zusammentreffen mit König Wilhelm, dem damaligen Prinzen von Preußen, auf einem Hofballe statt. Der in die Höhe geschossene Junker wurde dem königlichen Prinzen zugleich mit einem andern Referendar, der sich gleicher Körperlänge erfreute, vorgestellt. Den beiden norddeutschen Recken gegenüber meinte Prinz Wilhelm scherzend: „Nun, die Justiz sucht sich ihre jungen Leute jetzt wohl nach dem Gardemaß aus?“

Dies war die erste Begegnung zwischen dem nachherigen König Wilhelm und seinem vornehmsten späteren Ratgeber. Im Jahre 1836 trat Otto von Bismarck ins Verwaltungsfach über, da er als künftiger Diplomat auch in diesem Zweige sich Kenntnisse sammeln wollte. Nach dem Tode seines Vaters nahm er im Jahre 1845 seinen Wohnsitz in Schönhausen. Bald darauf wurde er als Abgeordneter des Kreises Jerichow zum Provinziallandtage in Merseburg entsendet und nahm als solcher 1847 auch an dem ersten Vereinigten Landtage teil. Die Reden, welche er damals hielt, lenkten zuerst die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn. Während der Zeit des allgemeinen Umschwungs trat er mit seinen Ansichten deutlicher hervor, und auf den Landtagen 1849—51 stand er kampflustig in den vordersten Reihen der konservativen Partei, überall entschieden in die Schranken tretend, wo er das Königtum bedroht sah.

Friedrich Wilhelm IV. hatte schon lange sein Augenmerk auf den mutigen, geistreichen Mann gerichtet, und so kam es, daß Otto von Bismarck im Jahre 1851 als preußischer Gesandter zum Bundestag nach Frankfurt a. M. geseudet wurde.

Während der Wirren in Ungarn und der Kriege in Italien hatte Osterreich auf seine ausschlaggebende Stellung in Deutschland Verzicht leisten müssen. Nachdem es wieder zu Kräften gekommen war, beeilte es sich, den machtlosen, von aller Welt gering geschätzten Bundestag wieder ins Leben zu rufen, und sein eifrigstes Bestreben ging dahin, die früher geübte Vorherrschaft zurückzugewinnen. Dabei war ihm freilich ein hellblickender Mann wie Otto von Bismarck recht sehr im Wege. Obwohl früher Anhänger der von Osterreich befolgten Politik, sah doch der neue Vertreter Preußens bald ein, daß Preußen neben Osterreich sich niemals die gebührende Geltung verschaffen, niemals seine hohe Aufgabe werde erfüllen können, schon weil die deutschen Mittel- und Kleinstaaten in der Regel in allen Hauptfragen, zum Nachteil der Fortentwicklung Deutschlands, auf die Seite Osterreichs traten. Der preußische Bundestagsgesandte hielt, nachdem er sich orientiert hatte, die Augen offen, und was er dort in Frankfurt gesehen und erfahren, das ist in späteren Jahren Preußen und Deutschland zugute gekommen. Er errang für seine Person

sich bald eine geachtete Stellung, aber trotz aller Anstrengungen vermochte er Preußen nicht den Einfluß in Deutschland zu sichern, der zum Heile unsres Vaterlandes nötig gewesen wäre. Dennoch aber nützte sein Aufenthalt am Orte der Bundesregierung insofern unserm Vaterlande, als er Gelegenheit fand, die Absichten Oesterreichs vollständig zu durchschauen und seiner Verbündeten Treiben kennen zu lernen. Nicht minder wichtig war es, daß er im Jahre 1859 als Gesandter Preußens nach Petersburg versetzt wurde. In dieser Stellung dem Parteigewirr jener Lage entrückt, konnte er von der Newa aus dem Gange der politischen Ereignisse klaren Blickes folgen, seine Anschauungen erweitern, seine Pläne reifen lassen. Den Sommer 1861 verbrachte er teils in Pommern, teils in Baden-Baden, woselbst er vielfach von dem inzwischen auf den Thron gelangten König Wilhelm zu Rate gezogen wurde. Im Oktober desselben Jahres wohnte er der Krönung des letzteren zu Königsberg bei und begab sich dann wieder auf seinen Gesandtschaftsposten nach Petersburg zurück. Im folgenden Jahre sehen wir ihn als Botschafter zu Paris, welches er jedoch nach wenigen Monaten wieder verließ, um als Präsident des Ministerrates die Stellung eines ersten Ratgebers seines Königs einzunehmen.

Des energischen Ministers großherzige Absichten zur Erhebung unsres Vaterlandes wurden lange verkannt; er mußte schwere, an Kämpfen und Widerwärtigkeiten reiche Jahre verleben, ehe im deutschen Volke das Verständnis für seine groß angelegten patriotischen Pläne zum späten, dann aber um so siegreicheren Durchbruch kam. Was er in dieser schweren Zeit als Leiter der auswärtigen Angelegenheiten Preußens Großes gethan, wie er durch seine kluge und tatkräftige Politik Schleswig-Holstein vom dänischen Joche befreite, hierauf zwei Jahre nachher Preußen an die Spitze von Deutschland verhalf, wie er dann den Norddeutschen Bund ins Leben rief und nach und nach allen seinen Widersachern, zuletzt auch dem Kaiser Napoleon, auf dem Bereiche der Politik die schwersten Niederlagen beigebracht: all diese Erfolge stehen als unvergängliche Großtaten im Buche der Zeitgeschichte verzeichnet.

Zunächst hatte Bismarck einen schweren Kampf gegen das Abgeordnetenhaus zu führen behufs Durchbringung des unerläßlich gewordenen Militär-Reorganisationswerkes. Als alle Verhandlungen mit dem Abgeordnetenhaus vergeblich blieben, ließ er das Budget, wie es die Regierung vorgelegt hatte, also mit den Reorganisationskosten, vom Herrenhaus genehmigen und führte die Staatsverwaltung, darauf gestützt, weiter, trotz der Proteste der Abgeordneten. Wohl war die Regierung sich bewußt, daß sie damit nicht verfassungsmäßig verfuhr, aber sie war getragen von dem Gedanken, daß sie dem Wohle des Vaterlandes diene, da nur mit einem

starken, zuverlässigen, jederzeit bereiten Heere die längst voranzuführenden und unvermeidlich gewordenen Kämpfe durchzuführen sein würden. Alle Vermittlungsversuche scheiterten, und die Regierung blieb in, wie es schien, unheilbarem Konflikt mit der Volksvertretung. Unter solchen Umständen ward auch der auswärtigen Politik Bismarcks trotz der unleugbaren Erfolge keine Anerkennung zuteil. Seiner schleswig-holsteinischen Politik wurde entschiedener Widerstand geleistet, und auch nach der siegreichen Beendigung des dänischen Feldzuges änderte sich die Sachlage nicht.

So nahte das denkwürdige Jahr 1866 heran.

Das lange vorbereitete große Werk ging seiner Ausführung entgegen. Bei Königgrätz entschied das Schicksal die nächste Zukunft unsres Vaterlandes: der unnatürlichen, hemmenden Verbindung zweier feindlichen Brüder ward ein Ziel gesetzt. Jetzt, nachdem das von seinem Kriegsherrn neu gestaltete preußische Heer seine Feuerprobe bestanden und vor der erstaunten Mitwelt nie dagewesene Erfolge in kürzester Zeit errungen hatte, trat der Heldenkönig vor sein Volk, indem er das Ministerium anwies, für die mehrfachen Verfassungsverletzungen bei der Durchführung der Heeresneubildung die Indemnität, d. h. die nachträgliche Gutheißung seitens der Volksvertretung, nachzusuchen, ein denkwürdiges Beispiel von staatsmännischer Weisheit und Größe der Gesinnung bei einem siegreichen Herrscher. In der öffentlichen Meinung war ein vollständiger Umschlag eingetreten. Die Indemnitätsvorlage wurde von dem Abgeordnetenhaufe, das am 3. Juli, am Tage der Schlacht bei Königgrätz, gewählt worden war, am 3. September mit Dreiviertelmajorität (230 gegen 75) angenommen, und so der Riß im Staatsleben Preußens beseitigt.

Nach dem Ausscheiden Oesterreichs aus den deutschen Verhältnissen hatte Preußen die alleinige Führerschaft übernommen. In dem Norddeutschen Bunde, der nunmehr (1867) durch die Verständigung der norddeutschen Staaten mit Preußen errichtet wurde, erhielt die preußische Krone den Vorsitz, Preußen wurde der leitende Staat. Der preußische Ministerpräsident war zugleich Kanzler des Bundes. Noch fehlte zur vollständigen Einigung und Befriedigung Deutschlands die „Überbrückung des Mains“, welcher infolge der Verträge des Jahres 1866 Süddeutschland vom Norddeutschen Bunde schied. Aber auch mit den süddeutschen Regierungen war noch in dem Jahre 1866 eine engere Verbindung angebahnt und im geheimen Schutz- und Trutzbündnisse abgeschlossen, in denen man sich gegenseitig den gegenwärtigen Gebietsstand garantierte und für den Fall eines feindlichen Angriffs das Zusammenwirken sämtlicher Streitkräfte unter dem Oberbefehl König Wilhelms vereinbarte. Die Erneuerung und Umgestaltung des Zollvereins (Vertrag vom 8. Juli

1867) knüpfte ein neues Band zwischen Nord und Süd: unablässig war Bismarck darauf bedacht, die Kräfte Deutschlands zu einigen und gegen den gemeinsamen Feind zu organisieren, beim Volke den Sinn für nationale Zusammengehörigkeit neu zu beleben und es vorzubereiten zu dem großen Werke der Einigung. Seine Bemühungen haben denn auch 1870/71 ihre reichen Früchte getragen. Auf dem gemeinsamen Altar des völlig geeinigten Vaterlandes opferte im Jahre 1870 der Bayer, Preuße, Schwabe, Hesse, brachte das deutsche Herz willig Gut und Blut dar.

Während Roon unermüdlich an der Organisation des preußischen Heeres, dann (seit 1866) an der Wehrhaftmachung des ganzen deutschen Nordens arbeitete, während Bismarck die politische Situation zugunsten seines Vaterlandes bereitete, spann und ersann ein Dritter im Bunde, der „Schlachtendenker“ General Helmut von Moltke, seine Kampf- und Siegespläne.

Zu Parchim in Mecklenburg-Schwerin ist an der Front eines Hauses eine Tafel von weißem Marmor angebracht, welche in Goldbuchstaben folgende Inschrift trägt: „Hier wurde der preußische General der Infanterie, Helmut Karl Bernhard von Moltke, am 26. Oktober 1800 geboren.“

Helmut von Moltke erhielt seine früheste militärische Erziehung von seinem Vater, welcher als General in dänischen Diensten stand; hierauf ward er zu seiner weiteren Ausbildung in das Landeskadetten-Institut nach Kopenhagen gesendet. Sein Eintritt in das preußische Heer erfolgte am 12. März 1822 als Sekondeleutnant im 8. Infanterieregiment. Elf lange Jahre währte es, ehe aus dem Unter- ein Oberleutnant wurde, allein dieses Dezennium hatte der inzwischen zum Manne gereifte Jüngling nicht unbenutzt vorübergehen lassen, sondern es zu eifrigen Studien in der Kriegsschule benutzt. Man ward aufmerksam auf den tüchtigen Offizier und berief ihn im Jahre 1832 in den Generalstab, in dem sich fortan seine ganze fernere Laufbahn vollzog.

Die ersten kriegerischen Ehren erwarb sich Moltke im Orient, wo er in türkischen Diensten an den Gefechten gegen die Kurden und an der Schlacht bei Nisib, am 24. Juni 1839, gegen Ibrahim, den kriegsfundigen Sohn Mehemed Alis, teilnahm. Er gehörte nämlich zu jenen hervorragenden Offizieren, welche sich die Regierung des Sultans als Instruktoren für ihre nach europäischem Zuschnitt einzuübenden Truppen von Preußen erbeten hatte. Nach mehrjährigem Aufenthalt in der Türkei kehrte der mit dem Orden pour le mérite und nun auch mit dem türkischen Nischan-İfteschar mit Brillanten Ausgezeichnete nach Deutschland zurück und trat wieder in den Generalstab ein. Bald darauf ver-

öffentliche er sein Werk: „Der russisch-türkische Feldzug in der europäischen Türkei.“ Sein Avancement ging jetzt rascher vor sich. Im Jahre 1842 wurde er Major, 1846 Adjutant bei dem in Rom lebenden Prinzen Heinrich von Preußen, und als dieser starb, Adjutant beim Generalkommando am Rhein. Bereits 1848 wurde er zum Abteilungsvorstand beim Großen Generalstab ernannt. Während der Jahre 1849 bis 1855 war er Chef des Generalstabs des 4. Armeekorps. Nachdem er sodann abermals zwei Jahre Adjutant, und zwar des Prinzen Friedrich Wilhelm (des nachmaligen Kaisers Friedrich) gewesen, trat er 1858 an die Stelle, an der er unvergänglichen Ruhm erwerben sollte, er ward Chef des Generalstabes der Armee und erhielt als solcher 1859 den Rang eines Generalleutnants.

Nach König Wilhelms eigenem Ausspruch hat Moltke alles Große, was in den Kriegen der Jahre 1864, 1866, 1870/71 geleistet worden ist, geplant. Schon der Feldzugsplan zum dänischen Kriege war zum größten Teil Moltkes Werk; ebenso die geistreichen Entwürfe der Kriegspläne für den denkwürdigen preußisch-österreichischen Krieg im Jahre 1866. Letzterer hatte die volle Bedeutung Moltkes, des „Schweigers“, wie er wegen seines ruhigen gemessenen, schweigsamen Wesens, das nichts von dem verrät, was im Innern vorgeht, genannt wurde, hervortreten lassen. Man schrieb ihm mit Recht ein hauptsächliches Verdienst um die rasche, glückliche Beendigung des Feldzuges zu, und während ihm der König den Schwarzen Adlerorden verlieh, zeichnete ihn die Nation durch Dotation aus. Er aber ging sofort daran, alle Mängel in der Organisation und Taktik der preußischen Armee, die sich während des Krieges namentlich bei der Kavallerie und Artillerie herausgestellt hatten, zu beseitigen.

„Erst wägen, dann wagen“, hieß der Wahlspruch des großen Strategen, welcher auch der Devise seines Wappens entsprach. Moltke sah den Entscheidungskampf mit Frankreich kommen. Schon im Jahre 1868 hatte er einen genauen Mobilmachungsplan ausgearbeitet und dem König eine Denkschrift überreicht, worin er die Hauptgesichtspunkte für den Fall eines Krieges mit Frankreich entwickelte. Er stellte obenan, „die Hauptmacht des Feindes aufzusuchen und, wo man sie finde, anzugreifen“. Als Hauptaufgabe des deutschen Heeres war der rasche Vormarsch auf Paris hingestellt und die Bewältigung und Vernichtung aller diesem Hauptziele entgegenstehenden feindlichen Streitkräfte.

Dieser leitende Gedanke läßt sich unschwer schon aus den ersten Bewegungen des Heeres bei Beginn des gewaltigen Kampfes im Jahre 1870 erkennen. Die Schwierigkeiten, welche aus der Handhabung großer, getrennt vormarschierender Massen erwachsen, waren freilich ganz außer-



H. v. Moltke

Helmuth von Moltke.

ordentlich, zumal als nächster Zweck aller Bewegungen festzuhalten war: die feindliche Hauptmacht in nördlicher Richtung von ihren Verbindungen mit Paris abzudrängen. An diesem Gedanken ist auch in der Folgezeit während der ganzen Kriegführung in den Jahren 1870 und 1871 von der deutschen Heerführung stetig festgehalten worden.

Seit Überreichung der oben erwähnten Denkschrift hatten Moltke und seine Getreuen alles wohl vorbereitet; längst waren die Rollen verteilt, die Armee war seit Jahren zur Lösung ihrer höchsten Aufgabe herangebildet. Ob es galt, die Ausdauer auf dem Marsche und unter

Beschwerden aller Art darzutun oder durch energisches Eingreifen, ein ausschlaggebendes „Vorwärts und Drauf“, das gesteckte Ziel zu erreichen: — alle Anordnungen, alle Bewegungen wurden „sicher und planmäßig, entsprechend einem bestimmten Gesetz der Notwendigkeit“, vollzogen.

Alljährlich war der Mobilmachungsplan für das Heer Preußens wie des ganzen Norddeutschen Bundes nach Maßgabe der geänderten Verhältnisse neu bearbeitet und zwischen Generalstab und Kriegsministerium vereinbart. Jede Behörde hatte ihre Weisungen, was in ihrem Wirkungskreise im Kriegsfalle zu tun war. Bismarck hatte eine engere Verbindung mit den süddeutschen Staaten angebahnt: Moltke verständigte sich mit den Generalstabschefs derselben in vertraulichen Besprechungen zu Berlin über eine Anzahl wesentlicher Gesichtspunkte. Man wurde vor allem darüber einig, daß Süddeutschland am sichersten verteidigt werde durch einen Angriff auf das französische Elsaß vom Mittelrhein her und daß zu diesem Ende die süddeutschen Truppen sich der Hauptversammlung anschließen und unter den Oberbefehl des Königs von Preußen gestellt werden sollten. Und da nun diese Grundlagen festgestellt waren, wurden die weiteren Vorbereitungen getroffen; für alle Truppenteile wurden Fahr- und Marschtableaus entworfen, für jeden Einsteigstation, Tag und Stunde der Abfahrt, Dauer der Fahrt, Erfrischungsstation und Aussteigort vorgeschrieben. In dem Gebiete, wo die Ansammlung der Truppen stattfinden hatte, waren die Quartierarrays der Korps und Divisionen bestimmt, auf die Anlage von Magazinen Bedacht genommen: kurz, alles bis ins Detail im voraus angeordnet und bestimmt, so daß, wenn der Ernstfall eintrat, nichts zu suchen, nichts weiter zu überlegen war, als all die so wohlvorbereiteten Maßregeln ins Werk zu setzen.

Wie Graf Moltke den Krieg auffaßte im Hinblick auf die heutige Kulturentwicklung, wissen wir aus Briefen, die er an einen erklärten Friedensfreund gerichtet hat. Darin heißt es unter anderm: „Hoffen wir, daß mit der Zivilisation, die in diesem Jahrhundert reißende Fortschritte macht, dieses richtige und einzige Mittel (den Wohlstand, die Unabhängigkeit und Ehre eines Landes aufrechtzuhalten) immer seltener in Anwendung kommt; aber es ist keinem Staate vergönnt, sich ganz davon loszusagen.... Selbst das menschliche Leben, das Leben der ganzen Natur ist ein ewiger Kampf der Gegenwart um die Zukunft; die Einheit der Völker kann nicht anders befestigt werden.... Gewiß ist jeder Krieg, selbst der siegreichste, ein Landesunglück, keine Entschädigung an Gebiet oder Geld kann die verlorenen Menschenleben und die Trauer der Familien ersetzen; es ist jedoch in dieser Welt unmöglich, ein Unglück zu vermeiden, welches das Verhängnis uns sendet. Man muß sich dem Willen Gottes unterwerfen und zu tragen wissen, was

unser irdisches Leben uns auferlegt. Der Krieg hat seine guten Seiten: er stellt große Männer, edle Charaktere in helles Licht, die sonst ganz unbekannt bleiben würden. Gewiß ist es leichter, einen schon gesicherten Frieden zu genießen, als erst die Mittel zu seiner Sicherung zu suchen.... Es wäre zu wünschen, daß alle Regierungen stark und energisch genug wären, um die Leidenschaften, welche ihre Völker erregen, beherrschen und dadurch den Krieg vermeiden zu können.... Die Geschichte unsres Jahrhunderts zeigt, daß Deutschland niemals den Krieg erklärt hat. Deutschland hat jetzt seinen Zweck erreicht: die Einigung, und jetzt besteht für dasselbe keine Notwendigkeit mehr, sich in neuen Krieg zu stürzen; aber zur Verteidigung muß es stets bereit sein!“....

Das große Werk, welches König Wilhelm I. begonnen, im glorreichen Jahre 1870 dem Ziele nahe gebracht — es ward von Kaiser Wilhelm seiner Vollendung zugeführt. Ihm, dem greisen Heldenkaiser, dem deutschesten Deutschen und seinen kühnen, ruhmbedeckten Mitarbeitern: ihnen rief ganz Deutschland von der Brandung der deutschen Meere bis zu den Firnen der Hochalpen in donnernden Jubeltönen, riefen alle Kinder Germanias in der Ferne, gleich denen in der Heimat, in aufjauchzender Freude zu: „Heil ihnen — Heil ihm, Wilhelm dem Siegerichen, dem Schirmherrn des geeinigten Deutschlands!“

Dritter Abschnitt.

Der vom Zaun gebrochene Kriegsfall und die Erhebung Deutschlands.

Die nach den Ereignissen im Jahre 1866 auf Anordnung Napoleons III. unter Leitung des Marschalls Niel mit Eifer begonnene Reorganisation und bessere Ausrüstung der französischen Armee näherte sich ihrer Vollendung, und die Vorbereitungen zum Kriege traten immer unverhohlener auf. Die Einführung neuer Waffen, des Chassepotgewehrs und der Mitraillleuse, war vor sich gegangen und die Einübung mit denselben so weit vorgeschritten, daß nach Meinung des Kaisers oder vielmehr des Kriegsministers Lebouef, das Kaiserreich „archiprêt“ (überbereit) und sehr wohl imstande war, mit Preußen den Kampf aufzunehmen. Bei Mentana im Kirchenstaate hatte das Chassepot gegen die italienischen Freischaren seine ersten Wunder verrichtet — nach Dafürhalten des französischen Kriegsministers konnte die französische Armee jeden Tag ausmarschieren — es fehlte „kein Knopf mehr!“ In vierzehn Tagen hofften die Franzmänner in Berlin ihren Kaffee einnehmen zu können. Was sollte sie daran hindern? Daß Preußen bald nach Ausgang des Jahres 1866 in der Frage wegen Luxemburg nachgegeben, hatte die Franzosen nur anspruchsvoller gemacht. Napoleon III. verlangte jetzt, daß auch die (aus Anlaß der Luxemburger Frage veröffentlichten) Schutz- und Trutzbündnisse mit den süddeutschen Staaten rückgängig gemacht werden sollten; ein Eisenschienenweg, welchen die Schweiz unter Beihilfe ihrer nächsten Nachbarn über den Gotthard bauen wollte, sollte unterbleiben — kurz, überall Einmischung und Anmaßungen. Man rechnete auf die Preußen feindliche Strömung, die sich vielfach in Deutschland, zumal in Süddeutschland, gezeigt hatte, man hoffte auf die noch bestehende „Welfenlegion“, die Hannover für Georg V. wiedergewinnen wollte; Oesterreichs auswärtige Politik lenkte der frühere sächsische Minister Graf Beust, der auf Rache für 1866 sann und den Anschluß des Kaiserstaates

an Frankreich in Aussicht stellte. Sehnsüchtig lauerte die französische Regierung auf eine günstige Gelegenheit, den Streit vom Zaune zu brechen, um „Revanche für Sadowa“ zu nehmen, Frankreichs „berechtigtes Übergewicht“ in Europa durch Zertrümmerung der deutschen Einheit und Eroberungen am Rhein wiederherzustellen — und durch den Kampf und den erhofften ruhmvollen Sieg sich selbst aus der bedrängten inneren Situation zu befreien.

Und ein Anlaß fand sich wider Erwarten schnell. Der spanische Thron war nach Verjagung der Königin Isabella in Erledigung gekommen, und der Regent General Prim hatte die Dornenkrone dieses Reiches — übrigens ohne Vorwissen der norddeutschen Bundesregierung — dem Erbprinzen Leopold von Hohenzollern angeboten. Das war Wasser auf Frankreichs Mühle. Am 6. Juli, zwei Tage nach der ersten Kunde vom Beschlusse der spanischen Regierung, erklärte bereits der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herzog von Gramont, im Gesetzgebenden Körper zu Paris, daß die Regierung das Verfahren Prim's nicht billige und die Besetzung des Thrones Karls V. durch einen Prinzen des Hauses Hohenzollern nimmermehr dulden, sondern tun werde, was die Ehre und Machtstellung Frankreichs gebiete.

Das französische Volk wurde immer mehr in Harnisch gebracht, die Empfindlichkeit und die fränkische Herrschsucht traten immer nackter zutage. Die Zeitungen redeten vom kaudinischen Joche, durch welches Preußen gehen solle, und ihre Sprache wurde von Tag zu Tag herausfordernder. Dabei brüstete man sich noch mit der Nachsicht, Mäßigung und verständlichen Gesinnung, welche man seit Sadowa bis zur spanischen Thronkandidatur gegen Preußen gezeigt habe; kurzum, die französische Regierung, an deren Spitze Ollivier und Gramont standen, schürte in jeder Weise den Fanatismus des Volkes. Der französische Gesandte, Graf Benedetti, mußte den zur Kur in Ems anwesenden König Wilhelm auffuchen und von ihm verlangen, er solle dem Erbprinzen von Hohenzollern befehlen, auf Annahme der spanischen Krone zu verzichten. Das lehnte König Wilhelm selbstverständlich ab. Er habe als Familienoberhaupt nur seine Zustimmung zur Annahme gegeben, könne aber dem Prinzen, der frei in seinen Entschlüssen sei, keine Befehle erteilen. Ein wiederholtes Verlangen des Gebieters von Frankreich in demselben Sinne erfuhr die gleiche Antwort.

Auf die Erkundigung der Gesandten der fremden Mächte hatte Napoleons Minister, Herzog von Gramont, zur Antwort gegeben, daß nur das Zurücktreten von der spanischen Thronkandidatur seitens des Prinzen Leopold die Angelegenheit beizulegen und den Krieg hintanzuhalten vermöchte. Doch als der Rücktritt wirklich stattfand, als der

Fürst von Hohenzollern namens seines Sohnes in aller Form am 12. Juli die Verzichtleistung ausgesprochen, als der Prinz selbst in würdiger Weise erklärt hatte, er wolle „eine untergeordnete Familienfrage nicht zum Kriegsvorwande reifen lassen“ — da wurden die Karten der französischen Diplomaten anders gemischt. Minister Gramont meinte, daß diese Zurückziehung seine Regierung in nicht geringe Verlegenheit versetzte. Die öffentliche Meinung befinde sich in Frankreich in größter Aufregung, sie lasse sich nur beschwichtigen, wenn eine vollständige Genugthuung von Preußen erlangt würde, welche etwa darin bestehen könnte, daß der König erkläre, er hätte nicht annehmen können, durch die Ermächtigung des Prinzen zur Annahme der spanischen Krone den Interessen und der Würde der französischen Nation zu nahe zu treten. Er schliesse sich der Entsagung an, und zwar mit dem Wunsche und der Hoffnung, daß jeder Grund des Zwiespaltes zwischen beiden Regierungen nunmehr verschwinden werde. König Wilhelm wies diese Unverschämtheit mit Ruhe und Bestimmtheit zurück, und als der französische Botschafter dessenungeachtet am 13. Juli in einer zweiten Audienz den Gegenstand wieder zur Sprache bringen wollte, da weigerte sich der preußische Monarch, den Abgesandten Napoleons zu empfangen. Er ließ ihm durch den Adjutanten vom Dienst den einfachen, würdigen und bedeutungsvollen Bescheid erteilen, daß Se. Majestät ihm nichts weiter mitzuteilen habe!

Mit empörender Schamlosigkeit suchte man nun die Sache in Frankreich so zu drehen und zu wenden, daß es den Anschein gewann, als sei Frankreich der angegriffene, beleidigte Teil. Die Friedensvermittlungsversuche der übrigen Großmächte konnten unter solchen Umständen zu keinem Ziele führen, jede fremde Regierung erkannte, wenn man dies auch nicht allseitig aussprach, die unlauteren und trugvollen Absichten Frankreichs. Der englische Botschafter zu Paris, Lord Lyons, sagte es dem Herzog von Gramont offen ins Gesicht: „Wenn ein Krieg ausbricht, so wird ganz Europa sagen, Frankreich trägt die Schuld. Preußen darf dann den Beistand von ganz Deutschland erwarten, da man in diesem Vorgehen die Eifersucht Frankreichs und eine leidenschaftliche Begierde, Preußen zu demütigen, erkennen wird. Ja, Frankreich wird dann die öffentliche Meinung der ganzen Welt gegen sich haben.“

Diese warnenden Worte waren in den Wind gesprochen. Was konnten Vorstellungen noch helfen, wenn Frankreich das Bedürfnis fühlte, neuen Ruhm sich zu erkämpfen oder in neue Aufregungen und Abenteuer sich zu stürzen!? Riefen doch schon Rotten von Studenten und Pöbelhaufen in Paris: „Nieder mit den Preußen! Es lebe der Krieg! Vive la France, vive la gloire!“ — So brachte denn die französische Re-

gierung, nachdem sie schon am 14. die Einziehung der Reservén angeordnet, am 15. Juli im Gesetzgebenden Körper die für einen Krieg erforderlichen Vorlagen, betreffend einen Kriegskredit von 66 Millionen, Einberufung der Mobilgarde und Anwerbung von Freiwilligen, ein, indem der Ministerpräsident Ollivier dabei die Erklärung abgab, die gerechten Forderungen Frankreichs seien von Preußen in beleidigender Weise abgelehnt worden. Das war mit einer Kriegserklärung gleichbedeutend; unter Hüteschwenken und lärmendem Beifall hörte die Versammlung jene verhängnisvolle Erklärung an. Zwar erhoben sich einige warnende Stimmen unter den Deputierten, aber mit großer Mehrzahl wurde die Vorlage der Regierung von beiden Kammern bewilligt.

Man konnte nun wissen, woran man war. Dieser entscheidende Schritt verriet den Laumel, in welchem sich ganz Frankreich, obenan die Vertreter des französischen Volkes, befanden.

— Und Deutschland? —

Als König Wilhelm am 15. Juli Bad Ems vertieß, um nach Berlin zurückzukehren, harrete seiner an allen Orten, welche er berührte, das Volk und bereitete ihm einen begeisterten Empfang. Den schönsten, wahrhaft herzerhebenden Ausdruck fand diese nationale Erhebung in Berlin, als dort der König eintraf. Am Nachmittage wogten bereits Tausende von Menschen durch die Straßen und bildeten die Linden entlang bis zum Potsdamer Bahnhofe eine schier undurchdringlich scheinende Wand. Die ganze Stadt prangte im reichsten Flaggen Schmucke, und noch vor anbrechender Dunkelheit war eine große Zahl von Häusern illuminiert. Den Ein- und Ausgang der königlichen Wartezimmer auf dem Potsdamer Bahnhofe hatten liebende Hände mit Girlanden, Kränzen und Fahnen reich geschmückt.

Gegen 8³/₄ Uhr wurde die Ankunft des Zuges verkündet. Als er einfuhr, ward er von Tausenden stürmisch begrüßt. Immer höhere Bogen schlug der Volksjubel, donnernde Hurras durchbrausten die Luft. Auf den Kronprinzen, den Kriegsminister von Roon und den General von Moltke, welche dem Könige nach Brandenburg entgegengefahren waren, richteten sich die Blicke aller, als die ausgezeichneten Männer im Gefolge des Königs bemerkbar wurden. Der Monarch schüttelte zuerst dem greisen Feldmarschall Wrangel die Hand und war sichtlich tief bewegt von dem herzlichen Empfang. Die Hände links und rechts hinreichend und dankend, schritt der königliche Herr langsam dem Wartezimmer zu, wo seiner die Vertreter der städtischen Behörden zur Begrüßung harreten. Nach kurzem Verweilen bestieg der König mit dem Kronprinzen den Wagen und begab sich unter dem brausenden Zuruf des Volkes nach dem königlichen Palais. Es war ein Triumphzug — keine einfache Rückkehr aus dem Bade. Überall

gab sich das feste Vertrauen auf die Sache des Vaterlandes kund, überall der gleiche Jubel und die gleiche Begeisterung. Als der Wagen am königlichen Schlosse hielt und der König sich anschickte, sich in seine Gemächer zu begeben, brauste wie ein Orkan, der nicht enden will, ein Hurraruf über den Platz her. Tiefbewegt dankte der Monarch und trat mit den Worten: „Bei solcher Begeisterung ist der Sieg uns sicher; wir können der Zukunft ohne Bangen entgegensehen!“ — in das Palais. Da stimmte, wie auf ein verabredetes Zeichen, die dichtgedrängte Menschenmenge die Nationalhymne an, und sie stieg wie ein Gebet zum Himmel empor; an das Ohr des Allmächtigen drangen die frommen Wünsche — sein Segen begleitete den preussischen Heldenkönig in den Kampf, und Gottes Beistand führte das schwere Werk zu gutem Ende. Mehr als einmal trat der König ans Fenster und schaute grüßend hinab auf die Menge, die nicht müde ward, ihm zuzujuchzen, obgleich die mitternächtliche Stunde bereits heranrückte. Als dann aber einige Schutzleute mit der Meldung unter die Menge traten, daß Se. Majestät bitten lasse, nach Hause zu gehen, er habe diese Nacht noch viel und Schweres zu arbeiten — da erscholl einstimmig der Ruf: „Nach Hause! Der König will Ruhe!“ Und binnen wenigen Minuten entleerte sich der Platz.

Noch am selben Tage erließ König Wilhelm den Mobilmachungsbefehl für das gesamte norddeutsche Heer. Am 19. Juli wurde der Norddeutsche Reichstag eröffnet. Ein eigner, bedeutungsvoller Zufall wollte, daß die Vertreter des deutschen Volkes im Norden unsres Vaterlandes gerade an dem Tage zusammentraten, an welchem vor 60 Jahren die edle Königin Luise zur ewigen Ruhe eingegangen war: am 19. Juli 1810 hatte die damalige Erniedrigung Deutschlands der Gemahlin Friedrich Wilhelms III. das Herz gebrochen.

An demselben 19. Juli 11 $\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags überreichte auch der Geschäftsträger Frankreichs die offizielle Kriegserklärung Frankreichs in Berlin. Als der Bundeskanzler Graf Bismarck dem versammelten Reichstage vom Eingange der längst erwarteten Botschaft Kunde gab, da wurde die Nachricht, daß die Würfel gefallen, mit Befriedigung aufgenommen; es war mit dem Eintritt des Unvermeidlichen ein Alp von jeder Brust genommen. So eifrig Deutschland den Frieden zu bewahren seither bemüht gewesen, so fest war man nun entschlossen, den Krieg mit Aufwand aller Kräfte durchzuführen; einem jeden drängte sich die Überzeugung auf, daß die Zeit gekommen sei, mit dem unruhigen Nachbar einmal gründlich abzurechnen. Seit Jahren hatten Handel und Wandel unter den Launen und der Anmaßung des französischen Störenfrieds zu leiden gehabt; darum vorwärts jetzt: „Mit Gott für König und Vaterland!“ — Mit Ruhe, Klarheit und Mäßigung legte die Thronrede des

Königs die Sachlage dar und schloß mit den Worten: „Wir werden nach dem Beispiele unsrer Väter für unsre Freiheit und für unser Recht gegen die Gewaltthat fremder Eroberer kämpfen, und in diesem Kampfe, in dem wir kein andres Ziel verfolgen, als den Frieden Europas dauernd zu sichern, wird Gott mit uns sein, wie er mit unsern Vätern war.“

Nachdem der König die Thronrede beendigt, verließ er den Saal unter den begeisterten patriotischen Kundgebungen der Volksvertreter. Noch an demselben Tage trat durch königliche Entschließung eine teure Erinnerung: der Orden des Eisernen Kreuzes, für den bevorstehenden Krieg von neuem ins Leben. Mit größerer Einhelligkeit sind selten die Mittel zur Kriegführung einer Regierung bewilligt, ist selten eine Adresse so rasch angenommen worden, wie der vom Reichstage gewährte Kredit von 120 Millionen Talern und die Adresse an König Wilhelm als Antwort auf die Thronrede. Aber auch die übrigen deutschen Länder blieben nicht zurück; auch sie handelten einig, fest und entschlossen.

Ohne Zögern waren die süddeutschen Staaten dem Beispiele Preußens auch ihrerseits mit der Mobilmachung gefolgt, und zwar Bayern und Baden am 16., Württemberg am 17. Wenn der Krieg auch unerwartet zum Ausbruch kam, so wußte man doch preußischerseits, daß Frankreich denselben schon längst geplant hatte. Man wußte, daß schon im Februar durch fremde Zwischenhändler an der Berliner Produktenbörse bedeutende Haferankäufe gemacht worden waren und daß man im Elsaß ungeheure Vorräte hatte ansammeln lassen; man wußte, daß seit längerer Zeit eine große Tätigkeit im französischen Kriegsministerium herrschte, daß bereits Vorbereitungen für Eisenbahntransporte getroffen waren und die Truppen in Algier den Befehl zur Marschbereitschaft erhalten hatten. Jetzt langten Berichte an, nach denen der französische Kriegsminister die zur Ergänzung der Armeeformation nötigen Truppen mit überstürzender Hast gegen die Grenzen vorrücken ließ. Man wollte dadurch zugleich locken und einschüchtern; Napoleon und seine Räte wiegten sich noch immer in der Hoffnung, daß es gelingen werde, den deutschen Süden vom Norden zu trennen.

Vergebens ließ indessen der französische Imperator an Süddeutschland die Versicherung besonderen Wohlwollens ergehen; vergebens beteuerte er, keine andern Absichten zu hegen, als alle deutschen Fürsten und Stämme in den Stand zu setzen, ihre Geschicke und die Gestaltung der politischen Verhältnisse Deutschlands in voller Freiheit zu regeln; der Krieg gelte einzig und allein nur dem eroberungsüchtigen Preußen und der von Bismarck seit 1864 befolgten Politik. Die deutschen Fürsten wurden des napoleonischen Schutzes versichert, wenn sie ihm vertrauten. Aber alle diese schönen Worte waren vergebens, Fürsten und Völker von

Süddeutschland gingen nicht in die Falle. Die süddeutschen Fürsten ließen in Berlin erklären, daß sie den im Bündnisvertrag vorgesehenen Fall jetzt für eingetreten erachteten und demgemäß ihre gesamten Streitkräfte dem Oberbefehl des Königs von Preußen unterstellten. Die süddeutschen Kammern folgten. Die freche Herausforderung des alten Erbfeindes, der gerade im Süden beim Volke besonders verhaßt war, hatte auf einmal einen leidenschaftlichen Zorn und einen begeisterten Enthusiasmus entzündet. So mußten auch die Kammern von Bayern und Württemberg, die zuerst wenig Neigung gezeigt hatten, der allgemeinen Stimme folgen und den verlangten Kredit bewilligen.

Der Schirmherr Deutschlands rief sein Volk, rief seine Preußen zu den Waffen, und ganz Deutschland antwortete der Stimme des greisen Heldenkönigs. Der alte Groll und Hader war vergessen, und was Jahrzehnte, was der Bluttag von Sadowa nicht vermocht, war der französischen Überhebung und Herrschsucht gelungen: verschwunden war alle Sonderbündelei — ein einziges Deutschland war erstanden. Der Heldengeist des Jahres 1813 kehrte wieder, die Gestalt des erwachenden Kaisers Barbarossa erhob sich aus dem felsigen Grunde des Kyffhäusers.

Vom Ostseestrande bis zu den Hochalpen, von den Dünen der Nordsee bis zu den lieblichen Gestaden des Bodensees, von den sonnigen Rheingeländen bis zu den Sudeten und dem Böhmerwalde erhob sich jung und alt — ganz Deutschland wie ein Mann gegen den Erbfeind. Arndts, Schenkendorfs, Körners Freiheit und Heldentum atmende Gesänge rauschten durch die Saiten; ein echt deutsches Lied, „Die Wacht am Rhein“, erklang, und unter ihren weihervollen Tönen eilte das Volk, reich und arm, hoch und niedrig, zu den Waffen.

Vierter Abschnitt.

Ein einzig Volk in Waffen.

Ganz Deutschland war mobil, war ein einziges großes Kriegslager. Aus allen Gauen Deutschlands strömte die Blüte unsres Volkes zusammen, allüberall legte man auf dem Altare des Vaterlandes das Beste nieder: Herz, Gut und Blut. Die Hör- und Lehrsäle der Universitäten und selbst die höheren Klassen der Gymnasien entleerten sich, denn Lehrer und Schüler griffen zu den Waffen. Alle Hauptstädte und Garnisonplätze waren mit Freiwilligen überfüllt, und der Andrang war so groß, daß die Bitten um Einreihung in die Regimenter nur teilweise Berücksichtigung finden konnten.

Aber auch aus weiter Ferne strömten Deutschlands Söhne herbei, geleitet, wie beispielsweise in London, vom Jubel und von den Segenswünschen zurückbleibender Freunde, Lieben und Gönner, oder, wie in Frankreich, vertrieben durch den Haß und die Niedertracht.

Auch eine Menge solcher Landeskinder kehrte heim, welche nicht mehr die Wehrpflicht rief, ja solche selbst, welche sich während der langen Friedenszeit der Militärpflicht entzogen hatten; jetzt, wo die Heimat bedroht war vom alten Erbfeinde, jetzt kehrten sie zurück — selbst aus Sibirien sowie aus den westlichen Staaten Amerikas — und boten Arm und Kopf dem geliebten Vaterlande an. Von 500 deutschen Auswandern nach Amerika, die in Havre angelangt waren, wandte sich der größte Teil auf die Nachricht von der Kriegserklärung sofort wieder der lieben alten Heimat zu, um gegen den Feind sich in den Kampf zu stellen; pensionierte Offiziere entsagten ihrer wohlverdienten Ruhe und traten wieder in den aktiven Dienst; ja selbst ein Veteran in der Uniform der kurländischen Landwehr vom Jahre 1813 erschien vor dem Berliner Polizeipräsidium und gab seine Absicht zu erkennen, in irgendwelcher Weise sich in dem Feldzuge gegen die Franzosen nützlich machen zu wollen; eine zweiundsiebzigjährige Veteranin, welche schon als Marktetenderin die Befreiungskriege von 1813 bis 1815 mitgemacht hatte, stellte sich zu

gleicher Dienstleistung dem brandenburgischen Füsilierregiment zur Verfügung. Die glühende Begeisterung hatte selbst in noch sehr jugendlichen Herzen ihre Wurzeln geschlagen und mehr als einen Knaben, der sich gern den davonziehenden Kriegern anschließen wollte, dem väterlichen Hause entführt.

Bei einer Kompagnie Infanterie in Berlin waren elf Mann zuviel erschienen. Der Hauptmann suchte daher die körperlich weniger tüchtigen Leute heraus und erklärte ihnen, daß sie zurückbleiben müßten. Diese Mannschaften jedoch weigerten sich dessen entschieden, da sie vom Könige einberufen seien und ein Recht darauf hätten, gegen den Feind geführt zu werden. Nunmehr forderte der Hauptmann Freiwillige zum Vortreten auf. Es vergingen mehrere Minuten nach dieser Aufforderung, ohne daß sich im Gliede jemand gerührt hätte; erst als der Hauptmann seine Worte wiederholte, meldete sich ein Mann und erklärte, daß er neun Kinder habe, daß seine Frau mit dem jüngsten im Wochenbette liege und daß sein Geschäft zurzeit ganz verwaist sei. Nur deshalb melde er sich. Der Hauptmann entließ diesen Familienvater, konnte aber nicht hindern, daß dem Davoneilenden verächtliche Worte nachgerufen wurden. Als am Tage darauf die Kompagnie wieder versammelt war, erschien auch der gestern Entlassene wieder. Er erklärte dem Kompagniechef, seine Frau sei unterdessen wieder aufgestanden und hoffe, auch das Geschäft fortführen zu können — deshalb habe es ihm keine Ruhe gelassen, und so eile er zur Fahne zurück. Gott werde seiner Familie schon weiter helfen. Der Brave stand in der nächsten Minute wieder in Reih und Glied.

Der Geist von 1813 ging um in ganz Deutschland und auch unter den Deutschen in weiter Ferne. In allen Kreisen der bürgerlichen Gesellschaft, aber auch in den höchsten Gesellschaftsschichten, zeigte sich die tätige Liebe und Opferfreudigkeit für den bedrohten heiligen Boden des Vaterlandes. Von den Söhnen von fünf preußischen Ministern standen allein elf im Felde; Graf Bismarck hatte zwei Söhne bei der Armee, Graf Tzenplitz einen, Ackerbauminister von Selchow zwei, der Justizminister Leonhard zwei, der Kriegsminister von Moos sogar vier.

Alle, auch jene, die nicht berufen waren, mit den Waffen in der Hand die deutschen Marken zu verteidigen, suchten das Ihre zu tun, die Schrecknisse des Krieges wenigstens zu mildern, sei es durch Geld oder Spenden von Lazarettmaterial für die Opfer des Schlachtfeldes. Hilfsvereine, die sich solche Aufgaben stellten, gab es zahllose; Kinder und Frauen zupften Scharpie. Barmherzige Samariter und Samariterinnen zogen als Johanniter, Diakonen und Diakonissinnen zu Tausenden nach dem Kriegsschauplatz und in die Hospitäler. Erfrischungen und Lebensmittel, Tabak und Verbandzeug ging in solchen Massen bei

den Sammelstellen ein, daß es nicht selten unmöglich ward, alles passend zu verwerten. Daneben trafen ansehnliche Geldspenden aus allen heimischen Gauen ein; auch jenseit des Weltmeeres schlugen treue deutsche Herzen, und schon dem Reichstage konnte verkündet werden, daß die Deutschen von St. Louis in Amerika eine Million Dollar zur Unterstützung der Invaliden sowie der Witwen und Waisen gefallener Krieger senden würden.

Deutsche Landsleute übermittelten den badischen und württembergischen Regierungen je 20 000 Mark für die Hilfsbedürftigen der zurückgebliebenen Familien; zu gleichem Zwecke lieferten freudig das Fürstenhaus, der reiche Adel und der wohlhabende Bürger beträchtliche Summen den allerorten errichteten Sammelstellen. — Auch derer, welche sich auf dem Schlachtfelde auszeichnen würden, sowie der als Sieger dereinst Heimkehrenden gedachte man, indem man Ehrenpreise für preiswürdige Taten aussetzte und Fonds stiftete, um nach ausgekämpftem Streite denen, welche alles: Weib, Kind und Haus im Stich gelassen, zur Wiederaufnahme ihrer Geschäfte behilflich zu sein. Die Spenden für Verwundete und für die Hinterlassenen gefallener Krieger überstiegen bald die Summe von vier Millionen Mark.

Als Belohnung für eroberte Adler, Fahnen und Standarten waren allein 24 000 Taler, 249 Friedrichsdor, 100 Dukaten und 500 Gulden eingekommen; für eroberte Kanonen usw. 10 000 Taler sowie mehrere wertvolle Geschenke; für die Eroberung der ersten Mitrailleuse 1000 Taler, 800 Pfd. Sterl. und 300 Gulden; für Eroberung des ersten Chassepotgewehres 675 Taler; für hervorragende Waffentaten zur See 126 000 Taler und für sonstige Waffentaten 4245 Taler, 315 Gulden und andre wertvolle Spenden.

Von Hamburg langten an einem Tage folgende Gegenstände für verwundete Krieger in Mainz an: 55 000 Flaschen Rotwein, 3800 Flaschen Portwein, 11 000 Pfund Kaffee, 500 Pfund Thee, 17 000 Pfund Zucker, 25 000 Pfund Reis, 12 000 Pfund Sago, 150 Kisten Zitronen, 6000 Pfund Backobst, 2000 Pfund Rauchfleisch, 10 000 Pfund Schinken, 1500 Dosen Fleischertrakt und 50 000 Stück Zigarren.

In Berlin, Dresden, Leipzig, Breslau, Frankfurt, Köln und andern Hauptknotenpunkten des großen Verkehrs, wo binnen wenigen Wochen Hunderttausende von Kriegern sich sammelten, oder wo sie durchpassierten, galt es, ungeheure Anstrengungen zu machen, um diese Massen bei ihrer Ankunft zu erfrischen und ihnen Gelegenheit zu bieten, sich nach der langen Fahrt von der Heimat bis zur Hauptstation wieder in stand zu setzen, zu reinigen usw. Mühseliges Leben und Treiben herrschte daher auf den Bahnhöfen unserer Großstädte, wo diese Laufende von Krieger-

scharen bald eintrafen, bald wieder abgingen. Hier spielten sich die anmutigsten und herzergreifendsten Szenen ab; immer von neuem fesselten die wechselnden Bilder, die sich hier darboten, die Aufmerksamkeit zahlloser Neugieriger.

Zur festgesetzten Stunde langte jeder Zug an, ohne Überstürzung begaben sich die Soldaten unter Führung ihrer Vorgesetzten an die Speisetische; wer Zeit übrig behielt, reinigte sich noch an den bereitstehenden Wasserfässern, kühlte die erhitzten Gliedmaßen und beeilte sich dann, rasch wieder zur Stelle zu sein, denn pünktlich mit der Minute sauste zur festgesetzten Zeit der Zug weiter.

Ernst und heitere Szenen zogen im raschen Wechsel am Auge vorüber: Dort sah man die Einberufenen in ernstem Zuge von ihrem Pfarrer geführt zum Bahnhofe marschieren, hier eröffnete ein bekränzter Veteran von 1813 den Zug, und als die Zeit der Abfahrt gekommen war, wurde von tausend kräftigen Stimmen dem deutschen Oberfeldherrn ein donnerndes „Hoch!“ ausgebracht. Tief ergreifende Szenen kamen am Stuttgarter Bahnhofe vor, als dort bayrische und preußische Soldaten sich zusammenfanden, mit ausgebreiteten Armen sich umhalsen und sich den Bruderkuß gaben. Noch vor wenigen Jahren hatten sie gegeneinander gekämpft, aber im Augenblick der Bedrohung durch den alten Feind hatten sie sich wiedergefunden in Liebe und wetteifernd im Verlangen, es einander zuvorzutun in Treue und Hingebung für das geliebte Vaterland. Arm in Arm sangen Bayern, Preußen und Schwaben und zuletzt die ganze unermessliche Zuschauermenge miteinander:

„Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern find'st du nit!“

Auch dem Humor wurde Rechnung getragen. Mehrere heitere Infanteristen vom 58. Linienregiment antworteten auf die ihnen bei der Abfahrt zugerufenen Worte, daß sie ein paar Franzosen bei der Rückkehr mitbringen möchten: „Gewiß, aber ausgestopft!“ Sie haben Wort gehalten und am 4. August den Berlinern derer etliche Hundert, allerdings unausgestopft, gesendet. — Ein braver Chevaurlieger aus Rempten verabschiedete sich von seinem weinenden Mädchen mit den Worten: „Denke, Schätzkel, wenn ja die Franzosen ins Land rücken sollten, daß dann weder ich noch einer meiner Kameraden wiederkehren werden.“ Der brave Allgäuer wußte in seiner Schlichtheit kaum, welch hochsinnige Worte er an sein Liebchen gerichtet hatte.

In kerniger Soldatenart sprach ein Major vor dem Abmarsche seines Bataillons seinen Leuten zu. Seine Ermahnung lautete folgendermaßen: „Furcht kennt ihr nicht. Aber vor der Schlacht ist dreierlei gut: ein reines Gewissen, ein kurzes Gebet und ein tüchtiger Trunk!“

Auf den Waggons konnte man nicht selten recht artige Bemerkungen lesen, und namentlich die preußischen Ulanen suchten darin ihren Meister. Der eine hatte geschrieben: „Exprefzug nach Paris“, ein anderer „Eilgut nach Paris!“ und ein dritter schrieb darunter: „Eile mit Weile, er kriegt doch noch seine Reife!“

Mit den Ulanen und den andern lebensfrohen Kameraden wetteiferte ein andres lustiges Völkchen, die Studierenden unsrer Universitäten und höheren Fachschulen. Als die 200 Ersatzreservisten des 43. Infanterieregiments, größtenteils Einjährig-Freiwillige, auf dem Ostbahnhofe zu Köln sich zur Abfahrt nach dem Kriegsschauplatz einfanden, hielt ein fideler Studio noch eine Abschiedsrede an das versammelte Publikum. „Vor unsrer Abreise“, sagte er, „fordern wir noch alle auf, die an uns Ansprüche zu machen haben, seien es Schneider, Schuster, Wäscherinnen, Gastwirte usw., sich zu melden, denn jetzt ist der geeignete Zeitpunkt zur Abrechnung mit ihnen da!“ Der Anrede folgte schallendes Gelächter, und als sich niemand meldete, rief der Bruder Studio: „Gut, alle unsre Schuldbücher sind vernichtet!“ Und der endlose Zug mit den jugendlichen Kriegern brauste unter Hurra- und tausendstimmigen Abschiedsrufen davon.

In solchen stolzbangen Stunden der Erregung, der Hoffnungen und Befürchtungen fehlte es nirgends an erhebenden Momenten, in welchen das Herz laut aufpocht und wo manches Auge feucht wird, wenn es auch selbst keinem geliebten Manne mit den Blicken gefolgt ist. So am ersten Tage der Truppendurchzüge. Es war auf dem Thüringer Bahnhofe zu Leipzig. Eine deutsche Frau verabschiedete sich von dem geliebten Sohne. Aber wie sehr auch der Schmerz an ihr Herz tritt, hochsinnig und mutig bezwingt sie ihn und entläßt den hoffnungsvollen Jüngling mit den Worten: „Sei tapfer und brav, mein Sohn, mache deinem Namen und deinem Vaterlande Ehre, kehre zurück als Sieger — oder nie.“

Vater Wrangel ließ es sich nicht nehmen, die braven Kürassiere seines Regiments vor ihrer Abfahrt auf dem Ostbahnhofe zu begrüßen. Obwohl mehr ein Freund von Thaten als von Reden, hielt der alte Herr doch eine begeisterte Ansprache an seine „strammen Burschen“. „Jungens!“ rief er am Schluß, indem er seine Brieftasche öffnete, „hier ist ein Hunderttalerschein, den erhält der von euch, der den ersten französischen ‚Aldler‘ erobert; und das hier“, fuhr er zum Standartenträger gewendet fort, indem er denselben umarmte, „ist ein Fünfzigalerschein; der ist für dich bestimmt, wenn du die Standarte wieder glücklich zurückbringst!“ Das Geld wurde dem Kommandeur des Regiments behändigt, und ein tausendstimmiges Hurra aus den Kehlen der Soldaten und des Publikums ehrte das Tun des alten Feldherrn.

Es war kein Mäusch, dem sich ganz Deutschland hingab, sondern eine feste Entschlossenheit und wetteifernde Tatkraft.

Nach drei bis vier Wochen stand eine halbe Million deutscher Krieger kampfbereit an den Grenzen unsres Vaterlandes. Während dieser Zeit stiegen Millionen frommer Wünsche und Bitten zum Himmel empor. Überall wird zum Abschied die „Wacht am Rhein“ nochmals angestimmt, bis der Kommandoruf erschallt: „Einsteigen!“ Noch ein Händedruck, eine kurze innige Umarmung und ein Kuß — dann blizt es längs der Linie von Wagen — ein schriller Pfiff der Lokomotive, und die Räder beginnen zu rasseln. Tücher werden geschwenkt, von hüben und drüben ertönt ein begeistertes „Hurra!“ — und fort geht's:

„Vorwärts mit Gott für König und Vaterland!“

Fünfter Abschnitt.

Paris und die große Nation.

Schon Ludwig XIV. äußerte einmal, daß in Frankreich das Königtum wanke, sobald die Pariser von Langeweile geplagt würden. Von jeher ging daher die Haupt Sorge eines jeden Regenten dahin, das unruhige Volk auf irgendeine Art zu zerstreuen, namentlich aber es von den inneren Zuständen des Landes abzuziehen und sein Augenmerk andern Dingen, besonders nach auswärts, zuzulenken. Keiner unter den französischen Herrschern hat es besser verstanden, die schlimmen Eigenschaften seiner von Haus aus hochbegabten Bevölkerung zu beschwichtigen und im Interesse der Herrschsucht auszunutzen, als Napoleon III. Welchen Ausgang auch alle seine auf dieses Ziel gerichteten Unternehmungen finden mochten, die Pariser ließen sich wieder beruhigen, wenn man ihnen sagte, sie hätten Frankreich Ehre und Ruhm gebracht. Die Selbstüberschätzung hatte vor Ausbruch des Krieges von 1870 in Frankreich ihren Gipfel erreicht, und mit ihr auch die Lüge.

„Der König von Preußen“, also meldeten die Zeitungsschreiber von Paris, „hat sich geweigert, den Vertreter Frankreichs zu empfangen, und hat ihm durch einen diensttuenden Adjutanten sagen lassen, daß er ihm nichts mitzuteilen habe.“ Die verletzende Zumutung der Abbitte, welche man französischerseits dem greisen Monarchen gemacht hatte, verschwieg man natürlich. „Auf eine solche Unverschämtheit“, prahlten die Zeitungen weiter, „gibt es nur eine Antwort: Krieg! Unsere Regierung hat alles getan, um einem Zusammenstoße vorzubeugen, denn sie wollte den Frieden. Man ruft nicht ungestraft die Empfindlichkeit Frankreichs wach. Die Erinnerungen an 1814 lagen in Schlummer versunken; der König von Preußen hat sie brutal geweckt. Er will den Krieg; gut, wir nehmen ihn an, gestützt auf unser Recht, vertrauend auf die Überlegenheit unserer Waffen. Preußen ruft uns in die Schranken, wohl an, gehen wir über den Rhein. Die Soldaten von Jena sind bereit; nach dem ersten Anprall wird die preußische Armee vernichtet sein.“

Und den gleichen hochmütigen Ton atmete auch der Aufruf des Kaisers Napoleon an das französische Volk. Er lautete folgendermaßen:

„Franzosen! Es gibt im Leben der Völker feierliche Augenblicke, in welchen die nationale Ehre, gewaltsam gereizt, sich als unwiderstehliche Kraft aufdringt, alle Interessen beherrscht und die Leitung der Geschichte des Vaterlandes allein in die Hände nimmt. Eine dieser entscheidenden Stunden hat geschlagen. Preußen, dem wir während und seit dem Kriege von 1866 die versöhnlichsten Gesinnungen bezeugt haben, hat unserm guten Willen, unsrer Langmütigkeit keinerlei Rechnung getragen. In die Bahn der gewaltsamen Eingriffe gestürzt, hat es überall Mißtrauen erweckt, überall zu übertriebenen Rüstungen genötigt und aus Europa ein Feldlager gemacht, in welchem Unsicherheit und die Furcht vor dem nächsten Tage herrschen. Ein letzter Zwischenfall hat den Unbestand der nationalen Beziehungen enthüllt und den ganzen Ernst der Lage gezeigt. Angesichts neuer Ansprüche Preußens ließen sich unsre Beschwerden vernehmen; sie wurden umgangen, und es folgte ihnen ein geringschätziges Vorgehen. Unser Land hat darüber tiefe Erbitterung empfunden; alsbald ertönte von einem Ende Frankreichs zum andern ein Kriegsruf. Es erübrigt uns nur noch, unsre Geschicke der Entscheidung der Waffen anheim zu geben. Wir führen nicht Krieg gegen Deutschland, dessen Unabhängigkeit wir achten. Wir hegen vielmehr den Wunsch, daß die Völker, welche die große germanische Nationalität bilden, frei über ihre Geschicke verfügen. Was uns anbelangt, so fordern wir die Begründung eines Standes der Dinge, der unsre Sicherheit gewährleistet und uns wegen der Zukunft beruhigt. Wir wollen einen dauernden Frieden, auf den wahren Interessen der Völker begründet, erringen und einen unerträglich zweifelhaften Zustand zum Aufhören bringen, in welchem alle Nationen ihre Hilfsquellen darauf verwenden, um sich eine gegen die andre zu waffnen. Das glorreiche Banner, welches wir noch einmal vor denjenigen entfalten, die uns herausfordern, ist dasselbe, welches die zivilisatorischen Ideen unsrer großen Revolution durch Europa trug. Es vertritt dieselben Prinzipien, es erheischt dieselbe Aufopferung. Franzosen! Ich trete an die Spitze dieser tapferen Armee, welche von der Liebe und den Pflichten für das Vaterland beseelt ist. Sie kennt ihren Wert, denn sie sah in allen vier Weltteilen den Sieg an ihre Schritte sich heften. Ich nehme meinen Sohn trotz seiner Jugend mit mir. Er weiß, welche Pflichten sein Name ihm auferlegt; er ist stolz, seinen Anteil an den Gefahren derjenigen zu nehmen, die für das Vaterland kämpfen. Gott segne unsre Bestrebungen. Ein großes Volk, welches eine gerechte Sache verteidigt, ist unsiegbar.“

Napoleon.“

Der Kaiser hatte gesprochen, und überall hallte es wider: „Krieg,

Krieg!“ Auf die vernünftigen Einwendungen einer kleinen Zahl verständiger Männer wurde nicht gehört; selbst Louis Philipps ehemaliger Minister, der alte Thiers, jener langjährige Gegner Preußens, fand taube Ohren, als er erklärte, der Augenblick zur Einkassierung jener alten Schuld sei schlecht gewählt. Dagegen erklärten sich trotz der fanatischen Kriegsbegeisterung der Pariser nur 16 Departements in gleichem Sinne, während in 37 andern Departements die Stimmen geteilt und in 34 entschieden für Aufrechterhaltung des Friedens waren. Ja der Kaiser selbst theilte die allgemeine Siegeszuversicht, die er zur Schau trug, nicht. Aber durch ein schmerzhaftes Steinleiden war seine frühere Energie gebrochen und so hatte er sich wider seine bessere Erkenntnis durch seine Gemahlin und die Hofpartei zu dem verhängnisvollen Krieg drängen lassen. Jetzt suchte er durch große Worte nicht minder die mahnende Stimme in seinem Innern zu betäuben als das Volk zu betören.

Der Siegestaumel, bevor irgendein Erfolg errungen, die feste Zuversicht, Deutschland niederzuwerfen, berauschte die Franzosen mehr und mehr, und mit Lug und Trug steigerte man diese gefährliche Selbsttäuschung tagtäglich. Bald hieß es, daß die Wüstenöhne von Algerien zu Hunderten und Tausenden nach Frankreich aufgebrochen seien, um neben ihren Unterdrückern zu kämpfen. Dann wieder war von Bündnissen mit Oesterreich und Italien die Rede. Der König von Preußen sollte von großer Furcht ergriffen, die deutschen Soldaten, namentlich die Landwehr, mißvergnügt sein. König Wilhelm denke an Abdankung, der Kronprinz werde den verhassten Grafen Bismarck entlassen usw.

War es da zu verwundern, daß der Pariser Pöbel in fanatischer Lust durch die Straßen tobte und jauchzend rief: „Nieder mit Preußen, nieder mit Bismarck! Auf nach Berlin!“ Die Schauläden der Buch- und Kunsthändler waren mit kriegerischen Zeichnungen von oben bis unten behängt. Man sah da einen Zuaven, der ein ganzes Bataillon Preußen in die Flucht schlug, einen Turko, der eine Schwadron Reiter als Gefangene einbrachte, ja selbst Napoleon III. fehlte nicht, mit eherner Ruhe auf einem feurigen Rosse inmitten dichten Granatenhagels haltend. — Natürlich wurden durch die Sicherheit, mit welcher man im kaiserlichen Palaste, in den Tuilerien, vom Siege über Deutschland sprach, die Massen nur noch mehr betört. Die Äußerungen des Kriegsministers Leboeuf: „Wir werden einen Spaziergang nach Berlin machen“, und des Kaisers: „Ich werde den Frieden in Königsberg unterzeichnen!“ — diese Äußerungen wurden zu geflügelten Worten, und ganz Frankreich sprach sie gedankenlos nach. Man war seiner Sache so gewiß, daß hohe Wetten angeboten wurden, daß die Franzosen am 15. August in Berlin einziehen würden. Zur Ausbeutung des Saarkohlenbeckens bildete sich

bereits eine Gesellschaft mit ungezählten Millionen. Im Ministerium des Innern liefen 67 Bewerbergesuche für die Präfekturstelle in Mainz ein. Während es an genügendem Kartenmaterial für Frankreich fehlte, verkauften die Händler die Karten des Kriegstheaters, das sich von der französischen Grenze bis nach Berlin erstreckte; die erste Sängerin der kaiserlichen Oper versprach, in ihren Glanzrollen in Berlin aufzutreten, sobald Napoleon eingezogen sein würde. Die Ostbahngesellschaft wurde aufgefordert, Vergnügungszüge in großartigem Maßstabe einzurichten, denn ganz Paris wollte dem feierlichen Einzuge der siegreichen französischen Truppen in Berlin beiwohnen! Der Laumel ward zum wüsten Rausche, als man dem betörten Volke gestattete, die französische Freiheits- und Schlachtenhymne aus dem Jahre 1792, die bisher arg verpönte „Marseillaise“, zu singen.

Dieser Laumel ließ allerdings in den höheren Kreisen etwas nach, als die erwarteten Zustimmungen vom Auslande ausblieben, als im Gegenteil die englische Presse sich in herbem Tadel gegen Frankreichs Friedensstörung erging, als man zu seinem höchsten Verdruß merkte, daß mit einem Male aller bisheriger Zwist, der Deutschland geteilt hatte, schwieg, als die Südstaaten sogar mit aller Entschiedenheit gegen den Unruhestifter in die Schranken traten. Jetzt — freilich zu spät — kam nach und nach die Erkenntnis, daß man leichtsinnig in ein bedenkliches Abenteuer sich gestürzt habe. Andre Mittelchen sollten nun helfen.

Ein Beschluß der Genfer Konvention vom Jahre 1868 bestimmte, daß in Zukunft bei keiner Kriegsführung mehr Sprenggeschosse aus Gewehren angewendet werden sollten. Alle Militärmächte traten diesem Beschlusse bei, auch Deutschland. Trotzdem sprengte die französische Regierung aus, Baden nehme hinsichtlich jener Vereinigung eine Ausnahmestellung ein. Natürlich verschwieg man es dem französischen Volke, als die badische Regierung laut und vernehmlich erklärte, daß sie ja längst dem Vertrage beigetreten sei; man fuhr fort, Stadt und Land gegen die Deutschen aufzustacheln und den „deutschen Barbaren“ die unglaublichsten Dinge nachzusagen. Die erhoffte Wirkung dieser Niederträchtigkeiten blieb nicht aus. Die Aufregung und der Haß gegen alles Deutsche überstieg in Paris alle Grenzen.

Allein alle künstlich hervorgerufenen Wutausbrüche, alle Schöneredereien und Prahlereien konnten nicht lange anhalten. Die Ernüchterung blieb nicht aus, als trotz aller gerühmten Sicherheit die Festungswerke von Paris und die äußeren Forts in Verteidigungszustand versetzt wurden. Selbst die lächerliche Komödie, als den Stabsoffizieren Bänder zu den Dekorationen, welche „beim Einzug in Berlin“ angelegt werden sollten, noch vor dem Abmarsch aus Paris zugeteilt wurden, wollte

nicht recht zünden. Die in Paris sich sammelnden Truppen zeigten sich mehr betrunken als siegestrunken, und während der Zeit großartigsten Aufschwungs in Deutschland hatte sich über Paris eine schwüle Stimmung gelagert, welche kaum drückender hätte sein können, wenn die Preußen einige Meilen von den Mauern der Hauptstadt gestanden hätten. Selbst die Redensarten des Kaisers verfingen nicht mehr recht, und seine leeren Prahlereien blieben unbeklatscht. Nun ward die Komödie mit dem kaiserlichen Prinzen, der seinen kaiserlichen Vater auf den Kriegsschauplatz begleiten mußte, in Szene gesetzt — doch auch sie fand nur mäßigen Beifall. Daß der Abschied vom Thronerben, daß die Verteilung seiner Locken unter die Hofdamen der Kaiserin manche erheuchelte und ungeheuchelte Träne vergießen machte, ist natürlich.

Unter solchen Umständen fand es Napoleon ratsam, am 28. Juli Paris in aller Stille zu verlassen. Bei seiner Abreise nach Metz ernannte der Kaiser seine Gemahlin Eugenie zur Regentin von Frankreich. In Metz angekommen, erließ Napoleon an die „Rheinarmee“, welche Bezeichnung den zusammengezogenen französischen Heeresteilen beigelegt wurde, eine Proklamation, in welcher sich Pathos und Redeschwall breit machten.

„Ich stelle mich an eure Spitze, um die Ehre des vaterländischen Bodens zu verteidigen“, so hieß es in jener Ansprache. „Ihr werdet eine der besten Armeen Europas bekämpfen, doch auch andre Armeen, welche ebenso vorzüglich waren, konnten eurer Tüchtigkeit nicht widerstehen. Ein Gleiches wird diesmal der Fall sein. Der Krieg wird lang und mühevoll sein, aber nichts übertrifft die zähe Kraft jener Soldaten, welche in Afrika, der Krim, in Italien und Mexiko kämpften. Welchen Weg immer wir außerhalb der Grenze des Vaterlandes einschlagen, wir finden stets die ruhmreichen Spuren unsrer Väter und werden uns dieser würdig zeigen. Ganz Frankreich begleitet euch mit glühenden Wünschen, das Weltall hat seine Augen auf euch gerichtet, von unserm Erfolge hängt das Schicksal der Freiheit und der Zivilisation ab; tue jeder seine Pflicht, der Gott der Schlachten wird mit uns sein.“

Es waren dieselben Franzosen, an welche Napoleon III. so vollklingende Worte richtete; nur noch eitler und großsprecherischer waren sie als ihre Väter. Die Deutschen dagegen waren in der harten Schule der bitteren Lebenserfahrungen völlig andre, sie waren unterdessen auch einig geworden. Und wie die Väter vor 30 Jahren, als die französische Ländergier im Jahre 1840 unsern vaterländischen Strom bedrohte, in heiligem Zorne sich erhoben, so sangen auch die Jungen im Jahre 1870:

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein!

Napoleon III. rief in seiner Proklamation „den Gott der Schlachten“ an — wir glaubten nur an einen Gott der Wahrheit und Gerechtigkeit, des Friedens und der Barmherzigkeit, und dieser wendete sich ab von dem Manne, welcher leichthin aus eitler Selbstsucht den Niesenkampf heraufbeschworen hatte.

Die Stunde der rächenden Vergeltung nahte heran!

Sechster Abschnitt.

Die „große Armee“ Frankreichs und unser „Volk in Waffen“.

In den Reihen des französischen Heeres war manches nicht so, wie es sein sollte. Während bei uns jeder Sohn des Landes zu dessen Schirm und Schutz die Waffen trug, bestand der Kern des französischen Heeres zum großen Teil aus Berufssoldaten, während die militärpflichtigen Bürger- und Bauernsöhne, wenn sie es nur irgend vermochten, sich vom Dienste loskauften. Hierzu traten eine Menge Abenteuerer und Kriegslustige aus aller Herren Ländern, unruhige Köpfe, welche sich in der bunten Uniform der Zuaven gefielen, und zu denen sich Söldnerscharen wie die Fremdenlegionäre gesellten; endlich die vermeintlichen „Schreckgestalten“ aus Afrika, die eingeborenen Horden Algeriens. Daß bei solch einem zusammengewürfelten Heere von echter Begeisterung, von reiner Vaterlandsliebe nicht viel die Rede sein konnte, ist begreiflich, aber dem größten Teile dieser Soldateska fehlte auch der Kern aller militärischen Tüchtigkeit, die Mannszucht. Die eigentümliche Zusammensetzung des französischen Heerkörpers, die Beförderungsverhältnisse, der Umstand, daß von einem wirklich gebildeten Offizierkorps nicht die Rede sein konnte — ging doch mehr als die Hälfte desselben aus der Unteroffiziersklasse hervor — endlich die entsittlichenden Folgen des napoleonischen Regiments, alles dies trug dazu bei, die Kriegstüchtigkeit dieser Armee sehr zu vermindern.

Die französische Streitmacht, damals während des Friedens vorzugsweise nur nach Waffengattungen gegliedert, bestand beim Ausbruch des Krieges aus einem Korps Garde und sieben weiteren Armeekorps. Die Infanterie der Garde rekrutierte sich aus den Linientruppen durch Leute, welche bereits ein Jahr brav gedient hatten, aus altgedienten *Nengagés*, d. h. Stellvertretern für Militärpflichtige, die sich frei gekauft hatten, endlich aus Freiwilligen auf fünf Jahre. Diese Elitetruppe war

vom Kaiser auf alle Weise bevorzugt, gehegt und gepflegt worden. Die Uniform der Garde schloß sich den alten Überlieferungen der Kaiserzeit des ersten Napoleon an; die Grenadiere trugen die bekannten hohen Bärenmützen und die großen Epauletten von roter Wolle gleich den Veteranen Napoleons I.

Auch die Linieninfanterie war gut bewaffnet und mit allem ausgerüstet, was der Soldat im Felde braucht. Doch konnten sich die kleinen schwächtigen Leute nicht den Kraftgestalten aus Pommern, Westfalen, Schlesien und Altbayern zur Seite stellen.

Die Chasseurs à pied oder Jäger zu Fuß, aus den Gebirgsgegenden Frankreichs, allerdings auch klein von Statur, aber nervig, kräftig und gewandt, bildeten den tüchtigsten Teil der französischen Infanterie.

Die Zuaven, ebenfalls der Infanterie der Linientruppen angehörig, waren meist freiwillige Abenteuerer, Pariser Kinder, verlorene Söhne vornehmer Häuser, selbst des Auslandes, die sich in dem bunten, maleurischen Kostüm jener leichten Infanterie wohlgefielen, aber trotz aller lockeren Disziplin und mancherlei Ausschreitungen, zu denen sie sich hineigten, zu den in Wort und Bild am meisten gefeierten Soldaten der französischen Armee gehörten. Die Zuavenregimenter befanden sich stets auf Kriegsfuß.

Außerdem zählte zur Infanterie der Linie noch ein Regiment leichter afrikanischer Infanterie, welches sich aus Soldaten aller Waffen ergänzte, die wegen eines militärischen Verbrechens mehr als drei Monate Festungshaft zu verbüßen und dann noch 1—1½ Jahre zu dienen hatten. Sie sind wohl diejenigen Truppen, welche in Frankreich „Zephyrs“ genannt wurden. Ihre Uniform war übrigens derjenigen der Linieninfanterie ganz ähnlich.

An die vorgenannten, aus Dienstpflichtigen, Freiwilligen, Stellvertretern und andern gebildeten Truppen schlossen sich die geworbenen Truppen.

Es waren diese das Fremdenregiment, gewöhnlich die Fremdenlegion genannt, und die unter dem Namen Turkos bekannten drei Regimenter algerischer Schützen.

In der Fremdenlegion dienten vorzugsweise Ausländer, die sich aus irgendwelchen Gründen nach Frankreich gewandt hatten, und sich hier aus Not, Verzweiflung oder aus Kriegslust und Latendrang anwerben ließen. Sie sind meist in Afrika zur Unterjochung der Wüstenbewohner, aber auch in andern Orten, z. B. in der Krim, als Kanonensfutter gebraucht, den eingeborenen Regimentern nachgestellt und demgemäß behandelt worden.

Die Turkos, eingeborene algerische Schützen, bestanden aus Kabylen, Negern und andern Afrikanern, während ihre Offiziere und Unteroffiziere fast durchweg Franzosen waren. Die Uniform, im Schnitt die allgemein bekannte der Zuaven, unterschied sich von jener der letzteren nur dadurch, daß die Jacke und deren Brustteil mit gelbem Besätze verziert war; sie trugen rote Schärpen und weiße Turbans. Disziplin, Kaltblütigkeit und Manövrierfähigkeit fehlte diesen Horden gänzlich. Es hieß



Turko, Zephyr und Zuave.

wahrlich aller Zivilisation ins Gesicht schlagen, daß man französischerseits solches Gefindel in einem europäischen Kriege verwendete.

Die Reiterei der französischen Armee zerfiel in die der Garde, der Linie, sowie in die geworbene afrikanische Kavallerie, die sogenannten Spahis, welche indessen auch den Linientruppen beigezählt wurde. Garde- und Linientruppen schieden sich wiederum in Reservekavallerie, zu der die Kürassiere und Karabiniere, Linienkavallerie, zu der die Dragoner und Ulanen, und leichte Kavallerie, zu welcher Jäger zu Pferde (Chasseurs à cheval), Guiden, Husaren, Chasseurs d'Afrique und endlich auch die geworbene Kavallerie, die Spahis, gehörten. Außerdem verfügte Napoleon III. noch über die Escadron des Centgardes und

die Escadron des Gensdarmes d'élite, Palasttruppen für seinen persönlichen Dienst.

Die Mannschaften der Kavallerie wurden meist aus Elsaß-Lothringen sowie aus den französischen Landschaften ausgehoben, in welchen man Pferdezucht trieb, wie z. B. die Normandie. Die Pferde, für die schwere und die Linienkavallerie aus Frankreich, für die leichte und afrikanische aus dem südlichen Frankreich und aus Afrika entnommen, waren dank der großen Sorgfalt, welche Napoleon III. der Landespferdezucht zugewendet hatte, meist gut. Dagegen fehlte es der gesamten Reiterei vielfach an der durchgreifenden sorgfältigen Durchbildung im einzelnen, welche im Felde eine gute Pflege und bessere Erhaltung des Pferdematerials sichert. Auch war gerade bei der Kavallerie zu wenig für Ausbildung in Sicherheits- und Aufklärungsdienste geschehen. Die Uniformierung der Kavallerie war, namentlich bei der Garde, sehr bunt, die Ausrüstung dagegen in jeder Beziehung vorzüglich zu nennen.

Die besten Offiziere und Soldaten der französischen Armee hatte die Artillerie aufzuweisen. Gleichwohl stellte sich schon in den ersten Schlachten die Überlegenheit der preussischen Artillerie über die französische in glänzendster Weise heraus. Dies haben die französischen Generale selbst zugeben müssen, und Mac Mahon hat diesen Umstand ganz besonders hervorgehoben, um die unerhörte Niederlage von Sedan einigermaßen zu beschönigen.

Im allgemeinen stand der französische Soldat in gründlicher Ausbildung, keineswegs aber in kriegerischer Beanlagung hinter dem deutschen zurück. Das viel geschmähte preussische Drill- und Paradewesen zeigte auch in diesem Kriege als Mittel zur Aufrechterhaltung von Disziplin und Ordnung seine Vorzüge.

Hören wir, was der militärische Berichterstatter einer belgischen Zeitung (L'Indépedance), die in jenen Tagen meist in gehässiger Weise unsere Verhältnisse besprochen hat, in bezug auf die kriegerische Ausbildung der Deutschen beobachtet hat. Derselbe erzählt, was er am Schlachttag von Sedan gesehen. „Keine Spur der entsetzlichen Partie war zu sehen, welche die Deutschen eben gespielt und gewonnen hatten. Soldaten stiegen zum nächsten Bach herab, um Wasser für ihre Pferde zu schöpfen. Feuer waren angezündet, an denen bereits die Suppe kochte. Überall Gruppen von Soldaten, die ihre Uniform bürsteten, ihre Kleider ausbesserten und Knöpfe an dieselben annähten. Es ist wunderbar! Solch eine friedliche Sorge um Regelmäßigkeit und Reinlichkeit, so viel bürgerlicher Ordnungssinn nach einem so blutigen Drama! Dieser mächtige Gegensatz zum Treiben des französischen Soldaten hat uns tief bewegt. Das aber ist deutscher Charakter, das will das deutsche Temperament.

Diese heldenmütigen Leute kennen keine Leidenschaftlichkeit, sie sind stark, mutig, aber auch ruhig. Gut geordnet, methodisch aufgestellt und geführt, erfüllen sie ihre Aufgabe mit großer Umsicht, nachdem sie mit kaltem Blut ihr Leben eingesetzt. Sie vergessen niemals ihre Pflichten, und selbst ihre Pferde kennen und beobachten die Regel; auch sie zeigen nicht am unrechten Orte ein unnützes aufflackerndes Feuer. Ich finde diese Mischung von bürgerlicher Einfachheit und unbeugsamer Entschlossenheit ergreifend. Die Deutschen suchen nur Einheit und Größe und nicht die verwegenen Stellungen und gefährlichen Gruppierungen des alten Griechenlands; sie besitzen eine Ruhe und ein Vertrauen, das nichts erschüttert. Man dünkte, sie betrachteten sich als die Vollstrecker des göttlichen Willens.“ — „Wahrlich,“ meinte ein französischer Offizier, „man fühlt sich nicht erniedrigt, von solch einem Volke besiegt worden zu sein.“

Die französische Nationalgarde, welche unsrer Landwehr entsprechen sollte, war weiter nichts als ein uniformierter bewaffneter Haufen ohne jede kriegerische Zucht und Übung, in günstigem Falle zur Verteidigung hinter Mauern und Wällen geeignet.

Das numerische Übergewicht des deutschen Heerkörpers über den französischen, dessen Kopfzahl sich bei der ungleichen Stärke seiner erst allmählich vervollständigten Bataillone und Schwadronen nicht genau feststellen ließ, war einleuchtend. Und was waren es für Truppen! Kernhafte, kraftvolle Männergestalten traten uns aus allen Gauen Deutschlands entgegen; deutsche Bildung und einfache deutsche Sitten fanden sich in allen Heeresteilen.

Unsre Infanterie stand nicht bloß auf dem Papiere, wie in Frankreich, sondern sie war in vollster Stärke vorhanden, als es galt, ins Feld zu ziehen, und sie hatte nur vollkommen ausgebildete Soldaten, die Blüte unsres Volkes vom 19. bis 32. Lebensjahre, aufzuweisen. Daß solch ein Fußvolk es mit der Elite des französischen Heeres aufnehmen würde, war vorauszusehen. Von einem Vergleiche unsrer Kavallerie mit der französischen konnte nicht die Rede sein. Mitte September 1870 gab es überhaupt keine französische Reiterei mehr. Die deutsche Artillerie hat in den Schlachttagen bei Metz bewiesen, was sie vermochte; sie hat den glänzenden Sieg bei Sedan entschieden.

Beide Heere standen natürlich hinsichtlich ihrer Bewaffnung auf der Höhe der Zeit. Ja, die französischen Fußtruppen hatten, was die Bewaffnung betrifft, etwas voraus. Auf beiden Seiten führte die Infanterie gezogene Hinterladergewehre, deren Systeme jedoch voneinander abwichen. Die deutsche Armee bediente sich in der Hauptmasse noch des Zündnadelgewehrs, das sich 1866 so vortrefflich bewährt hatte (die Bayern besaßen

in dem Werdergewehr ebenfalls eine vorzügliche Waffe); Frankreich hatte die Einführung des Chassepotgewehrs vollendet, eine Nachahmung des Zündnadelgewehrs, von dem es sich vorzugsweise durch ein kleineres Kaliber unterschied; die Tragweite des Chassepots war aber bei weitem größer als die des Zündnadelgewehrs, was sich im Laufe des Feldzuges oft genug fühlbar machte. Bei der Kavallerie spielt die Handfeuerwaffe eine untergeordnete Rolle, doch ist sie bei der leichten Reiterei immerhin von Wichtigkeit. Die deutschen Reiter waren mit Hinterladerkarabinern bewaffnet; die schwere Kavallerie führte nur Pistolen. Die französische leichte Reiterei war nur zum kleineren Teile mit Chassepotkarabinern ausgerüstet. Die Hieb- und Stichwaffen der Kavallerie waren auf beiden Seiten ebenfalls ungleich; besonders an die langen Lanzen der deutschen Ulanen werden die Franzosen zeitlebens denken.

Die deutsche Feldartillerie führte ausschließlich Hinterlader aus Krupp'schem Gußstahl, welche in ihren beiden Kalibern (Sechspfänder oder 9 cm- und Vierpfänder oder 8 cm-Geschütze) den nach dem System La Hitte gezogenen französischen Vorderladern an Trefffähigkeit und Wirkung entschieden überlegen waren. Die Geschosse der Artillerie waren auf beiden Seiten Hohlgeschosse, und zwar führte die französische Artillerie Granaten und Schrapnells, die deutsche fast ausschließlich Granaten; nur die sächsische Artillerie besaß Schrapnells. Die alten Büchsenkartätschen waren ebenfalls beiderseits noch vertreten, kamen aber nur selten zur Verwendung.

Die französische Artillerie führte ferner noch die Mitrailleuse, bekanntlich ein Geschütz, dessen Rohr aus der Vereinigung von 25 gezogenen Gewehrläufen von dem Kaliber 13,9 mm bestand, und das, durch besonderen Mechanismus geladen und abgefeuert, die höchste Steigerung des Schnellfeuerns mit Infanteriegeschossen auf etwa 1300 m gestattet. Doch blieb die Wirkung der „Kugelspritze“ hinter den Erwartungen der Franzosen zurück, da die fern treffende deutsche Artillerie die Mitrailleusen stets sehr bald vertrieb, so oft sie überhaupt sichtbar wurden.

So war denn Frankreich uns weder in bezug auf die Zahl der Streiter noch auf deren Ausrüstung voraus. Wie es bei den Franzosen hinsichtlich der Führung, der Gewandtheit und Tapferkeit der Truppen aussah, und wie man hüben und drüben die gebotenen Hilfsmittel zu benutzen mußte, werden wir im Verlaufe der nächsten Abschnitte sehen.

Siebenter Abschnitt.

Die Wacht am Rhein.

Als König Wilhelm dem französischen Botschafter zu Ems jene ablehnende würdige Antwort gegeben, welche die Arglistigen des Tuilerienpalastes zu Paris als Vorwand benutzten, die Kriegsfackel zu entzünden, als der Krieg unvermeidlich geworden schien und in jedem Herzen Angst und Zuversicht stritten: da ertönte aus dem Munde von Tausenden ein Lied, das man bisher nur hier und da in Männergesangsvereinen gesungen hatte. Dieses Lied diente der hier und da auftauchenden Sorge und Befürchtung als Antwort; es brauste bald hin über ganz Deutschland und immer weiter, erinnernd an die Wirkung der begeisterten Kriegsgesänge während des Befreiungskampfes 1813 bis 1815. Es bestärkte die stolze Zuversicht zu unsrer Wehr und Waffe und das Vertrauen auf den Sieg unsrer guten Sache. „Lieb Vaterland, magst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht am Rhein!“ — unter diesen Klängen zogen unsre Brüder in den Kampf und betraten Frankreichs Boden; jeder Sieg wurde mit diesem Liede begrüßt und gefeiert.

Die Entstehung dieses nationalen Liedes fällt in das Jahr 1840, als damals Thiers dem Verlangen Frankreichs nach der deutschen Rheingrenze Worte lieh. Max Schneckenburger, ein schlichter Kaufmann, geboren 17. Februar 1819 zu Thalheim in Württemberg, dichtete jenes Lied, das seitdem den Deutschen tief ins Herz gewachsen ist. Er starb am 3. Mai 1849, ohne die All-Deutschland begeisternde Weise von Karl Wilhelm gekannt zu haben, nach der man sein Lied heute singt.

Fast unmittelbar nach der Kriegserklärung waren die französischen Truppen, ohne das Eintreffen der Ergänzungsmannschaft und der Ausrüstung abzuwarten, aus ihren Standorten aufgebrochen. Dieses Vorgehen, das an sich bedenklich erscheinen mußte, war nur durch die Absicht zu erklären, durch rasches Vordringen den Aufmarsch der deutschen Heere zu stören und durch die augenblickliche Übermacht möglichst große Erfolge zu erringen. Allgemein erwartete man deshalb eine Invasion

in deutsches Gebiet und — trotz alles Vertrauens auf den schließlichen Sieg der gerechten Sache — sahen die deutschen Grenzbewohner schweren Herzens der nächsten Zukunft entgegen. Indes Tag um Tag verging, der August kam heran, ohne daß eine größere französische Abteilung sich jenseit der Grenze erblicken ließ. Wie kam das nur?

Die französische Heeresleitung beabsichtigte in der Tat, den Deutschen durch einen überraschenden Angriff zuvorzukommen. Die Flotte sollte ein größeres Landungsunternehmen durchführen und so einen Teil der preussischen Streitkräfte im Norden festhalten, das Heer aber, unter Umgehung der großen Festungen, ungesäumt den Rhein überschreiten und die süddeutschen Truppen, die, wie man glaubte, den Schwarzwald verteidigen würden, gleich anfangs von der norddeutschen Hauptmacht trennen, die, wie man wiederum annahm, hinter dem Rhein sich sammeln und den Angriff abwarten werde. Alle verfügbaren Truppen — 332 Bataillone, 220 Schwadronen, 924 Geschütze, insgesamt an die 300 000 Mann stark — sollten zu diesem Ende eine einzige Heeresmasse, die Rheinarmee, bilden, deren Leitung der Kaiser selbst übernehmen wollte. Indes die Ausführung dieses Planes stieß von vornherein auf erhebliche Schwierigkeiten. Für den Vorstoß gegen Süddeutschland war das Elsaß die gegebene Operationsbasis. Die Leistungsfähigkeit der Eisenbahnen war aber nicht groß genug, um den Transport so großer Truppenmassen nach einer Richtung bewerkstelligen zu können. Nur 100 000 Mann war man imstande nach Straßburg zu bringen; 150 000 mußten bei Metz den Schienenweg verlassen, während die restlichen 50 000 Mann als Reserve im Lager von Chalons blieben. Als Sammelpunkte waren den acht Korps, in welche sich die Armee gliederte, angegeben Nancy (für die kaiserliche Garde unter General Bourbaki), Straßburg (für das I. Korps unter General Frossard), Metz (für das II. Korps unter Marschall Bazaine), Diedenhofen (für das IV. Korps unter General Ladmirault), Bitsch (für das V. Korps unter General Faily), Chalons (für das VI. Korps unter Marschall Canrobert), Belfort (für das VII. Korps unter General Felix Douay). Es kamen also nur zwei Korps nach dem Elsaß, während fünf sich an der Mosel sammelten. Ein Vorgehen verbot sich aber aus einem andern Grunde von selbst: die Truppen an der Grenze waren nichts weniger als schlagfertig. Mit überstürzter Hast waren sie aus ihren Garnisonen aufgebrochen und hatten nun weder ihre Mannschaften noch ihr sonstiges Material. Die einberufenen Reserven sollten von Depots gesammelt und ihren Regimentern nachgeschickt werden; aber alle Bahnhöfe waren überfüllt, die Eisenbahnen zum Teil schon nach den ersten Tagen verstopft; überall herrschte die größte Verwirrung und Unordnung. Bei den Depots wußte man oft

nicht, wo die Regimenter sich befanden, an die die Mannschaften abgehen sollten; man schob sie hin und her oder sie blieben irgendwo liegen. Und trafen sie dann endlich am Bestimmungsorte ein, so fehlte es wieder an den notwendigsten Ausrüstungsgegenständen. Man hatte weder Munition noch genug Proviant noch das sonst nötige Material. Anstatt in Magazine da und dort hinterlegt, war alles in Paris konzentriert gewesen und konnte nun nicht rasch genug verteilt werden; man mußte die Truppen auf die Bestände der Festungen verweisen. Den Korps und Divisionen fehlten die Trains, die Lazarette und fast das ganze Verwaltungspersonal, den Stäben die Karten uff. Klage über Klage lief in Paris beim Kriegsministerium ein, Beschwerde über Beschwerde; schließlich gab dieses es auf, Ordnung in das Chaos bringen zu wollen und überließ es den Truppen, sich durchzuhelfen, so gut es eben ging. So kam es, daß, als am 28. Juli der Kaiser in Begleitung des bisherigen Kriegsministers Lebouef, der zum Generalstabschef ernannt worden war, in Metz eintraf und den Vormarsch anbefahl, die Marschälle ihm erklären mußten, ein solcher sei bei dem herrschenden Zustande zunächst einfach unmöglich: wußte man doch im Hauptquartier von ganzen Heeresteilen nicht genau, wo sie eigentlich standen. Auch die Stärke war unzulänglich: die Zahl der tatsächlich vorhandenen Mannschaften entsprach nirgends den Angaben auf dem Papier und anstatt der berechneten 300 000 hatte man zunächst nicht mehr als etwa 250 000 Mann zur Verfügung, trotzdem man eine einzige Division zur Beobachtung an der spanischen Grenze zurückgelassen und nur das Notwendigste in Algier, eine ganz schwache Abteilung in Civita Vecchia zurückgelassen hatte. Die Flotte lief aus, aber ohne Landungskorps. Man mußte sich allmählich mit dem Gedanken vertraut machen, daß man, anstatt in Feindesland einzufallen, im eignen Lande den Angriff des Feindes würde abzuwarten haben. Dazu kam nun noch, daß man infolge der allgemeinen Unordnung, der ungenügenden Ausbildung des Generalstabes und der geringen Geübtheit der Reiterei im Kundschafterdienste über die Aufstellung und Stärke der deutschen Armeen durchaus im unklaren war. Die Führer zeigten eine unsichere, schwankende Haltung, es erfolgten unzweckmäßige, einander widersprechende Befehle. So z. B. meinte man zu wissen, daß ein starkes Heer der Deutschen zwischen Mainz und Koblenz sich sammelte, eilends schickte man Verstärkung von Straßburg nach Metz hin, während man doch vielmehr die Truppen von der Saar an den Rhein hätte in Bewegung setzen sollen. Die Absicht, in Süddeutschland einzubrechen, war offenbar aufgegeben.

Indes vollzog sich in Deutschland die Mobilmachung mit der größten Ruhe und Umsicht, mit der Pünktlichkeit eines Uhrwerks. Moon

sprach es selbst aus, er sei nie ruhiger gewesen, als in den Tagen nach Erlaß des Mobilmachungsbefehles: so wohl war alles vorbereitet. Und in der Darlegung des Generals von Moltke befand sich eine Stelle, welche, wäre sie in den Tagen der Sorge zur allgemeinen Kenntniss gelangt, manches niedergedrückte Gemüt aufgerichtet haben würde. Sie lautet nach dem Generalstabswerke wie folgt:

„Unsre Mobilmachung ist bis in das letzte Detail hinein vorbereitet. Sechs durchgehende Eisenbahnen sind für den Transport nach der Gegend zwischen Mosel und Rhein verfügbar. Schon am zehnten Tage können die ersten Truppenabteilungen unweit der französischen Grenze anlangen und am dreizehnten die vollständig kampferüsteten Truppen von zwei Armeekorps sich daselbst versammeln. Mit dem achtzehnten Tage ist diese Ziffer bereits auf 300 000 Mann gestiegen. Diesen Tatsachen gegenüber liegt durchaus kein Grund vor, anzunehmen, daß die Ansammlung der französischen Armee schneller bewirkt werden könnte.“

Schon wenige Tage nach der Mobilmachung strömten von allen Seiten die deutschen Truppen herbei und sammelten sich um Trier, in Mainz und dessen Umgebung sowie zu beiden Seiten des Rheins (um Mannheim bis hinein in die bayrische Pfalz). Überall zeigte sich gleiche Zuversicht und Kampflust; der getrost heitere Sinn im Volke sprach sich ohne Unterlaß in tausend Zügen aus. Gar mancher brave Mann vom Dorfe war bisher niemals über das Weichbild seiner Garnisonstadt hinaus gekommen, nun sah er Städte und Menschen in Menge; die Bewohner der nordischen Ebene blickten hinauf zu den Bergen und Höhen Thüringens und der gesegneten Rheinlande; die Leute aus dem Osten sahen ihn, den heimatischen Strom, zu dessen Schutz sie ausmarschiert waren, sie sahen die freundlichen Städte und heiteren Bewohner der Main-, Rhein- und Neckargebiete und der Pfalz, und alle sangen und schwuren den Franzosen zu: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!“

Wiewohl sich mit jedem Tage die Befürchtung verringerte, daß die Franzosen in ihren Rüstungen uns wesentlich voraus seien, lag trotzdem die Gefahr nahe, daß der Feind, bevor sich die preußischen Heeresteile in der Pfalz in hinreichender Anzahl eingefunden, in Baden und Württemberg eindringen könnte, zumal die eiserne Gitterbrücke über den Rhein zur Verbindung von Kehl und Straßburg gewissermaßen zum Übergang einlud. Die Gelegenheit zu solchem bequemen Vormarsche schnitt man jedoch dem Feinde einfach dadurch ab, daß man am 22. Juli den badischen Brückenteil durch Sprengung des einen Strompfeilers von Kehl aus unbrauchbar machte. Außerdem wurden im Bienwald, an der Grenze der bayrischen Pfalz und an der Eisenbahn Erdwerke und Barrikaden vorbereitet, die fliegenden Brücken zwischen Hüningen und Lauterburg

abgefahren, die Landbevölkerung auf freiwilliges Erbieten zur Grenzwaſche herangezogen. Nur der Rheinübergang bei Maxau mußte des eignen Aufmarsches wegen ſo lange wie möglich behauptet werden; doch waren auch hier alle Vorbereitungen zu raſcher Entfernung der Brücke getroffen.

Deutſcherſeits war auf Grund einer von Moltke ausgearbeiteten Denkschrift beſchloſſen worden, die geſamten verfügbaren Streitkräfte in drei geſonderte Heereskörper zu gliedern. Den rechten Flügel ſollte die erſte Armee bilden, die ſich bei Wittlich zu verſammeln hatte, unter Führung des Generals von Steinmeß. Sie umfaßte größtenteils Mannſchaften aus Weſtfalen, der Rheinprovinz und Oſtpreußen, und war zunächſt nur aus dem VII. und VIII. Armeekorps unter dem Kommando der Generale von Zaſtrow und von Goeben, ſowie aus der 3. Kavalleriedivision unter Generalleutnant von der Gröben gebildet: etwa 60 000 Mann.

Die zweite Armee, unter dem Befehl des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, bildete ſich aus den Garden ſowie dem III., IV., IX., X. und XII. (ſächſiſchen) Armeekorps. Korpskommandanten waren: Prinz Auguſt von Württemberg, General von Alvensleben II., General von Alvensleben I., General von Manſtein, General von Voigts-Rheß und Kronprinz Albert von Sachſen. Es umfaßte die Mannſchaften aus Brandenburg, Provinz Sachſen, Schleswig-Holſtein, den drei freien Städten, Oldenburg, Braunſchweig, Hannover. Außer der Gardekavalleriedivision (Graf von der Goltz) und der ſächſiſchen Kavalleriedivision (Graf zur Lippe) waren der zweiten Armee noch die 5. Kavalleriedivision (Rheinbaben) und die 6. Kavalleriedivision (Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin) beigegeben. Davon ſollten das III., IV., X. Gardekorps und die beiden Kavalleriedivisionen in der Gegend von Homburg und Neunkirchen, etwa 134 000 Mann ſtark, das Zentrum bilden, während das aus der 18. und der heſſiſchen Division kombinierte IX. Korps und das königlich ſächſiſche XII. Korps vorwärts Mainz eine Reſerve von etwa 60 000 Mann formierten.

Der Befehlshaber der zweiten Armee war ein bereits mehrfach erprobter Heerführer. Prinz Friedrich Karl, geboren am 20. März 1828, war ein Sohn des verewigten Generalfeldzeugmeiſters und Chefs der geſamten preußiſchen Artillerie, Prinzen Karl, des Bruders König Wilhelms. Der Prinz zeigte von Jugend auf lebhaftes Teilnahme und Neigung für alles, was mit dem Kriegswesen zuſammenhängt, und der zwanzigjährige Jüngling ſtand ſchon 1848 in Schleswig im Felde und zeichnete ſich beim Sturm auf das Danewerk ſowie im Gefecht bei Düppel als tapferer Streiter aus. Das Jahr 1849 führte ihn als Major in den Stab ſeines Oheims, des nachmaligen Königs Wilhelm, als dieſer



Friedrich Karl von Preußen
Generalfeldmarschall.

Prinz Friedrich Karl von Preußen.

in Baden die Herrschaft des Gesetzes wieder aufrichtete. Hier zeichnete der Neffe des Prinzen von Preußen sich namentlich in einem Gefecht bei Wiesenthal aus; beim mutigen Vorgehen an der Spitze einer Husarschwadron wurde er selbst verwundet. Beim Tode des Königs Friedrich Wilhelm IV. war Prinz Friedrich Karl bereits Generalleutnant und wurde bald darauf Kommandeur des brandenburgischen Armeekorps. Den Feldzug gegen Dänemark im Jahre 1864 leitete er als Heerführer der Preußen, welche den rechten Flügel der preußisch-österreichischen Armee bildeten. Am 6. Februar bewirkte der Prinz den Schleißübergang und die Räumung des Danewerks; hierauf erstürmte er die Stellung von Düppel und erhielt nach dem Rücktritt Wrangels den Oberbefehl über die Ge-



Kronprinz Friedrich Wilhelm (1870).
Kupferstich von E. Mandel.

samtarmee der Verbündeten, von denen unter seiner Führung Jütland und Alsen erobert wurden. Im deutsch-österreichischen Kriege von 1866 führte Prinz Friedrich Karl die erste Armee der Preußen, schlug die österreichisch-sächsische Armee bei Liebenau, Podol, Münchengrätz und Gitschin und hielt während der Entscheidungsschlacht von Königgrätz den an Zahl weit überlegenen Feind so lange in der Front fest, bis derselbe vom Kronprinzen und dem General Herwarth von Bittenfeld auf beiden Flügeln umgangen war.

Die dritte Armee, welche bei Landau und Rastatt sich sammelte und den linken Flügel bildete, bestand aus dem V. und X. preußischen Armeekorps sowie aus den süddeutschen Truppen: Bayern, Württemberger, Badenser und Hessen. Die Befehlshaber waren: Generalleutnant von Kirchbach, Generalleutnant von Bose; die zwei Armeekorps Bayern kommandierten die bayrischen Generale von der Tann und von Hartmann, die Badenser Generalleutnant von Beyer, die Württemberger standen unter General von Dbernitz. Zu ihr gehörte ferner die 4. Ka-

valleriedivision des Prinzen Albrecht von Preußen (Vater). Die dritte Armee, etwa 130 000 Mann stark, umfaßte also Kämpfer aus Ost, West und Süd: Posener, Schlesier, Nassauer, Kurhessen, Thüringer und Süddeutsche. Zum Oberbefehlshaber ward zur Freude aller Süddeutschen der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen ernannt.

Kronprinz Friedrich Wilhelm hatte im Jahre 1831 am 18. Oktober, dem Jahrestage der Völkerschlacht auf Leipzigs Feldern, das Licht der Welt erblickt; er genoß eine treffliche Vorbildung, studierte in Bonn und begab sich dann auf Reisen; 1858 vermählte er sich mit der Prinzessin Viktoria von England, aus welcher Ehe vier Prinzen und vier Prinzessinnen hervorgegangen sind, deren zweitjüngste am Tage des Aufbruchs ihres Vaters nach dem Kriegsschauplatz getauft wurde. Den Kronprinzen zierten Einfachheit, Milde und edle Gesinnung; sein unerschrockener Mut, seine ungewöhnliche Umsicht und kriegerische Tüchtigkeit ließen ihm beim Heere wie beim Volke alle Herzen entgegenfliegen. Ganz Süddeutschland nahm jubelnd die Nachricht entgegen, daß kein Geringerer als der preussische Thronerbe berufen sei, die süddeutsche Armee zu führen. Wie er im Jahre 1866 bei Königgrätz den Ausgang des Schlachttages nach längerem Schwanken entschieden hatte, so erfocht er auch auf Frankreichs Boden die glänzendsten Siege, und im Norden wie im Süden sprach man bald nur von „unserm Fritz!“

Der ersten Armee war als Generalstabschef der General von Sperling, der zweiten General von Stiehle, der dritten Generalleutnant Leonhard von Blumenthal beigegeben, drei bewährte Offiziere von reicher Erfahrung. Blumenthal war am 30. Juli 1810 zu Schwedt a. D. geboren und erhielt in den Kadettenhäusern zu Kulm und Berlin seine militärische Ausbildung. Später besuchte er noch die Kriegsschule in Berlin. Er machte eine rasche militärische Karriere und wurde zweimal mit ehrenden Sendungen nach England in militärischen Angelegenheiten betraut. Mit seiner Ernennung zum Chef des Generalstabs des kombinierten mobilen Armeekorps am 15. Dezember 1863 beginnt der historische Teil seines Lebens. Am Tage von Missunde, am Sturm auf Düppel sowie am Übergange nach der Insel Mosen nahm er als Generalmajor im Jahre 1864 entscheidenden Anteil. Nach dem Friedensschluß übernahm er das Kommando erst der 7., dann der 30. Infanteriebrigade; bei Ausbruch des österreichischen Krieges 1866 ward er zum Chef des Generalstabes der zweiten Armee unter dem Oberbefehl des Kronprinzen ernannt. Die ausgezeichnete Leitung der Operationen dieser Armee bei Nachod und Königgrätz war größtenteils sein Werk und fand die verdiente Anerkennung. Er wurde im Oktober 1866 zum Generalleutnant befördert und erhielt das Kommando der 14. Division. Eine Reihe von Ehren-



General Leonhard von Blumenthal.

zeichen, zu denen sich 1866 noch das Eichenlaub zum Orden pour le mérite gesellte, schmückten bereits seine Brust, als er an der Seite des Kronprinzen nach Frankreich zog.

Die drei deutschen Armeen zählten zusammen 384000 Mann, waren also erheblich stärker als die Franzosen. Und dabei blieben noch drei Korps in der Gesamtstärke von etwa 100000 Mann verfügbar: das I. Korps (unter General von Manteuffel), das II. Korps (Pommern, unter General von Fransecky) und das IV. Korps (Schlesien, unter General von Tümpling), für deren Transport die Eisenbahnen erst am

21. Tage frei wurden. Rechnet man aber alle Besatzungs- und Ersatztruppen mit, so war nahezu eine Million Mann unter den Fahnen.

Jedes Armeekorps bestand aus zwei Infanteriedivisionen, jede zu zwei Brigaden von je zwei Regimentern, ferner einem Jägerbataillon, zwei Kavallerieregimentern, der Divisionsartillerie mit meist 48 Geschützen, der Korpsartillerie mit 30—36 Geschützen, drei Pionierkompagnien sowie den nötigen Train- und Sanitätszügen. Einige Armeekorps, wie z. B. die Garde, das königl. sächsische und die beiden bayerischen, überschritten diesen Bestand. Die Kavalleriedivisionen, zu 16 bis 36 Schwadronen, führten eine, auch zwei reitende Batterien.

Die Überwachung unsrer langgestreckten Nord- und Ostseeküsten wurde einem 1866 vielgenannten preussischen Heerführer, dem tatkräftigen, erfahrenen General Vogel von Falckenstein übertragen. Er erhielt die 17. Division zu seiner Verfügung, zu der dann die Landwehrformationen treten sollten.

Trotz des bedrohlichen Vorrückens der Franzosen an die Grenze sofort nach der Kriegserklärung, trotz der dadurch gegebenen Möglichkeit eines überraschenden Einbruchs derselben auf deutsches Gebiet, ließ sich die deutsche Heerleitung nicht beirren und verfügte, daß, wie von Haus aus beabsichtigt, der erste Aufmarsch des Heeres vorwärts des Rheins zu bewirken sei. Die Versammlung der ersten Armee war durch vorliegendes neutrales Gebiet und die an der Saar als Vorhut belassenen Garnisonen von Trier, Saarlouis und Saarbrücken fürs erste geschützt; für die Truppen der zweiten und dritten Armee wurde die Disposition so getroffen, daß zwar der Eisenbahntransport am Rhein endete, aber von dort der Marsch in die am linken Rheinufer vorgesehenen Kantonnements zu Fuße fortgesetzt wurde. Und zwar sollten die erst eintreffenden nur immer soweit vorrücken, als es nötig war, um den nachfolgenden Platz zu machen; erst wenn die Truppen wirklich schlagfertig, d. h. die Divisionen und Korps vollzählig versammelt und mit dem nötigen Fuhrwerke versehen waren, sollte der weitere Vormarsch an die Grenze begonnen werden, dann aber so, daß man jeden Augenblick bereit war, dem Feinde mit Nachdruck entgegenzutreten.

So stand denn in den ersten Tagen des August die erste Armee bei Wadern konzentriert; die zweite hatte, 194000 Mann stark, eine feste Stellung an den Ausgängen des Haardtgebirges bis nach Alfenz-Gennstadt hin bezogen, bereit, einen etwa angebotenen Kampf aufzunehmen. Die dritte Armee sammelte sich noch zu beiden Seiten des Rheins.

* * *

*

Während Deutschlands Heere sich an der Grenze sammelten, rüstete sich auch der greise Herrscher Preußens selbst ins Feld zu ziehen. Eine große Anzahl deutscher Fürsten fand sich im Hauptquartier des königlichen Oberfeldherrn ein; sie wollten durch ihre Anwesenheit bei den Heeren dartun, daß auch sie mit Herz und Seele der deutschen Sache sich zugewendet hatten. Mit verschiedenen Gesinnungen und Wünschen harreten die großen und kleinen Mächte Europas des beginnenden Riesenkampfes; Rußland, England, Osterreich, Italien, Schweden, Dänemark und Spanien erklärten, in der Neutralität beharren zu wollen.

Am 25. Juli richtete der König nachstehende Kundgebung an das Volk:

„Aus allen Stämmen des deutschen Vaterlandes, aus allen Kreisen des deutschen Volkes, selbst von jenseit des Meeres sind Mir aus Anlaß des bevorstehenden Kampfes für die Ehre und Unabhängigkeit Deutschlands von Gemeinden, Korporationen, Vereinen und Privatpersonen so zahlreiche Kundgebungen der Hingebung und Opferfreudigkeit für das gemeinsame Vaterland zugegangen, daß es Mir ein unabweisliches Bedürfnis ist, diesen Einklang des deutschen Geistes öffentlich zu bezeugen und dem Ausdruck Meines königlichen Dankes die Versicherung hinzuzufügen, daß Ich dem deutschen Volke Treue um Treue entgegenbringen und unwandelbar halten werde. Die Liebe zu dem gemeinsamen Vaterlande, die einmütige Erhebung der deutschen Stämme und ihrer Fürsten hat alle Unterschiede und Gegensätze in sich geschlossen und versöhnt, und einig, wie kaum jemals zuvor, darf Deutschland in seiner Einmütigkeit wie in seinem Rechte die Bürgschaft finden, daß der Krieg ihm Frieden bringen und daß aus der blutigen Saat eine von Gott gesegnete Ernte deutscher Freiheit und Einigkeit sprießen werde.

Berlin, 25. Juli 1870.

Wilhelm.“

Der 26. Juli hatte bereits den Kronprinzen aus den Thoren Berlins geführt. Seine Reise über München, Stuttgart, Karlsruhe zur Armee wird in jedem süddeutschen Herzen unvergessen bleiben; überall wartete seiner der festlichste Empfang, vor allem in München, woselbst er am 27. Juli eintraf. Wer etwa noch im Zweifel gewesen war, der mußte an der freudigen Begeisterung der biederen Altbayern erkennen, daß sich alle Herzen in Nord und Süd wiedergefunden hatten. Aber auch Stuttgart und Karlsruhe boten ihre besten Kräfte auf, in allen süddeutschen Städten wehten Banner und Flaggen im bunten Farbenspiele, preußisch, bayrisch, württembergisch, badisch — alles durcheinander, auch die schwarz-weiß-roten norddeutschen Bundesfarben fehlten nicht. Die Worte des Oberbefehlshabers der dritten Armee, welche derselbe in Karlsruhe sprach:

„Wir gehen mit Mut und Zuversicht den Welschen entgegen und geben das Schwert, das man uns zu ergreifen gezwungen hat, nicht eher aus der Hand, als bis ein wohlverbürgter Friede geschlossen werden kann!“ — diese Worte hallten allerorten wider und sollten im siegreichen Verlaufe des Krieges eine kaum geahnte Bedeutung erhalten.

Der Tag, an dem König Wilhelm sich an die Grenze begeben wollte, um das Oberkommando über sämtliche im Felde stehenden Truppen zu übernehmen, rückte immer näher. Jeder wahrhafte Held beginnt sein großes Werk mit dem Gedanken an Gott den Allmächtigen; er ist sein Hort, die feste Burg, die gute Wehr und Waffe. Es war ein denkwürdiger Tag, der 27. Juli, als in ganz Preußen der König und sein Kriegsheer im stillen Gebete sich vor dem Herrn der Heerscharen beugten und vom Lenker der Geschichte eine segensreiche Zukunft für das teure deutsche Vaterland und für seine Söhne eine glückliche Heimkehr erflehten. Und unter seinem Segen und Schutze zogen unsre Heere gekräftigt, voll guter Zuversicht in den blutigen Kampf.

Der 31. Juli war angebrochen. An diesem Tage strömte die ganze Einwohnerschaft der Hauptstadt nach dem königlichen Schloß, um noch einmal den geliebten Landesvater zu begrüßen, der sich heute verabschieden wollte, um sich an die Spitze der deutschen Heere zu stellen. Auf dem tapferen Antlitz des greisen Monarchen lagerte jene Ruhe und Zuversicht, welche ein höheres Alter und das Bewußtsein eines edel und würdig verbrachten Lebens gewährt. Der König war vorher an den Tisch des Herrn getreten — noch lagerte heiliger Friede auf diesem treuen, Wohlwollen atmenden Soldatengesicht, und unter dem Eindrucke der Größe und Bedeutung des Augenblicks verkündete der Monarch in seinen Abschiedsworten eine Vergebung für alle diejenigen, welche sich hatten politische Verbrechen und Vergehen zu schulden kommen lassen. Als um 4 Uhr dieser königliche Gnadenakt bekannt wurde, traten Tränen der Freude und des Dankes in gar vieler Augen, und tausend Segenswünsche für unsern greisen König stiegen zum Himmel empor.

Immer zahlreicher strömten die Menschen nach dem königlichen Schloß, und als gegen $\frac{1}{2}$ 6 Uhr das Gitter zum Seiteneingang sich öffnete und der König und die Königin in ihrem gewöhnlichen zweispännigen offenen Wagen herausfuhren, begrüßten vieltausendstimmige brausende Hoch- und Hurrarufe das verehrte Königspaar.

Den König begleiteten seine treuen, langjährigen Ratgeber, Graf Bismarck, General von Moltke, Kriegsminister von Roon, in den heiligen Krieg; seiner harrten ferner auf dem Bahnhofe Prinz Karl, des Königs Bruder, der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin und viele andre hochstehende Personen, desgleichen die Spitzen der Behörden; auch

erblickte man „Vater“ Wrangel, der diesmal seines hohen Alters wegen nicht mit ins Feld ziehen konnte. Der König verabschiedete sich in langer, herzlicher Umarmung von seiner Gemahlin; beim Hinaustreren aus dem Wartesalon umdrängten Kopf an Kopf den scheidenden Monarchen alle diejenigen, welche Zutritt zu der festlich geschmückten Bahnhofshalle hatten erlangen können. Nach rechts und links reichte der Landesvater die Hände zum Abschiede. Als darauf nochmals Graf Wrangel sich ihm näherte, um ihm die Hand zu küssen, traten dem greisen Feldherrn die Tränen in die Augen. Nachdem der Monarch im Königswagen Platz genommen, setzte sich der Zug unter donnernden Zurufen in Bewegung; lange noch winkte König Wilhelm grüßend zurück . . .

Nach einer sechsunddreißigstündigen Reise, welche nur in Magdeburg, Hannover und Köln kurze Unterbrechungen erfuhr, langte der Bundesfeldherr, allerorten freudig willkommen geheißen, frühmorgens 6 Uhr in Mainz an.

Am nächstfolgenden Tage, 2. August, begrüßte König Wilhelm durch nachstehende Proklamation das deutsche Heer:

„An die Armee! Ganz Deutschland steht einmütig in Waffen gegen einen Nachbarstaat, der uns überraschend und ohne Grund den Krieg erklärt hat. Es gilt die Verteidigung des bedrohten Vaterlandes, unsrer Ehre und des eignen Herdes. Ich übernehme heute das Kommando über die gesamten Armeen und ziehe getrost in einen Kampf, den unsre Väter einst ruhmvoll bestanden. Mit Mir blickt das ganze Vaterland vertrauensvoll auf euch. Gott der Herr wird mit unsrer gerechten Sache sein.“

Das Volk aber sang allerorten den deutschen Waffen- und Schlachtruf:

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall!“

Achter Abschnitt.

Die ersten Zusammenstöße.

Der Vormarsch der deutschen Armeen.

Die Feindseligkeiten hatten schon mit dem 19. Juli, dem Tage der Kriegserklärung, begonnen. Noch an diesem Tage war das II. Korps unter General Frossard als Avantgarde nach St. Avold und Forbach, bis hart an die preußische Grenze, vorgeschoben worden. Französische Zollwächter hatten Saarbrücken alarmiert, und drei Schwadronen des 7. preußischen Mänenregiments, die gegen die französische Grenzstadt Forbach vorgingen, stießen am preußischen Zollhause auf französische Jäger zu Pferde (*Chasseurs à cheval*). Zum Blutvergießen kam es aber diesmal noch nicht; denn als die Mänen sich zum Angriff bereit machten, zog sich der Gegner auf Stiering zurück. An demselben Tage wurden in einer auf französischem Gebiete gelegenen Schenke unweit Saarbrücken zwei berauschte französische Infanteristen von einigen preußischen Zollbeamten betroffen; die Wirthshausbesitzer fanden es geraten, auf und davon zu gehen, und warfen, um sich den Rückzug zu erleichtern, ihre Chassepots ins Feld; dennoch fiel der eine der Flüchtigen in die Hände der Zollwächter, welche ihn dem nächsten preußischen Posten zum Transport nach Saarbrücken übergaben.

Von seiten französischer Douaniers war der erste Schuß gefallen, und zwar auf eine von Saarlouis aus vorgeschickte Patrouille oder Streifwache, welche dabei zwei Pferde einbüßte. Eine Kompagnie Füsiliers vom 40. Regiment nahm infolgedessen am 24. Juli Besitz von dem französischen Zollhause bei Schreckling und führte die Zolkasse mit sich fort. Von den Zollwächtern blieben zwei tot, vier andre wurden gefangen, deutscherseits gab es den ersten Verwundeten in der Person des Leutnants von Alten. Mit Mänen vom 7. Regiment versuchte am nämlichen Tage Leutnant Voigt in der Gegend von Bliessbrücken die Eisenbahn zwischen Saargemünd und Bitsch zu zerstören, doch gelang es nur, einige Schienen auszuheben. Erneute Versuche führten am 26. Juli zu einem kleinen Gefecht bei Rheinheim.

Auf dem südlichen Kriegsschauplatze, an der Lauter, hatten sich bis jetzt nur Grenzwächter erblicken lassen. Um etwas Näheres über den Feind zu erfahren, wurde am 24. Juli die Gegend von Lauterburg aus durch den württembergischen Generalstabsoffizier Graf Zeppelin in Begleitung der drei badischen Offiziere Wechmar, Willers und Winsloe nebst drei Dragonern einer Rekognoszierung unterworfen. Die kleine Schar fand den Salzbach nur schwach von feindlichen Kavallerieposten besetzt und kam bis Niederbronn, wo ein Chasseurregiment stationiert war. Auf dem Heimwege fiel sie jedoch in Schirlenhofen, woselbst sie, durch den anhaltenden Nitt ermüdet, im Gasthof abgestiegen war, einer Eskadron Chasseurs in die Hände, welche rasch das Haus umzingelten. Der gerade im Hofe befindliche Leutnant Wechmar schoß einen feindlichen Wachmeister nieder, dagegen streckte eine französische Kugel den Leutnant Winsloe zu Boden, die übrigen wurden gefangen; nur dem Grafen Zeppelin, dem nachmaligen Erfinder des starren Lenkluftschiffes, gelang es, unverletzt zu entkommen.

Zeppelin brachte die gewünschten Aufschlüsse zurück. Es hatte sich herausgestellt, daß bis Wörth eine größere feindliche Truppenmacht nicht stand. Letzteres bestätigte auch eine von einer badischen und einer bayrischen Kompagnie sowie einer badischen Dragonereskadron unternommene Auskundschaftung über die Lauter. Dagegen fanden bayrische Vorposten den Feind in Dambach und Stügelbronn.

Um die besorgte Bevölkerung im Schwarzwald und dem Rheintale zu beruhigen, wurde von württembergischer Seite unter dem Oberst Seubert eine fliegende Kolonne, aus einem Infanterieregiment, einer Schwadron Dragoner und einer Batterie bestehend, in der Richtung auf Donaueschingen entsendet und von dort, teils auf Bauernwagen, teils marschierend, durch die Schwarzwaldpässe nach dem Rheintale vorgehoben. Diese Bewegungen, zum Teil vom Straßburger Münster aus beobachtet, machten die Franzosen an große Truppenanhäufungen glauben, so daß sich unter ihnen die Annahme verbreitete, der Schwarzwald wimmelte von „preußischen Bajonetten“.

Deutscherseits dagegen hatte man bald genügende Aufklärung über die Absichten des Feindes. Es stellte sich heraus, daß man in Frankreich den ursprünglichen Kriegsplan aufgegeben hatte und einen neuen zur Ausführung zu bringen gedachte, daß nunmehr die Hauptkräfte des Franzmanns gegen die preußische Saar sich entwickelten, während eine aus den besten Truppen Frankreichs bestehende Armee unter dem Marschall Mac Mahon sich in vorgeschobener Stellung zwischen Straßburg und Bitsch im Elsaß aufstellte. Bei Belfort war ein Korps in der Bildung begriffen; außerdem standen Truppen bei Chalons und Paris.

Am nächsten standen die feindlichen Truppen jedenfalls an der Saar. Auf dem linken Ufer der Saar liegt die freundliche Stadt Saarbrücken, die ehemalige Residenz einer nassauischen Zweiglinie, und ihr gegenüber die mit ihr durch zwei Brücken verbundene Vorstadt St. Johann, ein uraltes Städtchen, welches aus nassauischem Besitz im Jahre 1797 an Frankreich überging, bis aus dieser Zwangsherrschaft die Städte 1816 von Preußen erlöst wurden. — 13 000 Einwohner lebten auf dem kleinen Strich Erde friedlich nebeneinander. In einiger Entfernung von St. Johann befand sich der Bahnhof, dessen Gleise sich von hier nach vier Richtungen abzweigten: nach Neunkirchen, Kreuznach, Saargemünd und Trier. Saarbrücken und St. Johann lagen in einem etwa 1700 Schritt breiten Tale, an das sich rückwärts Saarbrückens, der französischen Grenze zu, bewaldete Höhen, die sogenannten Spicherer Berge, anschlossen.

Am 15. Juli bereits war die Kunde vom Aufschrei der französischen Hauptstadt: „Krieg, Krieg! Nach dem Rheine!“ in Saarbrücken angelangt; trübe, schmerzliche Erinnerungen an den Druck französischer Herrschaft, unter welchem die Stadt vor einer noch nicht gar lange entschwundenen Zeit zu leiden gehabt hatte, wurden wieder wach und beunruhigten die Gemüther. Noch am Abend des 15. Juli packte man die vorhandenen Bestände der königlichen Kassen, etwa zwei Millionen Taler, zusammen und brachte sie schnell nach Koblenz. Die Garnison rückte schleunigst aus, um näher gegen den Rhein zu sich kampfbereit zu machen, denn man fürchtete einen plötzlichen Überfall durch die Franzosen. Landleute des aufgeregten Nachbarlandes, welche noch täglich nach Saarbrücken kamen, unterließen nicht, die Furcht und Besorgnis zu steigern, indem sie den Mund recht voll nahmen und von 150 000 Mann fabelten, die zwischen Forbach und Saargemünd auf der Eisenbahn angelangt sein sollten.

Schon am 17. Juli begannen preußische Vorposten, 7. Ulanen und Füsilierregiment vom 40. Regiment, die Grenzen abzupatrouillieren. Mit kampf-
lustigem Übermut neckten sie die feindlichen Nachbarn; nur dadurch gelang es, die Franzosen in Schach zu halten. Diese Handvoll Leute waren es, welche zuerst von Mühsal und Kriegsstrapazen erzählen konnten, denn sie kamen vierzehn Tage lang nicht vom Posten. Trotz des anstrengenden Vorpostendienstes und der damit verbundenen Fährnisse ging aber den Wackern der Humor nicht aus. Dieser „Humor im Felde“ dichtete eine eigentümlich originelle Figur, den „Füsilier Kutschke“, von dem erzählt wird, daß er in dem Augenblick, als er in der Nähe Saarbrückens an einem Waldrand französische Vorposten wahrte, seiner poetischen Ader freien Lauf gelassen habe mit den drolligen Worten: „Was fraucht da in dem Busch herum? Ich glaub', es ist Napolium!“

Bald gestalteten sich diese Plänkeleien ernstlicher; der Krieg hatte auch

deutscherseits bereits Opfer gefordert, und so mancher brave Kamerad schloß für immer die Augen, ohne die Gewißheit zu haben, daß Deutschland siegreich aus dem heißen Kampfe hervorgehen würde. Mehrere Male drangen die Franzosen in großer Anzahl nach den nächsten preussischen Grenzdörfern vor: dann suchten sie die Eisenbahnbrücke zu gewinnen, wurden aber jedesmal von den tapferen Bierzigern zurückge-



Beim Wachtfeuer. „Was kraucht da in dem Busch herum?“
Zeichnung von R. Knötel.

trieben, welchen vom Feinde dafür der Ehrenname *pieds de diable* (Teufelsfüßler) beigelegt ward.

Am 27. Juli wurden die Besorgnisse für Saarbrücken ernst.

Von Forbach und Saargemünd rückten größere feindliche Abteilungen aller Waffen heran, besetzten den Stiftswald, wechselten Schüsse mit den Füsilieren vom 40. Regiment, zerstörten auf preussischem Gebiete die Eisenbahn nach Saargemünd und bezogen bei St. Arnual und Groß-Blittersdorf Bivaks. Eine preussische Infanterieabteilung, welche von Bülkingen gegen Ludweiler vorgegangen war, mußte vor überlegenen Kräften wieder zurückweichen. Tags darauf erschienen auf den Spicherer

Höhen bedeutende feindliche Truppenmassen samt zwei Geschützen, welche auf das neben dem Exerzierplatz ziemlich hoch gelegene Wirtshaus „Zur schönen Aussicht“ gerichtet wurden. Von diesem Punkte aus konnte man mit Hilfe eines guten Fernrohrs die feindliche Vorpostenaufstellung beobachten. Dies mochte von den Franzosen bemerkt worden sein, daher richteten sie ihre Geschütze namentlich auf diesen Ort. Zwei Granaten fielen denn auch in das Haus, die eine schlug in den Giebel, die andre pläzte im Erdgeschosß und zerstörte einen Vogelkäfig, welcher in dem Wirtszimmer in der Nähe des Fensters hing; der kleine geflügelte Inhaber selbst entkam indes glücklich; ein freundliches, tröstliches Zeichen. Auch in die Stadt flogen einige Granaten, ohne jedoch Verheerungen anzurichten.

In Saarbrücken herrschte natürlich große Aufregung; alle Geschäfte waren geschlossen, viele Einwohner begannen ihre Habe in Sicherheit zu bringen. Das Bataillon der Bierziger aber wich und wankte nicht, es setzte sich vielmehr durch ein tüchtiges Schnellfeuer in solche Achtung, daß die ungebetenen Gäste sich bloß auf 300 Schritte heranwagten. Seit dem 29. Juli machte sich wieder ein allmähliches Zurückgehen der französischen Vortruppen bemerkbar. An verschiedenen Stellen, besonders oben auf den Spicherer Höhen, sah man sie eifrig mit Schanzarbeiten beschäftigt, was auf Verteidigungsarbeiten schließen ließ.

Oberstleutnant von Pestel vertrieb den Feind aus dem Walde von St. Arnual und ließ seine Stellung bei Spicheren und Alting durch eine starke Patrouille alarmieren. Er hatte bisher Saarbrücken mit nur einem Bataillon Infanterie und drei Eskadronen des 7. Ulanenregiments behauptet; jetzt erhielt er Verstärkung durch die andern beiden Bataillone des 40. Infanterieregiments.

Die Franzosen, über die Zusammenziehung der deutschen Streitkräfte nur sehr unvollständig unterrichtet, wagten einen ersten Angriff nicht; indes mußte etwas geschehen. Schon fast vierzehn Tage waren seit der Kriegserklärung verfloßen: längst wartete Paris mit Ungeduld auf die Siegesnachrichten, man mußte der öffentlichen Meinung Rechnung tragen. Und so entschloß man sich denn, um nur überhaupt etwas zu tun, zu einer gewaltsamen Rekognoszierung gegen Saarbrücken vorzugehen, der Gegner sollte genötigt werden, seine Kräfte zu zeigen.

Am Vormittage des 2. August setzte sich General Frossard mit seinem Korps, unterstützt von Abteilungen des Bazainischen und des Faillyschen Korps, in Bewegung, um sich der Höhen des linken Saarufers zu bemächtigen, auf denen sich die preußischen Vorposten gezeigt hatten. Drei französische Armeekorps gegen drei Bataillone, vier Eskadrons, eine Batterie der Preußen in Saarbrücken!

Gegen 10 Uhr meldeten die Vorposten bei Saarbrücken den Anmarsch des Feindes. Bald erscholl das ganze Thal von Gewehrfeuer und Kanonendonner. Die wenigen Kompagnien der Bierziger, von nur vier Geschützen unterstützt, denen mehrere französische Batterien und Mitrailleusen gegenüberstanden, leisteten den tapfersten Widerstand, obgleich sie von Chassepotkugeln im wahren Sinne des Wortes überschüttet wurden. Wiederholt unternahmen die Franzosen Offensivstöße, aber erst am Nachmittage, nachdem 4 Offiziere und 79 Mann gefallen waren, zog sich das preussische Häuflein über die Saar in eine feste Stellung zurück. Der Feind aber hütete sich wohl, diese Position anzugreifen, und blieb vor der Saar stehen. Jrgendwelcher Aufschluß über die Verhältnisse beim Gegner war natürlich nicht erreicht und somit der Zweck der ganzen Aktion, wenn sie überhaupt einen haben sollte, nicht erreicht.

Doch flogen noch stundenlang die Granaten und Schrapnells in die Stadt, und von den Abhängen über der Wiese schossen die Tirailleurs auf harmlose Neugierige oder solche, die sich, um zu den Ihrigen zu gelangen, von St. Johann über die alte Brücke wagten. Aus dem Scharmüzel sollte um jeden Preis eine ernste Schlacht gemacht werden, weil aus Metz Kaiser Napoleon eigens zu dieser Affäre mit seinem Sohne gegen Mittag auf dem Exercierplatz angelangt war, um daselbst seinem Thronfolger die „Feuertaufe“ geben zu lassen. Der junge Held machte sich an dem geschützten Punkte bei der „schönen Aussicht“ wirklich an einer Kanone etwas zu schaffen und bückte sich, um eine Flintenkugel aufzuheben, welche in seiner Nähe niederfiel. Der Kaiser aber berichtete dieses Kriegsspiel mit folgenden Worten der Kaiserin: „Louis hat die Feuertaufe empfangen und zeigte eine bewundernswerte Kaltblütigkeit. Eine Division des Generals Frossard hat die Höhen genommen, welche das linke Ufer bei Saarbrücken beherrschen. Die Preußen haben kurzen Widerstand geleistet. Wir waren in der ersten Linie, Flinten- und Kanonenkugeln fielen zu unsern Füßen nieder. Louis hat eine Flintenkugel, welche ganz in seiner Nähe niederfiel, aufbewahrt. Wir haben an Toten nur einen Offizier und zehn Mann gehabt.“

Daß ganz Paris ob dieser voreiligen Siegesnachricht in den alten Laumel zurückfiel, kann man sich denken; die Menge schrie wie besessen: „Vive la France!“ „Vive l'armée!“ „Vive l'empereur!“

Mit großer Siegesgewißheit hielten am nämlichen Tage, in der fünften Nachmittagsstunde, die Franzosen ihren Einzug in die Stadt Saarbrücken. Die Gemütsstimmung der armen Bewohner, als die letzten Preußen die Stadt verließen und die ersten Franzosen einrückten, kann man sich denken. Vor allem verlangten die Franzosen nach Brot; sie hatten seit 24 Stunden gefastet und waren durch den Kampf ermüdet;

die Mehrzahl bezahlte die verlangten Gegenstände, und die meisten der Offiziere zeigten sich artig und höflich, doch wurden auch manche Ausschreitungen verübt. Wo sich ein Huhn, eine Ente oder Gans blicken ließ, knallten die Soldaten darauf los, und Gartenzäune und Türen mußten das Holz zur Bereitung des Bratens liefern.

Am Nachmittage des 3. August ritt General Frossard mit seinem Generalstabe und einer Abteilung Jäger durch die Stadt und machte dem Bürgermeister einen Besuch. Er enthielt sich jeder förmlichen Besitzergreifung; nur fragte er den Bürgermeister, warum er nicht die französische Trikolore aufgesteckt habe. „Weil wir keine haben“, antwortete dieser, und der Franzose gab sich zufrieden. Daß nur wenige Kompagnien und ein Häuflein Kavallerie ihm gegenüberstanden hatten, nur Vorposten und Truppen zur Fühlung, das wollte der General durchaus nicht glauben; als es ihm aber vom Bürgermeister bestätigt wurde, entgegnete der General: „Nun, dann sagen Sie diesen Soldaten, daß ich jeden einzelnen derselben für einen Helden erkläre!“

Die Nächte brachten die Franzosen im Bivak auf den Höhen zu, woselbst sie ihre Zelte aufrichteten und Schützengräben aufwarfen.

Innerhalb der dichten Wälder, welche sich hinter St. Johann ausbreiten, sammelte sich inzwischen die deutsche Truppenmacht. Die preussischen Vorposten ließen durch ihr Vorgehen bis zur Brücke die Nähe größerer Massen ahnen. Die Franzosen schossen dabei unverdrossen von den Höhen herunter, ohne jedoch irgend jemand zu treffen. Dafür aber, daß sie am Tage nichts ausrichteten, wollten sie nun des Nachts Rache üben. Sie schossen in der Nacht vom 3. zum 4. August mit Granaten nach jenen Stellen des hinter St. Johann liegenden Waldes, wo sie Truppen vermuteten, und während der darauf folgenden Nacht suchten sie sogar den schönen Bahnhof von Saarbrücken in Brand zu schießen, damit er ihnen als Fackel diene, die preussischen Vorposten zu entdecken; doch brannte nur ein Teil der Bahnhofsgebäude ab.

Am Abend des 5. August bemerkte man auf den Höhen, welche die Franzosen inne hatten, eine auffallende Unruhe. Die Kanonen wurden von den Verschanzungen zurückgezogen, und schließlich ward zum Aufbruch geblasen. Deutsche und französische Heeresmassen hatten unterdessen miteinander ernstlicher gerungen. Die Nachricht von einer großen Niederlage der Franzosen bei Weißenburg hatte den Rückmarsch bewirkt; am Morgen des 6. August waren die Franzosen spurlos verschwunden. Alles atmete auf, und die Stadt zeigte wieder rühriges Leben. Innige Dankgebete stiegen zum Himmel empor. Niemand aber ahnte, was derselbe Tag noch bringen würde.

Mit dem armseligen Siege der Franzosen bei Saarbrücken über preu-

fische Vorposten endet das Vorspiel des großen Dramas. Der weitere Verlauf des Krieges ist eine fast ununterbrochene Kette von deutschen Siegen; durch schwere, oft überaus blutige und verlustreiche Kämpfe stürmten die deutschen Heere unaufhaltsam vorwärts von Erfolg zu Erfolg — „furchtlos und treu“ und „allzeit voran“ nach den Wahlsprüchen der beiden heldenmütigen Hohenzollernsöhne, welche der König als Oberfeldherr an die Spitze der beiden größeren Heereskörper gestellt hatte.

Solange der Aufmarsch der deutschen Armee nicht vollendet war, konnte die oberste Leitung ihre Aufgabe natürlich nur auf die Verteidigung beschränken. Doch schien bald ein energisches Vorgehen wenigstens mit einem Teile der Kräfte ratsam. Die Vorteile waren, wenn der Versuch glückte, ins Gewicht fallend; er konnte dafür entscheidend werden, daß der Krieg alsbald in Feindesland getragen ward, und gereichte dem bedrohten Süddeutschland zugleich zum wirksamsten Schutze.

Dem Kronprinzen von Preußen fiel diese nicht leichte Aufgabe zu. Schon am Abend des 30. Juli war an das Oberkommando der III. Armee telegraphisch die Aufforderung ergangen, den Vormarsch anzutreten, doch erbat dieses zunächst noch Aufschub, bis das IV. Korps und die Trains eingetroffen wären. Inzwischen wurde ohne Rücksicht hierauf die II. Armee zum Vorgehen befehligt.

Die französische Armee bestand bei Beginn des Krieges aus zwei zum Angriff gerüsteten größeren Heerkörpern.

Die mit der Front der preußischen Grenze zu aufgestellte Nordarmee bestand aus dem II., III. und IV. Korps unter General Frossard, Marschall Bazaine und General Ladmirault, im Kriegshandwerk ergrauten und auf den Schlachtfeldern in Afrika gegen die Kabylen, in der Krim und Oberitalien erprobten Heerführern. Den Oberbefehl führte Bazaine, der in der Zeit der französischen Expedition nach Mexiko oft genannt worden ist. Das Korps Frossard war Saarbrücken zugewendet, bis St. Avold und Forbach vorgeschoben; rückwärts, der Mosel zu, bei Metz und Thionville, standen die Korps Bazaine und Ladmirault.

Die zwischen Straßburg, Hagenau und Bitsch zerstreut lagernde Südarmee, bestehend aus dem I. Korps (dem des Marschalls Mac Mahon), dem V. (General Faillly) und dem VII. (General Felix Douay) kommandierte der bedeutendste unter den französischen Feldherren, Marschall Mac Mahon, Herzog von Magenta, jener französische Heerführer, der die Schlacht von Magenta entscheiden half. Faillly hatte dem General Garibaldi bei Mentana eine Schlappe beigebracht. Der letztere hatte sein Hauptquartier in und bei der starken Festung Straßburg; der erstere lehnte sich an die kleinen französischen Festungen Bitsch und Pfalzburg.

Südwärts im Oberelsaß, bei Belfort, sammelte General Felix Douay noch das VII. Korps.

Die Reserve bildeten die rückwärts stehenden Heerteile unter Marschall Canrobert, Befehlshaber des VI. Korps im Lager von Chalons, und Bourbaki, Befehlshaber der zwischen Metz und Nancy aufgestellten kaiserlichen Garden; beide, Bourbaki und Canrobert, hatten sich vorher in Algerien, der Krim und auf den lombardischen Schlachtfeldern ihre Sporen erkämpft.

Die französischen Armeekorps waren nicht gleichmäßig stark. Das I., III. und VI. Korps, unter der Führung von Marschällen, zählte je vier Infanteriedivisionen, eine Kavalleriedivision zu drei Brigaden und eine Reserveartillerie von acht Batterien; das II., IV., V. und VII. Korps zählte indes nur je drei Infanteriedivisionen, eine Kavalleriedivision von zwei Brigaden und eine Reserveartillerie von sechs Batterien, während die kaiserliche Garde sich aus zwei Infanteriedivisionen, einer Kavalleriedivision von drei Brigaden und einer Reserveartillerie von vier Batterien zusammensetzte. Die Infanteriedivisionen führten an Artillerie je drei Batterien, darunter eine Mitrailleusenbatterie.

Den Oberbefehl über die französischen Streitkräfte führte anfänglich der Kaiser Napoleon III. Ihm stand als Generalstabschef (Major-Général) zur Seite der damalige Kriegsminister, Marschall Leboeuf, eine wenig befähigte Persönlichkeit, ihrer wichtigen Stellung keineswegs gewachsen.

Die Gliederung der französischen Streitkräfte in zwei gesonderte Armeen war, wie wir gesehen haben, nicht beabsichtigt, sondern durch die Not der Umstände geboten; standen doch zur Zeit des Erlasses jener Verfügung die Streitkräfte auf dem weiten Bogen von der Nied bis zum oberen Rhein verzettelt, während die Deutschen in geschlossenen Massen gegen die Saar heranrückten. Bald sollte der Zusammenhang ganz gelöst werden: die ersten deutschen Siege rissen die Heere ganz auseinander, so daß sie jedwede Verbindung unter sich verloren und einander während des ganzen Feldzugs nicht wieder zu Gesicht bekamen.

Neunter Abschnitt.

Erstürmung von Weißenburg und des Geißberges.

Es ist ein lieblicher und reich gesegneter Landstrich, in welchem die Kriegereignisse des ewig denkwürdigen Siegesmonats August 1870 sich abspielten. Uppige Nebengelände, durch Wälder und herrliche Wiesen unterbrochen, freundliche, belebte Städte und schmucke Dörfer machen das Herz aufgehen: es ist das prächtige Elsasserland, jene Perle, welche Deutschland einst in einer trüben Periode seiner Geschichte entrissen wurde. Mit Blut und Eisen haben Deutschlands wackere Söhne dieses Kleinod im Siegesjahre 1870 zurückerkämpft und dem neugeeinigten Vaterlande als schönste Morgengabe dargebracht.

Zur Sicherung der linken Flanke der durch die Rheinpfalz vorgehenden II. Armee gegen die französischen Streitkräfte im Elsaß war der Vormarsch der III. Armee unbedingt nötig geworden, und Kronprinz Friedrich Wilhelm erhielt den Befehl, am 4. August, auch wenn die Trains noch nicht angelangt wären, die Grenze zu überschreiten.

Hinter dem Klingsbach zogen sich die Korps geschlossen in Bivaks zusammen. Der Abend des 3. August war angebrochen. Die sonst so friedliche Pfalz bot einen überaus kriegerischen Anblick dar: sie war zu einem einzigen großen Feldlager geworden. Alles deutete darauf hin, daß man am Vorabend großer Ereignisse stehe. Immer neue Truppen zogen heran, und die ganze Nacht hindurch währte jenes unheimliche Getöse, hervorgerufen durch das Rollen schwerer Geschütze und Wagen, durch den dumpfen Marschschritt von Infanteriekolonnen. Zuweilen ertönte ein Ruf nach Wasser aus den Reihen der erhitzten Truppen, allein das „Vorwärts“, das ohne Unterlaß erschallte, gestattete nur selten einen Labetrunk; es war ein ununterbrochenes Weiterschleichen nach den Lagern zu, die gegen die französische Grenze sich hinzogen. Und inmitten dieses kriegerischen Treibens, dieser fieberhaften Unruhe ein Bild des Friedens und der Ergebung: eine Kirche mit Vaterlandskämpfern angefüllt, welche vor ihrem Ausmarsch in Feindesland noch einmal das

heilige Abendmahl begehen wollten. Feierlich und ernst rauschten die Klänge der Orgel, zwischendurch hörte man den Gesang kräftiger Männerstimmen: „Ein' feste Burg ist unser Gott, ein' gute Wehr' und Waffen!“ Die Offiziere waren am Altar auf die Knie gesunken. Nach und nach folgten die übrigen Soldaten, um das heilige Liebesopfer zu empfangen. Die Feierlichkeit war vorüber, und unter den letzten Orgelklängen verließen die tapferen westpreussischen Königsgrenadiere das Haus Gottes. Ernst schüttelten sie einander kräftig die Hände, gar mancher von ihnen zum letztenmal.

Fest und getrost schritten unsre Krieger nun dem bevorstehenden Kampfe entgegen; die Begeisterung der feindlichen Scharen war eine Art Rausch, die unsrer deutschen Brüder dagegen gleich einer Andacht, und aus dieser sprachen Millionen Herzen: „Gott schirme Deutschland!“...

In der Nacht und am frühen Morgen riefen schmetternde Hornsignale zum Aufbruch; Proviant wurde verteilt, die Feldflaschen mit gutem Pfälzer gefüllt. Schlag 4 Uhr marschierte der Rest des Korps Hartmann mit der Division Walthar unter Umgehung von Landau nach Oberrotterbach.

Das V. Korps ging über Niederrotterbach nach Großsteinfeld und Kapsweyer, das bayrische Korps von der Lann über Rüzheim nach Langenkandel, das XI. Korps über Winden durch den Bienwald auf die Bienwaldshütte. Gegen 6 Uhr früh endlich brach die bayrische Division Bothmer aus ihren Bivaks auf und marschierte auf Weißenburg zu, um sich in den Besitz der Stadt zu setzen; desgleichen die 4. Kavalleriedivision, welche die Richtung gegen den Otterbach, 1250 m westlich von Oberrotterbach, nahm, sodann das durch die vereinten beiden Divisionen der Badener und Württemberger gebildete Korps Werder, das auf der großen Straße nach Lauterburg vordrang und dieses unter Hurrarufen besetzte, während die Franzosen am entgegengesetzten Tore zu eiliger Flucht sich anschickten. Alles in allem waren es 128 Bataillone, 102 Eskadrons und 80 Batterien, die nach der Lauter aufbrachen, um den Bach in breiter Front von Weißenburg bis Lauterburg zu erreichen.

In einem schönen, fruchtbaren Tale der Vogesenausläufer, von der Lauter umspült, welche in der bayrischen Pfalz entspringt und bei Lauterburg in den Rhein mündet, liegt an der Eisenbahn, welche Straßburg mit Hagenau verbindet, die alte Grenzstadt Weißenburg, von dem Städtchen Lauterburg nur durch den sogenannten Bienwald geschieden. Südöstlich von der Stadt, in einer Entfernung von etwa 2 $\frac{1}{2}$ km, erhebt sich ein steiler, schluchtenreicher, 245 m hoher Berg, welcher alsbald dadurch ins Auge fällt, daß auf seinem höchsten Punkte drei einsame Pappeln und ein altertümliches Schloßgebäude stehen. Das ist der be-

rühmt gewordene Geißberg, dessen Erstürmung so viel deutsches Blut gekostet hat.

Weißenburg selbst ist eine ursprünglich gut deutsche, ehemals besetzte Stadt, wurde jedoch von Ludwig XIV. im Jahre 1673 erobert und im Ryswyker Frieden Frankreich zuerkannt. Zweimal, 1744 und 1793, eroberten die Deutschen die Stadt zurück, beide Male fiel sie wieder in französische Hände. Drei Tore deuteten auf die ehemalige Festung hin, welche nach einer Bedingung des Pariser Friedens von 1815 geschleift werden mußte. Die Franzosen richteten aber die sogenannten „Weißenburger Linien“ wieder her, welche die Bestimmung hatten, das Elsaß gegen einen Angriff von Nordosten zu decken; diese Linien wurden durch Wälle mit Brustwehren gebildet, die zickzackförmig bis über Lauterburg sich hinzogen. Es war eine überaus starke Verteidigungsstellung, die General Douay hier einnahm, aber er hatte am 4. August nur eine schwache Division und eine Kavalleriebrigade zur Verfügung, während sich das Gros des I. Korps noch im Anmarsch gegen die Pfalz befand.

Den Schauplatz der hier stattgefundenen Kämpfe vergegenwärtigt man sich am besten unter der Form eines Dreiecks, dessen westliche Spitze die Stadt Weißenburg bildet. Von dort fließt in südöstlicher Richtung in einer Längenausdehnung von 22 km die Lauter dem Rheine zu. Die Nordseite bildet der Otterbach, an welchem die Orte Ober- und Niederotterbach liegen; in dem letzteren, $7\frac{1}{2}$ km von Weißenburg, hatte der Kronprinz sein Hauptquartier aufgeschlagen. Zwischen beiden Ortschaften befinden sich, am sogenannten Schmierbach liegend, die Dörfer Rechtenbach, Schweighofen und Altenstadt. Die letzte Dreiecksseite bildet der Rhein von der Lauter- bis zur Otterbachmündung. Der Flächeninhalt des Dreiecks, welches zum großen Teil vom Bienwald ausgefüllt wird, beträgt etwa 280 qkm.

Ein feiner Regen rieselte zur Erde herab; schweigsam lag die alte deutsche Reichsstadt da. Abenteuerliche Karawanen zu Pferde und zu Fuß zogen in der nächsten Umgebung Weißenburgs des Weges dahin; Araber in ihrer morgenländischen Tracht durchschritten auf kleinen mutigen Hengsten die Ebene. Auf allen Bergen und Hügeln standen französische Vorposten und schauten schläfrig in die graue Morgendämmerung hinein; sie hatten noch keine Ahnung von dem blutigen Tanze, der ihnen heute noch aufgespielt werden sollte.

General Douay hielt mit einem Bataillon die Stadt besetzt, die übrigen Truppen bivaktierten in einem Zeltlager auf den südlich gelegenen Höhen und waren eben mit Abkochen beschäftigt. Es war gegen halb 9 Uhr, als plötzlich auf der Höhe südlich von Schweigen eine bayrische Batterie auffuhr und gegen Weißenburg zu feuern begann. Zugleich

setzten sich zwei bayrische Bataillone gegen die Stadt in Bewegung. Jetzt kam Leben in das französische Lager; die Tore der Stadt schlossen sich, und guten Mutes sah der Feind dem Ausgang des Tages entgegen, denn der Hauptteil der Franzosen stand wohlverschanzt auf dem Geißberge. Die bayrische Batterie, zu welcher sich inzwischen noch eine zweite gesellt hatte, richtete ihr Feuer gegen die Wälle und Tore und schoß bald verschiedene Gebäude der Stadt in Brand. Die Infanterie, von dem auf den Wällen stehenden Feinde heftig beschossen, versuchte gleichzeitig in Weißenburg einzudringen, ein Zug Jäger war sogar bis nahe an das Bütscher Tor gelangt, mußte aber wieder zurück, nachdem der Führer und die Hälfte seiner Mannschaft in dem sumpfigen Stadtgraben den Tod gefunden. Indes die wackeren Bayern, ermutigt durch das Herannahen des V. und XI. Armeekorps, ließen nicht ab; ihren Angriff nunmehr gegen das Landauer Tor richtend, gingen sie zunächst den ihnen entgegengesandten Turkos so energisch mit Schüssen und Kolbenstößen zu Leibe, daß sich das afrikanische Gesindel heulend vor den „blauen Teufeln“, wie sie die Bayern nannten, im Bogen um die Stadt herum gegen den Geißberg zurückzog. Zwei Sturmangriffe gegen die Stadt, welche die Bayern unter dem heftigsten Feuer der Verteidiger unternahmen, scheiterten an der festen Stellung des Feindes.

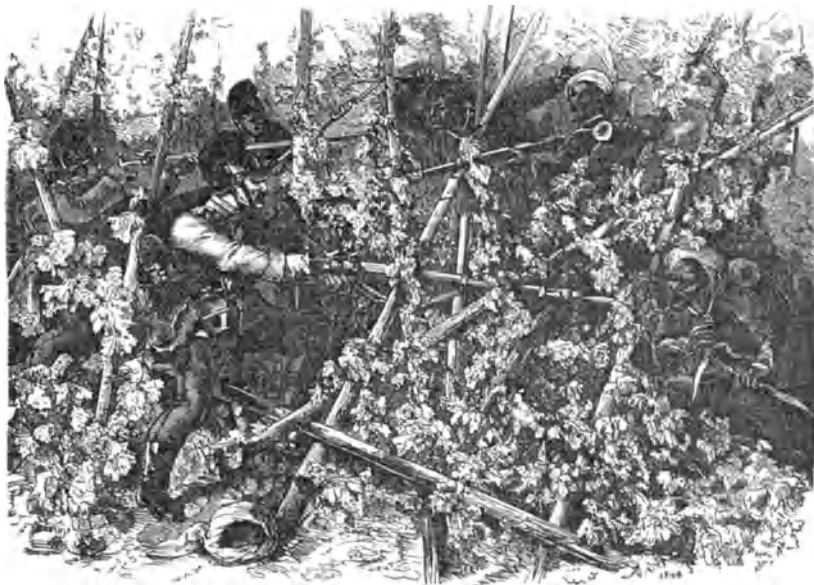
Da vernahm man von links Kanonendonner. Es waren die Geschütze des XI. Armeekorps, das General von Bose zur Umfassung des feindlichen rechten Flügels auf den Geißberg vorführte; bald ließen sich auch Truppenteile des V. erkennen, das unter Führung des tapferen Generals von Kirchbach gegen die Front der feindlichen Stellung anrückte. Von letzteren wandten sich mehrere Jägerkompagnien und zwei Bataillone des 58. Regiments gegen den vom Feinde stark besetzten Bahnhof und die Vorstadt von Weißenburg, und es entspann sich sogleich ein heftiges Feuergefecht.

Die Franzosen hatten hinter den alten Wällen der Weißenburger Linien und in den Lauterwiesen eine sehr günstige Stellung genommen. Gegen diese richteten zwei leichte Batterien vom V. Korps, die am Eisenbahndamm aufgefahren waren, ihr Feuer, um namentlich auch die auf der Höhe des Geißberges haltende Mitrailleusenbatterie unschädlich zu machen. Bald griffen auch vom gegenüberliegenden Waldsaume aus zwei Batterien des XI. Korps in das Gefecht ein, und schon nach wenigen Schüssen war eine Mitrailleuse unbrauchbar gemacht und zwei andre arg beschädigt. Die Mitrailleusen zogen infolgedessen ab, auch das Feuer der übrigen französischen Batterien ließ allmählich nach.

Noch ehe die zwölfte Stunde herannahte, donnerten weitere 30 Geschütze vom V. Korps gegen Weißenburg und die Höhen. Jetzt schon

sah sich die vereinzelte Division Douay überlegenen Kräften gegenüber; das bloße Erscheinen neuer Massen, welche auf der Lauterburger Straße heranrückten, zwang den Gegner vollends, seinen rechten Flügel zurückzuziehen und gegen Osten Front zu machen.

Zur Unterstützung der gegen den Bahnhof wie auch der gegen die Stadt kämpfenden Truppen ging nach 12 Uhr das 47. Regiment vor. Der Gegner wankte, aber ein mit 2 m hoher Mauer umschlossenes Grundstück, in welchem sich die Turkos festsetzten, hielt das Vordringen auf. Schon waren mehrere Offiziere gefallen, auch der Fahnenführer



Bayern im Kampfe mit den in den Hopfenfeldern versteckten Turkos.

sank, von einer Kugel schwer getroffen. Da riß ihm Leutnant Baron, obwohl selbst schon aus einer Wunde blutend, die Fahne aus der Hand, stürmte voran, und unter begeistertem Hurra folgten ihm seine Leute.

Inzwischen hatten auch die Bayern den Angriff gegen die Stadt erneuert. Die als Verstärkung neu eintreffenden Truppen vermochten nicht wesentlich einzugreifen, da die dicht mit Rebplantagen bedeckten Bergabhänge der Entwicklung größerer Streitkräfte im Wege standen. Um am Landauer Tore einen Eingang in die Stadt selbst zu öffnen, fuhren zwei Geschütze der 3. schweren Batterie vom 5. Artillerieregiment auf, welche binnen kurzem die Torpfeiler zusammenschossen. Zwei bayrische Geschütze richteten hierauf ihr Feuer auf die nächste Umgebung innerhalb

des Lozes, und nun kletterte die bayrische Infanterie über die Brückens Pfeiler, brachte die Zugbrücke durch Arthiebe zum Fallen und stürmte in die Stadt. Ohne auf Widerstand zu stoßen, gelangten die Bayern bis auf den Marktplatz, besetzten die Mairie und säuberten dann die übrigen Stadtteile vom Feinde. Von den noch darin befindlichen Franzosen mußten sich 500 Mann gefangen geben.

Während so der linke Flügel der feindlichen Stellung überwältigt wurde, machte auch der Angriff nach der rechten Seite hin Fortschritte, allerdings unter ungleich mehr Blut und Anstrengungen. Mit der 18. Infanteriebrigade und dem Detachement des Oberst von Bothmer schritt der General von Kirchbach zum Angriff auf die vorliegenden Höhen, deren stärksten Stützpunkt das Schloß Geißberg bildete. Aus den nur schwach besetzten Hopfengärten wurde der Feind nach kurzem Kampfe vertrieben. Dagegen suchten unsre Schützen vergebens gegen das feste Schloß vorzudringen, aus dessen Gebäuden sie ein furchtbarer Kugelregen empfing. Die Verteidiger hatten den Rückzug der Division, den Douay, das Unnütze längeren Widerstandes der Übermacht gegenüber erkennend, bereits um 10 Uhr befohlen hatte, zu decken. Endlich trafen die Königsgrenadiere (das 7. Regiment) ein und gingen zum Sturme vor. Da der Feind mit einem verheerenden Schnellfeuer die völlig ungedeckt vordringenden Preußen empfing, so mehrten sich mit jedem Schritt die Verluste. Die tapferen Grenadiere folgten ihrem voraneilenden Führer, dem Major von Kaiserberg, ohne einen Schuß zu tun. Der Fahnenträger sank, von einer Kugel getroffen, zu Boden, seinen Nachfolger ereilte das gleiche Schicksal, der Major nahm ihm die arg zerschossene Fahne aus den erstarrten Händen, stürzte aber gleich darauf, durch drei Schüsse zum Tode getroffen, zusammen. Vergebens war hier alle Tapferkeit gegen unübersteigliche Mauern — hier konnte nur die Artillerie helfen.

Während nun das Schloß mit Granaten beworfen wurde, vertrieb das 1. Bataillon der Königsgrenadiere, von andern Truppenteilen unterstützt, den Feind von der Anhöhe, auf welcher die drei einsamen Pappeln standen, dann wurde auch auf dieser Stelle Artillerie aufgeföhren und das Schloß von der Höhe aus beschossen. Die Verteidiger desselben sahen sich demnach von allen Seiten umfaßt und bedroht. Auf Hilfe war nicht zu hoffen, da die übrigen Bataillone vor dem anmarschierenden XI. Korps die Flucht ergriffen hatten. Die Besatzung. — 200 Mann mit mehreren Offizieren — streckte daher nachmittags 2 Uhr die Waffen. Damit war der Sieg des Tages entschieden. Gegen die Truppenteile des XI. Korps raffte sich der Feind bei und in dem Pachtthofe Schafbusch zu kurzem Widerstande auf, aber nur, um Zeit für seinen Abzug zu ge-

winnen, der in regellose Flucht ausartete, als der Gutshof von den Deutschen schon im ersten Anlauf genommen ward.

Nach 2 Uhr traf der Kronprinz von Preußen, welcher von der Höhe östlich von Schweigen aus den Kampf geleitet hatte, bei Schaffbusch ein, von den Truppen mit stürmischem Jubel empfangen. Glänzend war dieser erste Sieg, aber auch mit vielem Blute erkaufte, denn unser Ver-



Der Kronprinz von Preußen begegnet dem verwundeten General von Kirchbach.

lust betrug 91 Offiziere und 1460 Mann. Auch war ein Führer, Ewald von Kirchbach, in dem mörderischen Treffen von einer Kugel erreicht, indes glücklicherweise nur leicht am Halse verwundet worden, so daß der heldenmütige General bereits zwei Tage später die Seinigen wieder in den Kampf und zum Siege führen konnte. Bedeutend schwerere Einbußen hatten die Franzosen erlitten. Die Leiche des Generals Felix Douay, welcher bei der Explosion der Mitrailleusenbatterie sein Leben

einbüßte, sowie 1000 unverwundete Gefangene, ein von der ersten Compagnie des 5. Jägerbataillons erobertes Geschütz, das gesamte Zeltlager und ein im Stiche gelassener Proviantzug fielen in die Hände der Deutschen. Die Franzosen hatten sich wacker gehalten, die eine Division Douay hatte drei deutschen Korps die Spitze geboten und nach hartnäckigem Widerstande den Rückzug bewerkstelligt, freilich unter schlimmen Verlusten und in großer Auflösung.

Ein freundlicher Abend dämmerte; aber die scheidende Sonne beleuchtete nicht das gleiche friedliche Bild wie gestern. Verschwunden waren die üppigen Weingelände, das frische Grün der Wiesen und der Ahrenschmuck der Felder. Überall von den Geschützen zerschnittene Wege, überall niedergeworfene Weinstöcke, zerstampfte Felder. Und welches Bild bot der Geißberg, der Ort des blutigsten Theiles der Schlacht! Dort, wo gestern noch die Fülle der Trauben in der Glut der Sonne reifte und üppige Hopfenpflanzen lustig in die Höhe rankten, dort stieß man nur auf Blutlachen und zerschossene Leiber. Zahlreiche Tote und Verwundete bedeckten den Berg bis zu seiner Kuppe hinauf. Das Schloß auf der letzteren mit seinen Oekonomiegebäuden, in denen sich die Franzosen verschanzt hatten, zeigte das Bild wüster Zerstörung; die Mauern waren mit Spuren von Flintenkugeln übersät; an einigen Stellen hatten Granaten durchgeschlagen und die inneren Räumlichkeiten verwüstet, die Möbel und Gerätschaften in Stücke und Scherben zerbrochen.

An den meisten Häusern der Stadt wehte die weiße Fahne mit dem roten Kreuz, andeutend, daß dort eine Verband- und Pflegestätte für Verwundete eingerichtet war. In den Straßen sah man nur geschlossene, meist zerschossene und zertrümmerte Fensterläden; noch immer wirbelte Rauch aus Häusern auf, die in Brand geschossen waren und deren Dachsparren noch glimmten. Männer mit Tragbahren zogen durch die Straßen; Gefangene, meist Turkos und Zuaven, wurden truppweise nach dem Bahnhofe geführt, um ihre Reise nach deutschen Festungen anzutreten.

Am Abend des 5. August öffneten sich die Tore des Weißenburger Kirchhofes, um einen Leichenzug hineinzulassen; man bestattete einen tapferen Gegner, den gefallenen General Douay, mit allen militärischen Ehren zur Erde.

Und in und außerhalb der Stadt zogen deutsche Kameraden Arm in Arm dahin, auch solche, die noch vor wenig Jahren einander feindlich gegenüber gestanden hatten, es waren die tapferen Preußen und die unerschrockenen Bayern. Bei Weißenburg schlossen sie den neuen Freundschaftsbund. — Wehe denen, die es versuchen wollten, seine Festigkeit zu erproben!

Zehnter Abschnitt.

Der Ehrentag bei Wörth.

Als bei Weißenburg die ersten Schüsse fielen, hatte sich die 4. Kavalleriedivision noch 30 km vom Gefechtsfelde entfernt befunden. Durch Kreuzung mit Infanteriekolonnen vielfach aufgehalten, kam sie zu spät, und so ging die Fühlung mit dem nach Westen ausweichenden Feind verloren. Um Gewißheit über die Richtung zu erlangen, in der neuer Widerstand zu erwarten wäre, wurde am Abend des 4. August die Entsendung ansehnlicher Streitkräfte behufs Aufkundschaftung beschlossen und demgemäß am 5. August die 4. Kavalleriedivision beordert, auf Hagenau und Reichshofen loszureiten; das II. bayrische Korps wurde auf der Bitscher Straße nach Lembach, das V. Korps auf Preuschdorf, das XI. Korps auf Sulz, die Badener und Württemberger unter General Werder auf Alsbach und das I. bayrische Korps als allgemeine Reserve auf Ingolsheim dirigiert, während das Hauptquartier sich nach Sulz wandte. Die Bewegungen dieser verschiedenen Heeresteile ergaben, daß die Hauptmacht des Feindes in westlicher Richtung hinter der Sauer zu suchen war. Reiterpatrouillen fanden auf der Straße am Ostfuß des Hochwaldes Spuren des gestrigen Rückzuges, ebenso das II. bayrische Korps auf der Straße nach Lembach, wo es auf zurückgelassene Verwundete stieß. Eine Schlacht war im deutschen Hauptquartier erst für den 7. beabsichtigt, am 6. wollte man der Armee Ruhe gönnen. Die beiderseitigen Heere standen sich jedoch schon am Abend des 5. so nahe, daß es zwischen den Vorposten fortwährend zu kleinen Scharmügeln kam.

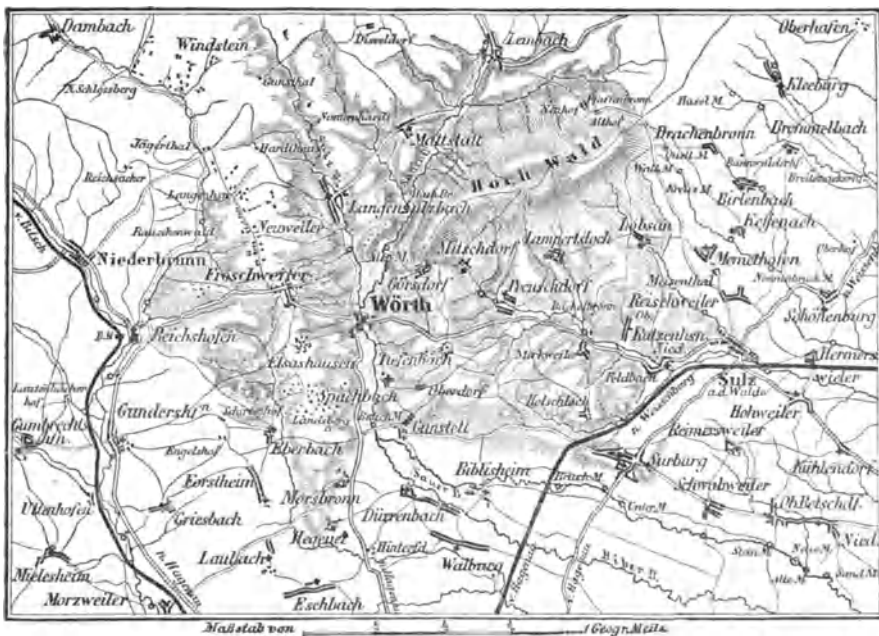
Marshall Mac Mahon, der Oberbefehlshaber der französischen Südararmee, hatte, in der Absicht, den ins Land gedruckenen Feind unverzüglich anzugreifen, soviel als möglich von seinen drei Korps versammelt. Mit dem I. Korps bezog er eine sehr starke Stellung vorwärts Fröschweiler—Elfsachsen—Eberbach hinter der Sauer; rechts schloß sich am 6. August früh daran die eine noch übrige Division des VII. Korps, die man zu diesem Zwecke von Mülhausen, wohin sie zum Schutze des

Elfaß eben abgegangen war, sofort wieder nach Hagenau zurückdirigiert hatte, während den linken Flügel die Division Lespart des V. Korps einnehmen sollte, die von Bitsch herankam; vorläufig bildete hier die Division Ducrot des I. Korps eine zurückgezogene Flanke. Mac Mahon beabsichtigte so wenig wie der Kronprinz einen Kampf für den 6., um so weniger als ja seine Truppen noch gar nicht vollzählig beisammen waren; waren doch die übrigen Teile des V. Korps erst von Saargemünd über Kofsbach im Anmarsch; aber bei der Nähe der beiderseitigen Aufstellungen gingen die Gewehre sozusagen von selber los, und so ist denn der 6. August der Tag der großen Schlacht bei Wörth geworden.

Am Abhange einer mit Wein bepflanzten Hügelkette, welche sich halbkreisförmig ausdehnt und herrliches Wiesenland umsäumt, lag der Flecken Wörth an der Sauer, einem von steilen Ufern eingefassten reißenden Bache, welcher sich unweit des Ortes mit einem andern, dem Sulzbache, vereinigt. In früheren Zeiten umgaben Festungsmauern das Städtchen, und ein stattliches Schloß blickte stolz zu der 63 m hohen, auf ihrem Gipfel bewaldeten Hügelkette hinauf; allein während der Kriege im Elfaß fielen die Mauern, und auch das Schloß ward zur Ruine. Südöstlich und südlich von Wörth lagen die Ortschaften Spachbach, Gunstett, Morsbronn, in nordöstlicher und nördlicher Richtung Preuschdorf, Görsdorf, Mattstall, westlich der Sauer die Dörfer Fröschweiler und Elfaßhausen. In und bei den letztgenannten Orten stand die feindliche Hauptmacht.

Schon während der Nacht auf den 6. und besonders gegen Tagesanbruch hatten vor der Front des V. Armeekorps bei Preuschdorf lebhafteste Plänkelleien seitens der Vorposten stattgefunden, die gegen 7 Uhr morgens zu größeren Refognoszierungsgefechten bei Wörth und Gunstett führten. General Graf Bothmer hatte mit der 4. bayrischen Division schon in der Frühe Mattstall und Langensulzbach besetzt; da die Heerleitung die Möglichkeit eines Angriffs Mac Mahons in Erwägung ziehen mußte, hatte er den Befehl, falls bei Wörth Kanonendonner hörbar werde, am westlichen Ufer der Sauer dem Feinde in die Flanke zu rücken. So bildete der vernommene Geschützdonner für ihn das Signal zum Vorgehen; er rückte gegen Fröschweiler vor und nahm unter lebhaftem Gefecht mit dem linken Flügel der Franzosen am Fuße der Fröschweiler Höhen Stellung, die auch behauptet wurde, trotzdem die 3. Division noch nicht von Bitsch und das Korps des Generals von der Lann noch nicht von Ingolsheim heran war. Bald darauf überbrachte aber eine Ordnonanz den Befehl, das Gefecht einzustellen. Obgleich dasselbe soeben heftig entbrannt war, gelang es doch, den größten Teil der Truppen allmählich in guter Ordnung aus dem Feuer und hinter Langensulzbach zurückzuziehen.

Die Vortruppen des V. Armeekorps hatten zwar das Refognoszierungsgefecht abgebrochen; da aber Geschützdonner von Norden und von Süden her verkündete, daß die Bayern und das XI. Korps mit dem Feinde handgemein geworden waren, so beschloß man, auch in der Mitte wieder vorzugehen. Trotz seiner bei Weißenburg erhaltenen Wunde übernahm General von Kirchbach die Leitung, und um 10 Uhr eröffnete das V. Korps mit 84 Geschützen den Kampf aufs neue, unterstützt von 24 Geschützen des weiter südlich im Gefecht stehenden XI. Korps. Bald



Umgebung von Wörth.

nach Beginn der Kanonade mußte der Feind seine Mitrailleusen zurückziehen, und auch die übrigen Batterien, deren Feuer wirkungslos blieb, verstummten binnen kurzem. Inzwischen rückten die Vortruppen der Infanterie näher, um Wörth und die jenseitigen Höhen zu besetzen.

Im Städtchen selbst war kein Feind zu erblicken, und so wurde der Übergang über die Sauer bewerkstelligt; bis an die Brust im Wasser durchwatete die Infanterie den Fluß und begann die jenseitigen Höhen zu erklettern. Dies konnte jedoch nur unter dem mörderischen Feuer des Feindes geschehen, dessen weittragendes Gewehr hier zur vollsten Wirkung kam, und so gelang es ihm, mit Hilfe starker Reserven auch

die bereits sehr gelichteten Angreifer den Bergabhang wieder hinunterzuwerfen. Nur mühsam behaupteten sich die zurückgedrängten Truppen gegen die wiederholten heftigen Angriffe des Gegners; denn dieser hatte sich inzwischen in den zahlreichen Gehöften und Pflanzungen sowie hinter den Hecken und Steinwällen des mit Wein und Hopfenkulturen bedeckten Geländes festgesetzt und überschüttete von da aus das preußische Fußvolk, so oft es einen Versuch zu erneutem Vorgehen machte, mit einem furchtbaren Kugelregen.

Das XI. Korps, das früh 6 Uhr aus seinen Bivaks bei Sulz aufgebrochen war, vernahm um 7 Uhr den Geschützdonner von Wörth; gleichzeitig wurde auf den Höhen hinter Gunstett ein feindliches Lager sichtbar, und auf einer andern Höhe jenseits der Sauer erschien französische Artillerie und Infanterie, welche letztere den Abhang in der Richtung auf Gunstett herunterstieg. Bald entwickelten sich auf der Höhe fünf feindliche Batterien, und es begann nun jene vom XI. und V. Korps zugleich erwiderte Kanonade, welche mit dem Verstummen der französischen Geschütze endete. Auch die Infanterie vom XI. Korps durchschritt die Sauer zum Angriff auf die jenseitigen Truppen, indes ging es ihr nicht besser als den Bataillonen des V. Korps; sie wurde von der feindlichen Übermacht unter schweren Verlusten zurückgedrängt.

General von Kirchbach, der Kommandeur des V. Korps, wußte, daß der Kronprinz heute nur eine Frontveränderung, eine Schlacht aber erst am nächsten Tage beabsichtigte. Auch hatte man ihm aus dem Hauptquartier in Sulz die Weisung zugehen lassen, einen angebotenen Kampf nicht aufzunehmen. Dieser Befehl hatte auch das Abbrechen des Gefechts bei dem II. bayrischen Korps bewirkt. General von Kirchbach erkannte jedoch, daß die Erfüllung des Kronprinzlichen Befehls unter den obwaltenden Umständen untunlich sei; er gab daher auf eigne Verantwortung seinem Korps den Befehl zum abermaligen Angriff, ließ dies dem Hauptquartier melden und forderte die beiden Flügelnkorps zur Unterstützung auf, die ihm selbstverständlich auch zugesagt wurde. Als der Kanonendonner bei Wörth, anstatt zu schweigen, nur noch heftiger wurde, brach der Kronprinz von Sulz auf und begab sich auf die Höhen von Wörth, wo er um 1 Uhr mittags ankam, um nun persönlich die Leitung der Schlacht zu übernehmen.

Von dem V. wie von dem XI. Korps hatte bisher nur ein Teil der Infanterie die Sauer überschritten, der andre war diesseits in Reservestellung geblieben. Zur Unterstützung beider Korps stand auf dem linken Flügel das Eintreffen der Württemberger, auf dem rechten das der 3. bayrischen Division zu erwarten, wogegen das I. bayrische Korps, welches zwischen das II. und das preußische V. einrücken sollte, erst später zur

Stelle sein konnte. Um 2 Uhr gab General von Kirchbach seinen Truppen den Befehl zum Angriff auf die gegen Wörth vorspringenden Weinberge.

Blutig war das Ringen auf beiden Seiten, nur allmählich machten die Posener Fortschritte gegen die Höhen; ihre Bataillone schmolzen zusammen, der größere Teil ihrer Offiziere war tot oder verwundet, wogegen der Feind fortwährend frische Reserven vorführen konnte. Endlich



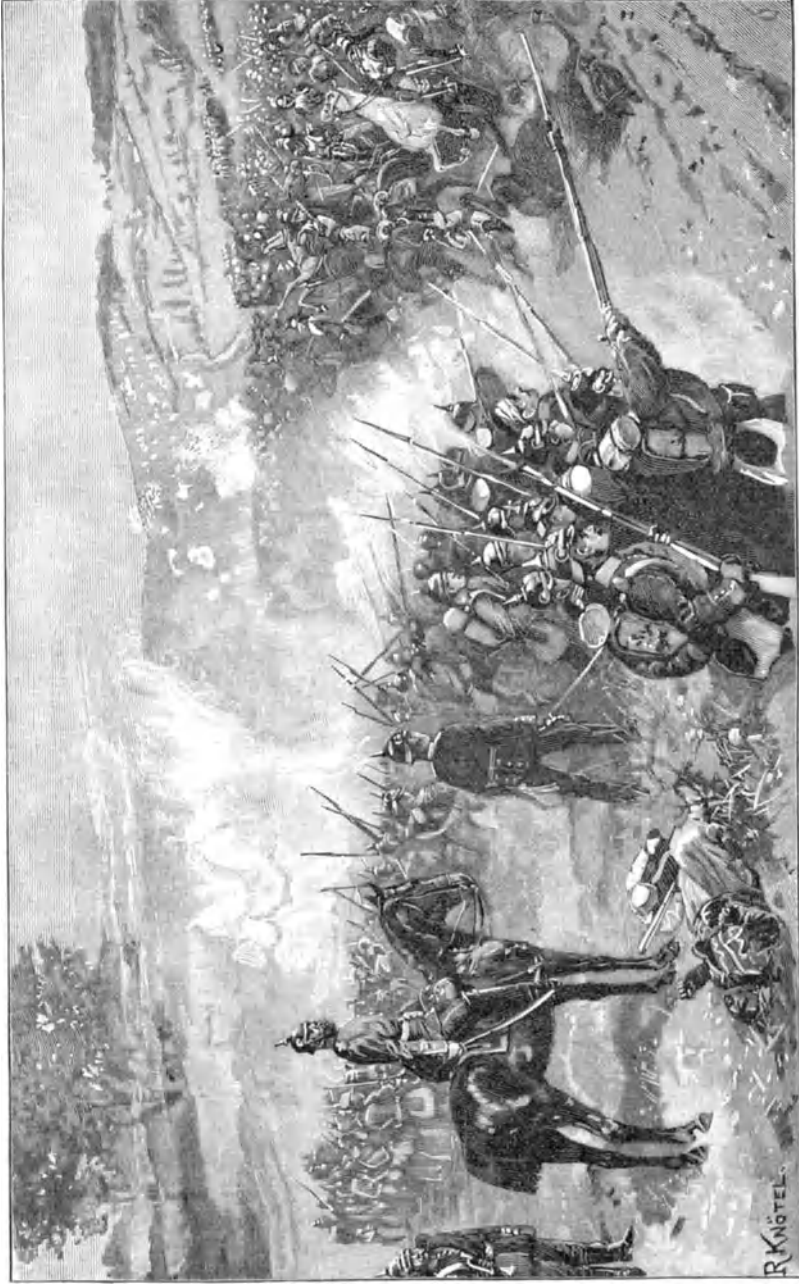
Marshall Mac Mahon, Herzog von Magenta.

wurde den braven Truppen kräftige Unterstützung durch das XI. Korps, welches inzwischen mit beiden Divisionen gegen den rechten feindlichen Flügel erfolgreich ins Gefecht eingetreten war und den jenseit der Sauer gelegenen Albrechtshäuser Hof sowie trotz heftigen Geschützfeuers das Dorf Morsbronn im ersten Anlaufe genommen und sich auf den Höhen festgesetzt hatte. So konnte man auf dem westlichen Sauerufer festen Fuß fassen. Eben sollte auch gegen den Niederwald vorgegangen werden, wohin das französische Fußvolk zurückgewichen war, als der Feind,

um sich Luft zu machen, trotz der denkbar ungünstigsten Bodenverhältnisse mit einer Kürassierbrigade und einem Lancierregiment, zusammen etwa 1000 Reitern, einen verzweifelten Vorstoß gegen die preußische Stellung bei Morsbronn unternahm. Ohne erst Karree zu bilden oder Deckung im Terrain zu suchen, empfing das 32. Infanterieregiment in entwickelter Linie die wild heranbrausende Reiterschare mit einem wohlgezielten Feuer. Mächtige Pulver- und Staubwolken wirbelten auf, und als sie zerstäubt waren, lagen ganze Reihen von Gepanzerten blutend am Boden, besonders die Kürassiere erlitten furchtbare Verluste. Die Reste der zerprengten Kavalleriemasse suchten auf Umwegen wieder zu der Schutz bietenden Infanterie zu gelangen, stießen aber dabei auf das 13. preußische Husarenregiment und wurden im Handgemenge geworfen. Nur wenige Reiter erreichten die französische Hauptmacht wieder.

Bald nach dieser unglücklichen Attacke erfolgte ein verzweifelter Angriff französischer Infanterie gegen die Albrechtshäuser Höhen, infolge dessen die Stellung am Hof gleichen Namens aufgegeben werden mußte; das wirksame Feuer der bei Gunstett aufgestellten Artillerie brachte jedoch das weitere Vorgehen des Feindes ins Stocken, und mit Hilfe frischer, vom jenseitigen Sauerufer anlangenden Bataillone wurden die verlorenen Stellungen wieder genommen und der Feind zurückgetrieben, bei welcher Gelegenheit einer Kompagnie des 32. Regiments die Bagage des Marschalls Mac Mahon in die Hände fiel. Nach Zurückwerfung des rechten französischen Flügels in den Niederwald befahl der Kronprinz, im Zusammenhange mit dem gleichzeitigen Angriffe des V. Korps, gegen Elsasshausen und Fröschweiler vorzugehen, und General von Bose, welcher trotz eines in die Hüfte erhaltenen Schusses bei seinen Truppen blieb, zog nun seine gesamte, noch bei Gunstett stehende Artillerie über die Sauer herüber.

Langsam machte man Fortschritte im Niederwald, wo die französischen Tirailleurs sich festgesetzt hatten und zähen Widerstand leisteten; dennoch wurde der Wald genommen und der rechte feindliche Flügel bis Elsasshausen zurückgeworfen. Hier befanden sich aber ansehnliche französische Reserven, und diese richteten ein so verheerendes Artilleriefeuer gegen den Nordrand des von den Preußen besetzten Waldes, daß keine andre Wahl blieb, als entweder die so schwer errungene Stellung aufzugeben oder todesmutig vorzugehen. Trotz der Erschöpfung der Truppen wurde das letztere beschlossen. Die preußischen Geschütze eröffneten ihr Feuer auf Elsasshausen, welches sie in Brand schossen, dann stürzten sich vom Walde aus die Bataillone unter begeistertem Hurra auf die furchtbare französische Stellung, und die dem rechten Flügel des Korps zunächst befindlichen Truppenteile der Posener schlossen sich dem Angriff



Die Vernichtung der französischen Kürassierregimenter Bonnemaids in der Schlacht bei Wörth am 6. August 1870.
Zeichnung von R. Knötel.

an. Die Generale von Bose, von Gersdorff, von Schachtmeyer, die Artillerieführer General von Hausmann und Oberst von Bronikowski waren in den vordersten Linien. Es gelang der unwiderstehlichen preussischen Tapferkeit, nicht nur das Dorf, sondern auch die nordwestlich desselben das Gefechtsfeld beherrschenden Höhen zu nehmen, wobei zwei Geschütze und fünf Mitrailleusen erobert wurden.

Das französische Heer war nunmehr auf einen ganz engen Raum zusammengedrängt und seine Lage eine äußerst gefährliche geworden.



Eroberung französischer Kanonen durch das 1. württembergische Reiterregiment nach der Schlacht bei Wörth.

Zwar hielt der linke Flügel noch Stand gegen die aufs neue andringenden Bayern, aber in der Front und dem rechten Flügel war es hart bedrängt und selbst der Rückzug gefährdet. Da suchte sich Marschall Mac Mahon durch einen heftigen Vorstoß nach Süden Luft zu machen; aber der Angriff der französischen Infanterie von Fröschweiler aus wurde nach anfänglichen Erfolgen zurückgewiesen. Kaum hatten sich die auseinander geratenen preussischen Bataillone wieder gesammelt, als abermals eine Reiterattacke erfolgte, diesmal von der vier Kürassierregimenter starken Division Bonnemaïn's. Aber von der Infanterie mit Schnellfeuer empfangen, in welches auch die Batterien mit Granat- und Kartätschenfeuer eingriffen, fanden die Kürassiere dasselbe Schicksal wie ihre Kameraden bei Morsbronn. Die Schwadronen wurden auseinander gesprengt,

und was nicht gefallen war, jagte in wilder Flucht nach allen vier Windrichtungen auseinander.

Nun galt es den letzten entscheidenden Kampf, den Stoß auf Fröschweiler, den letzten Stützpunkt der französischen Armee. Dazu bedurfte man frischer Truppen, die auch nicht auf sich warten ließen. Von Gunstett rückten die Württemberger heran, und ihre Spitzen bewegten sich bereits zu beiden Seiten des brennenden Elsaßhaußen, während ihre Reservereiterei über Eberbach auf Reichshofen vortrabte, um dem Feinde die Rückzugslinie abzuschneiden. Zugleich hatte von dem inzwischen herangekommenen I. bayrischen Korps die 1. Division die Sauer überschritten und gemeinschaftlich mit Abteilungen des II. bayrischen Korps in tapferem Ringen den Osthang der Fröschweiler Höhen erklettert. Jetzt richtete sich von Norden, Osten und Süden her der deutsche Angriff gleichzeitig gegen das letzte feindliche Bollwerk. Die Artillerie des XI. Korps überschüttete Fröschweiler und die Reichshofener Straße mit einem verheerenden Feuer und eröffnete den vorwärts stürmenden Kolonnen freie Bahn. Hier wurde General von Bose, als er von Süden her gegen das bereits in Flammen stehende Dorf vordrang, zum zweitenmal, diesmal schwer verwundet. Links von der Wörther Straße stürmte unterdessen das V. Korps heran mit den Württembergern, von denen sich ein Teil der südwestlich gelegenen Gärten bemächtigte, ein anderer Teil den Kirchhof am Südosteingange des Dorfes besetzte. Rechts von der Wörther Straße und auf derselben rückten Teile des V. und XI. Korps vor, während andre Abteilungen in Gemeinschaft mit den Bayern um 4 Uhr von Norden her den hartnäckig sich verteidigenden Feind von den Höhen ins Dorf hinabwarfen. Sie waren mit ihm gleichzeitig in dasselbe eingedrungen, als eine andre Kolonne in westlicher Richtung gegen die Reichshofener Straße vorging. Der noch im Dorfe geleistete Widerstand war vergebens. Der französische Divisionsgeneral Raoult fiel verwundet in die Gewalt der Bayern; was nicht gefangen wurde, floh in gänzlicher Auflösung auf den Straßen nach Reichshofen und Niederbronn dahin, geriet aber dort noch in das Feuer der preussischen Batterien, welche sich jener Rückzugslinie genähert hatten. Um 5 Uhr war die eigentliche Schlacht zu Ende. Zur Verfolgung rückten von Südosten her sechs württembergische und fünf preussische Schwadronen nebst zwei württembergischen Batterien auf Gundershofen und Reichshofen vor, in letzterer Richtung auch Truppenteile des bayrischen II. Korps. Die württembergischen Reiter drangen nun in das verbarrikadierte Reichshofen ein, wo sich alles widerstandslos ergab, ebenso machten die Bayern viele Gefangene und erbeuteten am Bahnhofe 100 beladene Wagen. Die Verfolgung wurde bis Niederbronn fortgesetzt, wo ihr die einbrechende Dun-

felheit für diesen Tag ein Ende machte. Die Division Lespart vom Failly'schen Korps hatte bei Niederbronn, wo sie inzwischen eingetroffen war, die flüchtigen Scharen aufgenommen, war aber nach kurzem Kampfe mit den nachdrängenden deutschen Truppen in den Strom der Flucht mit hineingerissen worden.

Der Verlust des Feindes war bedeutend: an Verwundeten und Toten zählte er gegen 10000 Mann; mehr als 6000 blieben als Gefangene in den Händen der Deutschen zurück, weitere 8000 Mann waren versprengt. An Trophäen wurden 28 Kanonen, ein Adler, vier Turkofahnen, fünf Mitrailleusen, eine Menge Waffen und Wagen sowie 2000 Pferde erobert. Aber auch auf deutscher Seite stellten sich bedeutende Verluste heraus: 489 Offiziere und über 10000 Mann waren verwundet oder tot. Beim Überschreiten der Sauer waren viele Deutsche gefallen, und mancher Verwundete war im reißenden Gewässer ertrunken, auch bei der Erstürmung der Höhen hielt der Tod unter den heldenmütigen Schlesiern, Posenern, Thüringern und Bayern eine reiche Ernte. Aber ein glänzender Sieg war errungen; das französische Heer war trotz seiner ausgezeichneten Stellung gänzlich geschlagen worden, Mac Mahon, der erste Feldherr Frankreichs, war besiegt, der kriegerische Ruf der Zuaven und Turkos war vernichtet. Damit war Süddeutschland von aller Gefahr befreit, das Elsaß erobert; die Schreckgestalten der afrikanischen Truppen, welche in süddeutschen Ländern plündern sollten, verblieben, die schwierigen und so leicht zu verteidigenden Vogesenpässe waren in deutschen Besitz gelangt.

Nach Beendigung der Schlacht erschien der Kronprinz auf dem Felde der Ehre; endloser Jubel scholl ihm aus den gelichteten Reihen entgegen, aus welchen sich Tausende vordrängten, um den geliebten Führer von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Der Feldherr reichte, die Truppen der Reihe nach grüßend, den Führern die Hand und rief: „Soldaten! Ihr habt euch wacker gehalten; der Sieg, den ihr errungen habt, ist zum Wohle und zur Ehre Deutschlands erfochten worden!“

Inzwischen flutete die geschlagene Armee in völliger Auflösung zurück, ohne bestimmtes Ziel, nur dem dunklen Drange sich zu retten folgend. Eine einzige Brigade von der zu spät eingetroffenen Division Lespart schlug den Weg über Bitsch zu der bei St. Avold stehenden französischen Hauptarmee ein, alles übrige, führerlos oder den Führern nicht gehorchend, wälzte sich, dem einmal gegebenen Anstoß folgend, ohne Besinnen in südwestlicher Richtung auf Zabern zu. Auf allen Landstraßen zwischen Niederbronn und Bitsch einerseits und Hagenau und Straßburg anderseits sah man Zuaven, Turkos und Linientruppen in wilder Hast sich dahin drängen; abgeworfene Uniform- und Ausrüstungs-

stücke bedeckten in Menge die Straßen, reiterlose Pferde galoppierten auf den Chausseen dahin, Kürassiere sprengten auf blut- und schaumbedeckten Rossen querfeldein, ohne Küras, ohne Waffen. Ein Eisenbahnzug brachte Massen geflüchteter Infanterie nach Hagenau; die Waggons waren alle so überfüllt, daß viele auf den Wagendecken zusammengedrängt saßen oder standen, während wieder andre, mit halbem Leibe in der Luft, auf den Trittbrettern schwebten und sich an die Lüren klammerten. Bis spät in die Nacht währte dies Auf- und Davonziehen. In Zabern hatte man auf die Schreckensnachricht alle Häuser geschlossen, und die Einwohner begannen in die Vogesen zu flüchten. Kopflos überließ man die Stadt, den Schlüssel zu den wichtigsten Vogesenspässen, dem Feinde, und flüchtete weiter dem schützenden Gebirge zu.

Die Stimmung der französischen Offiziere und Soldaten läßt sich denken; zu den furchtbaren Anstrengungen der letzten Tage gesellte sich noch der unerträgliche Hunger: seit vier Tagen lebten die Truppen von Kartoffeln und was sich sonst auf den Äckern vorfand. Selten mag sich bei einem kriegerischen Zusammenstoß ein gleiches Bild von Kopflosigkeit, Furcht und Zerrüttung dargeboten haben.

* *

*

Leider konnte Kronprinz Friedrich Wilhelm den errungenen Vorteil nicht so voll ausnützen, wie es vom militärischen Standpunkt wünschenswert gewesen wäre. Wie gesagt war eine Schlacht für diesen Tag nicht beabsichtigt gewesen und daher die 4. Kavalleriedivision aus ihren rückwärtigen Quartieren nicht herangezogen worden, so daß sie zur Verfolgung des Feindes nicht zur Stelle war. Erst nach 9 Uhr abends traf sie in Gunstett ein. Aber sie setzte die äußersten Kräfte ein, das unverschuldete Versäumnis einzuholen. Um für den folgenden Tag gleich zur Hand zu sein, setzte ihr tapferer Führer Prinz Albrecht trotz der Ermüdung von Pferden und Mannschaft den Marsch noch in der Nacht bis Eberbach fort, und brach von dort nach nur dreistündiger Rast abermals auf, um nach einem Ritt von 65 km am Abend des 7. wirklich noch die Stellungen der feindlichen Nachhut am Eingang des Gebirges bei Steinburg zu erreichen. Ohne Fußtruppen weiter vorzudringen, konnte die Reiterdivision nicht wagen; immerhin hatte ihr unerwartetes Erscheinen den Erfolg, daß der Feind, die kaum gewonnene Rast aufgebend, die Flucht eiligst weiter fortsetzte. Noch in der Nacht brach das I. Korps der Franzosen wieder auf und erreichte Saarburg, wo es sich mit dem V. wieder vereinigte. Sie hatten einen Vorsprung von etwa 35 km gewonnen und setzten nun den weiteren Rückzug unbehelligt auf Luneville hin fort. —

Während das feindliche Heer, den Feldherrn nicht ausgenommen, von der Nemesis der Kriegsfurie getrieben in wilder Flucht dahinstraste, ruhten die deutschen Truppen am Abend des 6. von den Strapazen des heißen Lagerwerkes aus.

Im preussischen Lager stand der Mac Mahonsche Stabswagen, welcher die Papiere seines Bureaus und seine Korrespondenz enthielt; unter der letzteren fand sich ein Bericht, der von dem Tage von Weißenburg wie von einem unbedeutenden Treffen sprach. Im Bivak der Württemberger befand sich eine erbeutete französische Kriegskasse, 360 000 Frank enthaltend, und bei den Badenern standen viele Wagenladungen voll französischer Montierungsstücke, Waffen u. dergl. sowie erbeutete Pferde.

In Reichshofen ließen es sich unsre Truppen wohl sein; in dem erbeuteten Mac Mahonschen Zelte schlief heute ein deutscher Offizier, und ein Abendessen, welches man in einem naheliegenden gräflichen Schloßchen für den Marschall bereitet hatte, verzehrten nun deutsche Soldaten. Die ganz behagliche Einrichtung des französischen Feldherrn, Herren- und Damengarderobe, Feldbetten, Armstühle, das feinste Weißzeug, Bordeaux und Champagner, Zigarren und sogar Pomadenbüchsen, befand sich ebenfalls unter der Siegesbeute; ein württembergischer Soldat konnte sich angesichts dieses Luxus nicht enthalten zu sagen: „Das muß man den Franzosen lassen, artig sind sie. Raam haben wir ihnen ihr Fett gegeben, so liefern sie uns gleich die fertige Pomade.“

Dort, wo am Tage der Donner der Schlacht erdröhnte, brannten in der darauf folgenden Nacht lustige Bivakfeuer; man richtete die Nachtlager her, kochte und briet; die Feldflaschen waren aufs neue mit gutem, kräftigem Wein gefüllt worden. Und nun ging's ans Erzählen der erlebten ernstesten und heiteren Stunden; dabei reichte man erbeutete Chassepotgewehre herum, welche einer genauen Prüfung unterworfen wurden. Im Scheine einer brennenden Laterne schrieb ein härtiger Preuße (Feldwebel Meyer vom 5. Jägerbataillon) einen Brief. „Wörth in Frankreich, 6. August 1870. Franzosen zweimal geklopft, am 4. bei Weißenburg und heute hier. Fürchterliches Gemetzel. Die Schlacht dauerte von 4 Uhr morgens bis 5 Uhr abends. Sieg der Deutschen. Ich hatte das Glück, am 4. mit einer kleinen Abteilung die erste Kanone zu fassen. Dieses hat mir außerordentlich Spaß gemacht, ebenso meinen Jägern, wofür mir bereits mehr Anerkennung, als ich verdient zuteil geworden. Gott sei Dank, ich bin noch gesund. Dieses Papier ist aus französischem Tornister geholt.“ — Fröhliches Hin- und Herreden ertönte noch bis spät in die Nacht. Mit innigem Dankesgebet schliefen die Sieger auf dem Schlachtfelde von Wörth.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Herrlich wie immer war die

Sonne aufgegangen und sandte ihre Strahlen hernieder auf die sonnige Landschaft. Die waldbeschatteten Höhen von Wörth lagen in schimmernder grüner Pracht, und aus buschigen Baumgruppen lugte der Kirchturm hervor. Es war ein lachendes Landschaftsbild, und doch — wer ist trockenen Auges geblieben beim Umblick über das weite grauisige Schlachtfeld!

Bange Ruhe lagerte über ihm; das fröhliche Gezwitscher der befiederten Waldsänger war heute verstummt. Von Zeit zu Zeit drang leises Wimmern oder ein herzerreißendes „O mon dieu!“ oder „Ach, lieber Gott!“ an das Ohr. Lautlos wandelten Männer zwischen den Reihen der Toten, um etwa noch Lebende aufzusuchen, und barmherzige Schwestern, um den Verwundeten Labung, Pflege und Trost zu bringen. Aber die Anzahl der Hilfsbedürftigen war zu groß, um alle in den errichteten Lazaretten unterbringen zu können; fast in jedem Hause der umliegenden Dtschaften lagen Verwundete.

Massenhaft wurden an jenem Sonntage noch Gefangene, darunter viele Offiziere, eingebracht, welche sich in den Weinbergen und Wäldern verborgen gehalten hatten, auch ganze Trupps verwundeter Franzosen, die in der Richtung nach Reichshofen ergriffen worden waren.

Von Sonntagsgedanken, Sonntagruhe, Sonntagsegens allenthalben keine Ahnung. Gegen Mittag begann die Bestattung der Gefallenen. In langen Reihen lagen die Toten nebeneinander, große Gruben taten sich auf, um Freund und Feind zu empfangen. Szenen des herzerreißenden Jammers, aber auch der lebhaftesten Freude spielten sich ab. Freunde und Brüder fanden sich urplötzlich wieder zusammen, welche einander bereits aufgegeben hatten. Im Laufe des Tages brachten die Bahnzüge Frauen und Mädchen in Menge nach dem blutigen Kampfplatze; ihr Herz trieb sie an das Lager des verwundeten oder gar sterbenden Vaters, Bruders oder Sohnes, um seine Pflege zu übernehmen oder seine letzten Abschiedsworte zu empfangen und das gebrochene Auge ihm zuzudrücken. Gar viele fanden den teuren Angehörigen schon in kühler Grube gebettet.

Wörth, Elsaßhausen und Fröschweiler boten Bilder wüster Zerstörung. Fröschweiler war zu einer Ruine geworden, sämtliche Häuser zererschossen oder bis auf den Grund niedergebrannt. Alle Scheunen, die ganze Ernte hatten die Flammen verzehrt. Die schöne Kirche, welche über dem Eingangstore in deutschen Lettern die Inschrift trug: „Erbaut zur Ehre Gottes im Jahre 1846“, lag in Trümmern, nur die Umfassungsmauern standen noch zum Teil. Und in den andern Dtschaften sah es nicht viel besser aus; auch dort war die Mehrzahl der Häuser halb und ganz zusammengeschoffen, Türen und Fenster eingeschlagen, die Bewohner fast alle geflüchtet. Diejenigen verlassenen Wohnungen, welche noch einigermaßen in gutem Zustande sich befanden, dienten zu Nothospitälern für

viele Hunderte von Bayern, Preußen und Franzosen. Da in Wörth Nahrungsmittel selbst für Geld nicht zu bekommen waren, so zwang man die Bäcker, das vorhandene Mehl zu verbacken, und stellte vor jedes Haus eine Wache. Das gebackene Brot reichte man zuerst den Verwundeten.

Die große Leichenfeier auf dem Schlachtfelde nahm inzwischen ihren Fortgang; die Bürger der umliegenden Ortschaften hatten sich zur Teilnahme an der Beerdigung einfinden müssen, Hunderte von Männern verrichteten die traurige Arbeit.

Der Nachmittag war angebrochen. Überall, auf den dem Schlachtfelde gegenüberliegenden Höhen, auf diesem selbst und im Tale bivaktierten die Sieger. Wachtfeuer um Wachtfeuer war angezündet worden. Zwei bayrische Jägerbataillone rückten unter den Klängen eines fröhlichen Marsches auf Vorposten dem Feinde entgegen — da erscholl plötzlich in gewaltigen Tönen die alte deutsche Weise: „Nun danket alle Gott!“ Mit begeisterten Worten sprach der Feldprediger zu den Soldaten, und heilige Andacht erfüllte die Herzen der Sieger, die auf dem mit Blut getränkten Boden ihrer auf dem Felde der Ehre gebliebenen Kameraden gedachten.

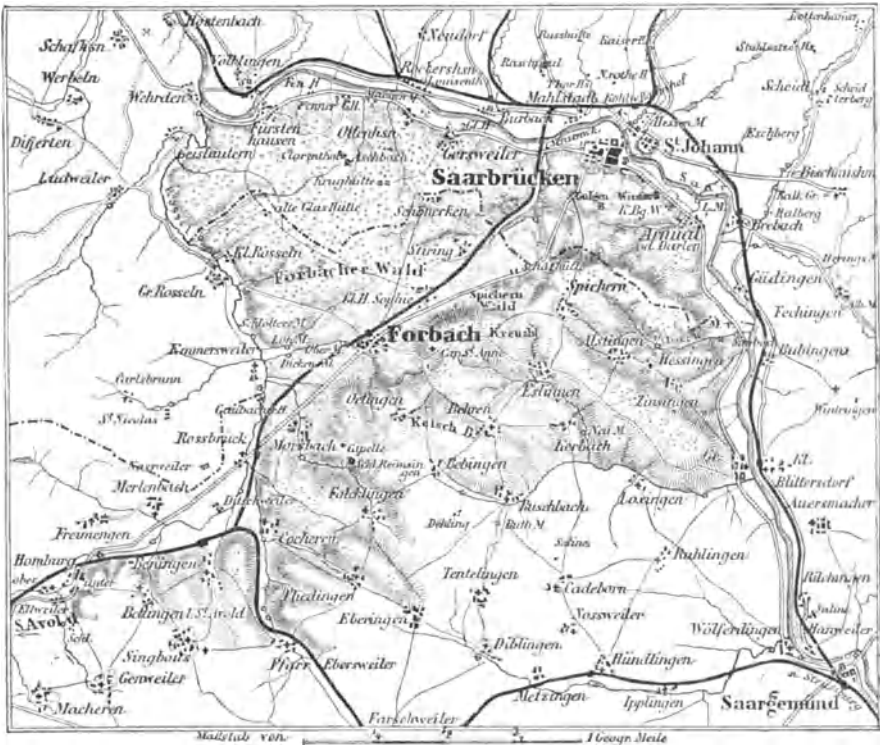
Elfter Abschnitt.

Der Sieg bei Spicheren.

An dem Tage, an welchem der linke Flügel der deutschen Armeen unter der Führung des Kronprinzen von Preußen die Armee Mac Mahons gänzlich zertrümmerte, hatte auch der rechte Flügel unter dem Oberbefehl des Generals von Steinmetz, von Truppenteilen der zweiten Armee unterstützt, einen glänzenden Sieg errungen, und zwar gegen die bei Saarbrücken und nach der französischen Grenzstadt Forbach hin stehende Heeresabteilung des Generals Frossard.

Die erste deutsche Armee, die bei Wadern und Cosheim gesammelt worden war, hatte, während die zweite gegen die Saar in Marsch gesetzt wurde, zunächst den Befehl erhalten, sich bei Tholey zu konzentrieren und dort haltzumachen; sie war um drei bis vier Tagemärsche weiter vor als die zweite im Zentrum und sollte einerseits nicht vereinzelt einem Zusammenstoß mit der vielfach überlegenen feindlichen Hauptmacht ausgesetzt werden, anderseits aber, im Falle die zweite Armee beim Austritt aus der pfälzischen Waldzone auf den Gegner stieße, als Offensivflanke dienen. In Ausführung dieses Befehls hatte die Armee ihre Kantonnements zu weit nach Süden beziehungsweise Südosten, die Marschlinie der zweiten, ausgedehnt. Die anbefohlene Räumung der Quartiere um Ottweiler gestaltete sich aber schwierig, da alle nördlich gelegenen Ortschaften bereits besetzt waren; zugleich lag die Notwendigkeit vor, für das I. Korps, das nun auch von Birkenfeld heranrückte, Raum zu schaffen. Infolgedessen beschloß General Steinmetz, der Oberbefehlshaber, mit dem ganzen Heer in der Richtung auf Saarlouis-Saarbrücken abzumarschieren. Seine Truppen waren es dann, die am 6. August zum Schlagen kamen, unterstützt von Abteilungen der zweiten Armee. Diese hatte die langen Engpässe der Waldzone von Kaiserslautern ungehindert durchschritten und am 5. mit ihren vordersten Korps die Linie Neunkirchen-Zweibrücken erreicht. Die weit vor der Front aufklärende Kavallerie meldete, daß der Feind anscheinend auf dem Rückzug sei. Man mußte nach Lage der Dinge an-

nehmen, daß er sich in einer starken Stellung — wahrscheinlich hinter der Mosel, links und rechts durch die Festungen Metz und Diedenhofen gesichert — festsetzen und den Angriff der Deutschen abwarten würde. Wenn dies wirklich geschah, sollte die erste Armee ihn in der Front festhalten, die zweite Metz südlich umgehen; den Franzosen blieb dann nur die Wahl zwischen dem Rückzug und einer Schlacht. So war die Absicht



Umgebung von Saarbrücken und Forbach.

der deutschen Heerleitung, und demgemäß war das Vorgehen der beiden Armeen angeordnet. Die erste hatte sich jedoch gegen die Absicht der Heerleitung zu weit nach Südwesten, gegen die Saar hin ausgebreitet, und so kam es, daß gerade am 6. August Abteilungen der ersten und zweiten Armee in Saarbrücken sich kreuzen mußten. An Truppen konnte es sonach nicht fehlen; indes war, da ein Gefecht in dieser Gegend keineswegs vorgesehen war — es schien nach allem sehr unwahrscheinlich — über den Zeitpunkt des Eintreffens nichts verfügt, und so langten sie auf den verschiedenen Marschrouten zu verschiedenen Zeiten nach und nach an.

Französischerseits befand man sich über Stellung und Stärke der preußischen Hauptmacht trotz der am 2. August mit so großem Geräusch unternommenen Rekognoszierung nach wie vor im unklaren. Seit dem 5. August hatte das Frossardsche Korps von der Saar südlich St. Arnual bis zur Eisenbahn zwischen Stiering-Wendel und Forbach auf den Spicherer Höhen Stellung genommen. Der steil abfallende, größtenteils bewaldete Nordhang derselben erhebt sich noch über die unmittelbar südlich von Saarbrücken gelegenen Höhen. Die Vorteile dieser Stellung, welche einen unbeschränkten Überblick nach Norden bis zur Saar gewährte, waren noch durch Schützengräben, Batterieeinschnitte und andre Verteidigungsmittel erhöht worden. Außerdem konnte Frossard mit Recht eine kräftige Unterstützung von den hinter ihm stehenden Truppen erwarten, denn da befanden sich in Abständen von 15—30 km das III., IV. und V. französische Korps, noch 6 km weiter auch das Gardekorps. Vier Divisionen zum mindesten konnten in einen bei Spicheren sich entspinneuden Kampf eingreifen; anderseits aber konnte, wenn Frossard zurückginge, Napoleon, etwa in der Gegend von Cocheren, mit nicht weniger als fünf Korps den Kampf aufnehmen.

Auf den verschiedenen Straßen nach St. Johann befanden sich deutscherseits seit dem 5. August von Norden her das III., VII. und VIII. Armeekorps im Anmarsche, und zwar zunächst das VII. aus der Gegend von Lebach. Die 13. Division desselben hatte ihren Marsch von Püttlingen, ihre Avantgarde auf Böcklingen ($2\frac{1}{2}$ Stunden westlich von Saarbrücken) gerichtet, während die 14. Division unter General von Kameke als linker Flügel über Güchenbach nach St. Johann heranrückte. Als die Avantgarde dieser Division vormittags $11\frac{1}{2}$ Uhr die Brücke zwischen St. Johann und Saarbrücken überschritten und ihre Spitzen den Exercierplatz erreicht hatten, wurden diese mit lebhaftem Artilleriefener begrüßt. Nach den bisherigen Erfahrungen vermutete man indes, daß der Feind im Rückzuge begriffen sei und das Artilleriefener nur die Deckung dieses Rückzugs bezwecke. Um daher die wichtigen Höhen südlich von Saarbrücken in seinen Besitz zu bringen und den Übergang über die Saar für die nachfolgenden Kolonnen zu sichern, schritt General von Kameke ohne Zögern zum Angriff. Vor allen Dingen war es nötig, die Franzosen von den überragenden Stellungen zu verdrängen; zwei Batterien fuhrten daher auf den unmittelbar südlich von Saarbrücken gelegenen Höhen auf und zwangen die feindlichen Geschütze, sich weiter hinauf zu ziehen. Besonders wichtig erschien die Wegnahme des Roten Berges, eines bastionartig aus der feindlichen Front hervortretenden Felsvorsprungs, der alle Anmarschlinien in dem freiliegenden Gelände beherrschte und ohne dessen Besitz eine Verdrängung der Franzosen aus ihrer Stellung kaum möglich

war. Einseitiges direktes Vorgehen gegen diese steile Höhe, wo der Feind sich etagenweise verschanzt hatte, erschien unausführbar; es mußte daher, um die Erstürmung zu erleichtern, zugleich rechts und links eine Umgehung versucht werden. Aber auch da waren die Hänge steil und mit dichten Waldungen bedeckt; zur Linken bildeten noch außerdem die Gebäude von Stiering-Wendel einen besonderen Stützpunkt.

Man kannte die Stärke des Gegners nicht, sonst wäre der Kampf nicht mit so schwachen Kräften eröffnet worden. Als das Gefecht begann, um 12 Uhr mittags, war nur eine einzige Brigade zur Stelle, die bei der Beschaffenheit der feindlichen Stellung zugleich gegen beide Flanken des Gegners ihren Angriff richtete. Dennoch ging es anfangs ganz gut. Zur Linken drängten die Neununddreißiger die feindlichen Schützen Schwärme aus dem Gifertwalde zurück, rechts bemächtigte sich das dritte Bataillon im Verein mit den Vierundsiebzigern des Waldstückes von Stiering. Und in der Front führte General von François, der Kommandeur der 27. Infanteriebrigade, bald nach 1 Uhr zwei Bataillone des 74. Regiments vor und erreichte, nachdem er unter verheerendem feindlichen Feuer eine freie Niederung durchschritten hatte, den Fuß des Roten Berges, unter dessen vorspringenden Wänden die Mannschaften einigen Schutz gegen den Chassepothagel der hoch über ihnen liegenden französischen Jäger fanden. Ein weiteres Vorgehen war vorerst nicht möglich, aber sie blieben in der errungenen Position dem Feinde nah am Leibe. Doch bald trat, zumal auf den Flügeln, die Überlegenheit des Feindes zutage. Heftige Gegenstöße erfolgten, und als die 28. Brigade eintraf, mußte auch sie sich teilen und ihre frischen Kräfte ohne Verzug da und dort zur Hilfe senden. Die dadurch entstehende Mischung verschiedener Truppenteile war ein Umstand, der für den weiteren Gang des Gefechtes und für die einheitliche Leitung desselben keineswegs förderlich war, zumal sie naturgemäß immer schlimmer wurde.

Gegen 3 Uhr zwang das wirksame Feuer der preußischen Artillerie die feindlichen Batterien auf dem Roten Berge, nachdem ein Munitionswagen in die Luft geflogen war und fünf Geschütze ihre gesamte Bespannung verloren hatten, weiter zurückzugehen. Der Augenblick schien günstig, den Angriff auf den Roten Berg zu wagen. Die Füsiliers vom 74. Regiment begannen den steilen Felshang zu erklimmen, ihnen voran todesmutig General von François. Von einem Absatz zum andern mühsam emporklettern, erreichten sie den vordersten Schützengraben und warfen die sichtbar überraschten Franzosen mit Bajonett und Kolben heraus. Eben wollten sie, trotz des verheerenden Feuers, weiter vorgehen, als französische Infanterie einen Vorstoß machte. Glücklicherweise hatte inzwischen auch vom 39. Regiment eine Kompagnie den Höhenrand er-

stiegen, und unter dem Zurufe des Generals François, der sich an ihre Spitze stellte, warf sich die kleine Schar dem überlegenen Feinde entgegen. Fünf Kugeln streckten den heldenmütigen Führer schwer verwundet zu Boden. Trotz des verheerenden französischen Schnellfeuers harrten die stark zusammengeschmolzenen fünf Kompagnien bei ihrem sterbenden Führer aus.

Dennoch stand es in diesem Augenblicke schlimm genug. Die 14. Division bildete eine dünne Linie von fast 5 km Länge; der linke Flügel war geworfen; das Gefecht stand auf der Schneide. Im Gifertwalde zog der Feind fortwährend Verstärkungen heran, und vor der wachsenden Übermacht mußten sich die an den steilen Waldhängen kämpfenden preußischen Truppen, welche zum Teil ihre Munition verschossen hatten und auf Unterstützung nicht rechnen durften, nach dem Winterberge zurückziehen. Nur wenige Kompagnien vermochten am Nordrande standzuhalten. Und der rechte Flügel bei Stiering war hart bedrängt. Aber eben jetzt zwischen 3 und 4 Uhr trafen gleichzeitig die Vortruppen der 5. und 16. Division auf dem Schlachtfelde ein. Nun entbrannte der Kampf um den Wald mit erneuter Heftigkeit. Es gelang jetzt, den Feind im Gifertwalde und dem südöstlich gelegenen Pfaffenwalde zurückzuwerfen und den wiedereroberten Waldsaum zu behaupten. Zugleich wurde mit Hilfe der frisch angelangten Truppen der Kampf auf dem Roten Berge wieder aufgenommen, wo nur die heldenmütige Ausdauer der zuerst vorgedrungenen fünf Kompagnien die genommenen Schützengräben am Höhenrande zu behaupten vermocht hatte. Sie hatten ihre Munition schon beinahe ganz verschossen. Jetzt kamen Teile des 40. Regiments zu Hilfe, und mit vereinter Kraft wurde nun der Feind auch aus zwei weiteren Verteidigungsabschnitten geworfen. Zwei heftige Angriffe, um sie wieder zurück zu erlangen, scheiterten an der heldenmütigen Verteidigung der Sieger.

Auch auf dem rechten Flügel drang man unter heftigen Kämpfen bis Alt-Stiering vor und näherte sich bedrohlich der Rückzugsstraße des Feindes, der Forbacher Chaussee. Die gegen den linken feindlichen Flügel in der Stieringer Niederung unternommenen Angriffe hatten indes nur vorübergehend Erfolg, General Frossard erkannte die ihm dort drohende Gefahr und sandte Verstärkung über Verstärkung; als allmählich anderthalb feindliche Divisionen gegen die nur acht Bataillone starken Preußen auftraten, vermochten die bereits stark gelichteten und meist ihrer Führer beraubten Truppen den übermächtigen Vorstößen nicht länger Widerstand zu leisten, und alle bisher hier errungenen Vorteile gingen verloren. Endlich griff auch hier wieder die wackere Artillerie rettend ein; es gelang den sieben auf der Folsler Höhe postierten Batterien, den feindlichen Angriff zum Stehen zu bringen, und im weiteren Verlauf errang auch

die Infanterie, unter der persönlichen Führung des Generals von Zastrow, wieder Boden.

Indes wogte das Gefecht im westlichen Teile des Gifertwaldes, der sich noch in der Gewalt des Feindes befand, hin und her. Neu anlangende preußische Truppen griffen ein, aber auch der Widerstand der Franzosen, welche sich fortwährend verstärkten, wurde zäher und zäher. Innerhalb des Waldes und auf dem kahlen Berggrücken westlich desselben kämpften in der sechsten Nachmittagsstunde 32 preußische Kompagnien gegen die gesamte Division Laveaucoupet und Teile der Brigade Bastoul, beide zum Frossardschen Korps gehörig. Trotz dieser großen Übermacht drangen die Preußen, freilich unter schweren Verlusten, gegen den Südrand vor. Unter unsäglichen Anstrengungen gelang es dem Major von Lyncker, nach und nach zwei Batterien seiner Abteilung, des 2. und 3. Regiments, die Höhe hinaufzuschaffen, welche sehr wirkungsvoll in den Kampf eingriffen und ihre Stellung gegen drei französische Batterien und Infanteriefeuer bis zum Ende der Schlacht siegreich behaupteten. Nach 6 Uhr wurden die Franzosen auch aus dem Pfaffenwalde geworfen. Im Zentrum hielt der Feind seine hochgelegene Stellung auf dem Nordabhange des Forbacher Berges von dem Spicherer Walde bis zum gleichnamigen Dorfe fest. Endlich erfolgte der entscheidende Stoß vom rechten preußischen Flügel her. General von Goeben hatte zusammengerafft, was noch an Truppen der 16. Division verfügbar war, und sandte sie gegen Stiering vor. Ein Teil griff den Ort an, der andre aber erstieg von der Straße aus die Schluchten des Spicherer Waldes, vertrieb in hartem Kampf Mann gegen Mann die Franzosen von dem zum Roten Berg führenden Sattel und drängte sie immer mehr gegen den Forbacher Berg zurück. In Flanke und Rücken gefaßt, mußte der Feind beim Eintritte der Dunkelheit nach Spicheren zurückweichen und trat unter dem Schutze eines lebhaften Feuers seiner auf dem Pfaffenberge vereinigten Batterien um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr auf der Hochebene überall den Rückzug an.

Dagegen dauerte das Gefecht in der Stieringer Niederung noch fort. Die auf Stiering-Wendel zurückgeworfenen Franzosen leisteten hier hartnäckige Gegenwehr, und erst nachdem sie aus den Häusern vertrieben worden, verstummte — gegen 11 Uhr nachts — die Schlacht, deren Leitung auf preußischer Seite nacheinander die Generale Goeben, Zastrow und Steinmetz übernommen hatten. Trotzdem der Angreifer selbst am Schlusse noch immer schwächer war als der Verteidiger, trotz der außerordentlich starken Stellung des Feindes, war durch das einmütige Zusammenwirken der preußischen Führer ein herrlicher Sieg erfochten worden; während von den drei Frossard zur Unterstützung gesandten Divisionen nur zwei nach langem Hin- und Herziehen eintrafen, als es zu

spät war, waren alle im Bereich des Gefechtsfeldes befindlichen preussischen Truppen mit Aufgebot aller Kräfte dahin geeilt, woher das Kampfgetöse erschallte. Der beengte Raum gestattete nur die Aufstellung von 13 Batterien, die Kavallerie konnte bei der Beschaffenheit des Terrains gar nicht eingreifen; aber die Aufopferung und der kühne Mut der kämpfenden Truppen, der sie unaufhaltsam vorwärts drängte, errang trotz alledem den Sieg, der der oberen Heeresleitung die Grundlage für weitere Entschliebung abgeben sollte.

Den geschlagenen Gegner durch größere Reitermassen verfolgen zu lassen, verhinderte die Dunkelheit und die Bodenbeschaffenheit der Spicherer Hochfläche. Frossard vermochte daher seinen Rückzug in leidlicher Ordnung zu bewerkstelligen, allerdings nicht auf der ursprünglich in Aussicht genommenen Straße Forbach-St. Avoird, die durch die am Abend auf dem Gefechtsfeld erscheinende 13. Division ernstlich bedroht war, sondern nach Dettingen. Trotzdem fielen nicht weniger denn 1500 unverwundete Gefangene und zahlreiche verwundete Franzosen, am nächsten Tage sodann die in Forbach aufgehäuften Armeevorräte und ein Brückentrain in die Hände der Sieger.

Der glorreiche Tag hat deutscherseits schwere Opfer gekostet: 223 Offiziere und 4648 Mann an Verwundeten und Gefallenen, während die sicher hinter Verschanzungen aufgestellt gewesenen Franzosen bei einem Verluste von allerdings 249 Offizieren an Mannschaften nur 3829 einbüßten.

Unter den auf deutscher Seite am meisten beklagten Opfern dieses blutigen Tages steht mit obenan Bruno von François. Im Jahre 1819 geboren, war er 1836 zum Offizier befördert worden und bekleidete die Stelle eines Obersten des Infanterieregiments Nr. 58, als dieses 1866 unter Steinmetz in Böhmen einmarschierte und an den Kämpfen bei Nachod und Skalitz rühmlich teilnahm, wofür ihm der Orden pour le mérite zuerkannt wurde. Bei der Mobilmachung 1870 zum General und Kommandeur der 27. Infanteriebrigade ernannt, sahen wir den Helden seine Tapferen zum Angriff auf den roten Berg vorführen und hierbei den schönsten Tod, den auf dem Felde der Ehre, sterben. Seine letzten Worte waren: „Es ist doch ein schöner Tod, der auf dem Schlachtfelde; ich sterbe gern, da ich sehe, daß das Gefecht vorwärts geht.“

* * *

Helden waren alle am Kampfe beteiligt gewesen deutschen Soldaten, denn alle hatten sie mit Löwenmut gefochten. Doch nicht all die zahllosen Tapferen können wir mit Namen erwähnen; nur der Führer welche sich bei Wörth und Spicheren vorzugsweise hervorgetan, wollen wir hier kurz gedenken.

Da tritt uns vor allen General Karl Friedrich von Steinmeh, „der alte Löwe“, wie er im Munde der Soldaten hieß, entgegen, der noch spät abends am Tage der Schlacht bei Spicheren angelangt war. Voller Bewunderung blicken wir auf den Vierundsiebzigjährigen, „dessen Alter blüht wie greisender Wein“ und der hochbetagt noch so frisch und aufrecht steht wie ein Jüngling, und so entschlossen dem Feinde ins Angesicht



General Karl Friedrich von Steinmeh.

sieht, wie damals, als er, kaum 17 Jahre alt, im Februar 1813, in die Armee eintrat.

Seine Bestallung als Offizier im Yorckschen Korps machte ihm freilich damals keine besondere Freude; er hatte sich im Geiste schon als Zietenscher Husar gesehen, allein der König lehnte sein Gesuch ab, da gerade an Infanterieoffizieren empfindlicher Mangel war. Wir dürfen nicht bei den denkwürdigen Schlachten, Gefechten und Scharmücheln verweilen, welche der junge Krieger mitgemacht hat, namentlich bei Merseburg, Großgörschen, Königswartha, Baußen, Löwenberg, Goldberg, Katzbach, Wartenburg, Mückern, Freiburg, La Chaussée, Chalons, Cha-teau-Thierry, Laon und Paris uff. Nach den beiden letzten Schlachten erhielt er für seine Tapferkeit das Eiserne Kreuz. Der „alte Löwe“ besaß

alle Eigenschaften eines kühnen Soldaten: Energie, Tapferkeit und Kaltblütigkeit. Steinmetz avancierte so rasch, wie es in Friedenszeiten möglich war; das Jahr 1841 sah ihn noch als Bataillonskommandeur in einem Garderegiment; 1863 war er zum General der Infanterie emporgestiegen. Natürlich hat er auch in Schleswig-Holstein und im Feldzuge von 1866 tapfer mitgefochten.

Der zweite Held war August von Goeben. Am 10. Dezember 1816 zu Stade im Hannoverschen als Sohn eines Majors a. D. geboren, trat er am 3. November 1832 in das 24. preußische Infanterieregiment ein, holte sich seine ersten Lorbeeren jedoch in fremden Diensten. Am 15. Februar 1835 zum Sekondeleutnant befördert, nahm er bereits am 7. März 1836 seinen Abschied, um in die Armee des spanischen Thronprätendenten Don Carlos einzutreten, in der er, dreimal verwundet und zweimal kriegsgefangen, bis zum Grade eines Oberstleutnants emporstieg. Nach dem Siege der Anhänger der Königin Christine mußte Goeben Spanien verlassen. Die Sehkraft seiner Augen hatte unter den Kriegsstrapazen derart gelitten, daß er zum Tragen einer Brille genötigt blieb. Verstimmt kehrte unser Held, von der französischen Regierung mit Zwangspaß versehen, zu Fuß in die Heimat zurück. Nachdem er ein Jahr im elterlichen Hause krank gelegen, trat er im Februar 1842 wieder als Sekondeleutnant beim Leibgrenadierregiment ins Heer ein, zugleich kommandiert zum Generalstabe, in welchem er 1844 zum Premierleutnant und 1845 zum Hauptmann befördert ward. Im Jahre 1848 stand er beim Generalkommando in Magdeburg, machte 1849 als Generalstabsoffizier den Feldzug in Baden mit, wurde 1850 Kompagniechef im 16. Infanterieregiment und schon im selben Jahre Major im Großen Generalstabe. Im Januar 1851 zum Prinzen von Preußen, dem damaligen Militärgouverneur der Rheinprovinz, kommandiert, trat er in nähere Beziehung zu diesem, der ihm seine besondere Wertschätzung bis zu seinem Tode bewahrt hat. Im Jahre 1855 Chef des Generalstabes des IV. Armeekorps, 1858 Oberst und Chef des Generalstabes des VIII. Armeekorps, wurde er 1860 mit andern Kameraden kommandiert, an dem spanischen Feldzuge gegen Marokko teilzunehmen. Im Kriege gegen Dänemark befehligte er 1864 die 26. Infanteriebrigade und war bei der Belagerung der Düppeler Schanzen sowie bei dem Übergang nach Aßen beteiligt. Die folgenden beiden Jahre brachten ihn an die Spitze der 10. und später der 13. Division, welche er 1866 mit Geschick und Glück erst nach Hannover und dann nach Süddeutschland führte. Bei Beginn des Krieges 1870 wurde er mit dem Kommando des VIII. Armeekorps betraut, immer die unbegrenzte Verehrung und das unerschütterliche Vertrauen seiner Untergebenen genießend.

Einer der Helden von Wörth ist auch Julius von Bose, welcher in dieser heißen Schlacht zweimal so schwer verwundet wurde, daß er erst nach dem Kriege wieder in Dienst treten konnte. Im Jahre 1809 geboren, trat Bose mit 20 Jahren als Offizier in die Armee ein. Bereits 1853 war er Major, 1860 Oberst, 1864 Generalmajor, als welcher er in dem österreichischen Feldzuge von 1866 bei Liebenau, Podol, Münchengrätz, Holitsch und Preßburg mitfocht. Nach dem Feldzuge erhielt er den Orden pour le mérite und rückte zum Range eines Generalleutnants



General August von Goeben.

auf. General von Bose stand nach dem Kriege noch unermüdblich tätig während eines Jahrzehnts an der Spitze des XI. Armeekorps und erbat sich dann seinen Abschied, welcher ihm unter Erhebung in den Grafenstand gewährt wurde.

Ewald von Kirchbach, dessen Entschlossenheit das Schicksal der Mac Mahonschen Armee am 6. August zur Entscheidung brachte, war 1809 zu Neumark in Schlesien geboren, trat 1820 ins Kadettenkorps und ward 1827 Offizier. Im Jahre 1850 erreichte er den Majorsgrad, war von 1855 bis 1858 Lehrer an der Kriegsakademie und wurde zugleich 1856 dem Generalstabe zugewiesen; 1859 ward er Chef des General-

stabes des Gardekorps und demnächst des III. Korps, 1860 erhielt er das Kommando des Infanterieregiments Nr. 66, 1863 als Generalmajor das der 19. Infanteriebrigade in Posen. Im Kriege gegen Dänemark führte er die 21. Infanteriebrigade; 1865 erhielt er das Kommando der 10. Division. Der tapfere Heerführer focht auch im deutschen Kriege mit Auszeichnung und erwarb sich den Orden pour le mérite. Bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges erfolgte seine Ernennung zum kommandierenden General des V. Armeekorps. Außer bei Weißenburg und Wörth hatte er später auch an dem Siege von Sedan, wo einer seiner Söhne fiel, und an dem letzten Entscheidungskampfe vor Paris bedeutenden Anteil.

Die siegreichen Truppen bivaktierten die Nacht hindurch zum Teil auf der Stelle, die sie durch ihren Heldenmut erobert hatten. Auf den Thürmen des Saarbrückener Bahnhofs flatterte wieder lustig die preussische Fahne. In den Stuben und auf den Straßen der beiden Schwesterstädte herrschte freudig bewegtes Leben. Dankesgefühle erhoben die Herzen aller. An einem Tage hatten die deutschen Heere zwei folgenreiche Siege erfochten. Sie brachen nicht nur die Siegeszuversicht der französischen Armee, nein, in ganz Europa verschwand urplötzlich der bis dahin noch immer mächtig gewesene Glaube an die unüberwindliche Kriegstüchtigkeit der Franzosen und an die Überlegenheit ihrer Heerführer.

Die Bilder und Szenen jenes Sonntagmorgens bei Wörth wiederholten sich am Morgen nach dem Schlachttage auch in und um Saarbrücken und Spicheren. Regimenter der verschiedensten Waffengattungen rückten an und ab, begrüßt von den Klängen der Feldmusiken. Generale, von ihren Adjutanten und Ordonnanzen begleitet, sprengten die Höhe herab, bewillkommenet vom lauten Hurra der Truppen. Aber auch hier waren Felder und Wälder weithin mit Leichen besät. Große Abteilungen von Pionieren warfen im Schweiß ihres Angesichts die Gruben für diese Leichenhaufen aus, unterstützt von Landleuten aus der Umgegend; neben diesen gemeinsamen Gräbern erhoben sich überall kleine Hügel mit roten Kreuzen für die gefallenen Offiziere, unter denen sich auch ein Sohn des Generals von Manstein befand.

Für die Verwundeten ist wohl während des Feldzugs nirgends aufopfernder gesorgt worden als in Saarbrücken und St. Johann. Die Einwohner unterstützten unausgesetzt die Sanitätskompagnien. Eine Reihe von Wagen fuhr noch während des Kampfes nach der blutigen Walfstätt; unbekümmert um die überall einschlagenden Granaten, verbanden die herangekommenen Samariterinnen die Verwundeten und reichten ihnen Erfrischungen. Ja, zwei Mädchen trugen sogar einen Schwerverwundeten aus dem Kampfe, schafften ihn zum Verbandplatze und verbanden ihn,

trotz der Kugeln, die selbst auf dieser Stätte niederfielen. Ein erhebendes Beispiel von Opfermut lieferte ein einfacher Heilgehilfe, welcher sich — als die Geschosse immer zahlreicher den Verbandplatz trafen — über zwei seiner Pflege anvertraute Schwerverwundete beugte, sie mit seinem Leibe deckte und sagte: „Nein, ihr armen Jungen, ihr habt genug bekommen, jetzt mögen sie auch mich einmal treffen.“

In den beiden Schwesterstädten gab es kein Haus, keine Familie, welche nicht einen oder mehrere Verwundete in der gastlichsten Weise beherbergten. Da ward alles aus eignen Mitteln geschafft, was die Ärzte anordneten: Eis, Verbandstücke, Hemden, Betten, kräftige Suppen usw.

Massenhaft fuhren die mit Stroh gefüllten Wagen, auf denen Preußen und Franzosen tot, verwundet oder sterbend friedlich nebeneinander lagen, vom Exerzierplatze hinab nach der Stadt. Keiner der französischen Gefangenen ward vernachlässigt; Frauen und Mädchen pflegten die Verwundeten ohne Ansehen der Person. Die Dorfbewohner blieben hinter den Städtern nicht zurück; aus allen umliegenden deutschen Ortschaften kamen Bauersleute mit Wagen heran, um Leichtverwundete zur Pflege abzuholen.

Zwei Niederlagen an einem Tage waren hinreichend, Frankreich zur Verteidigung auf seine Festungslinie zurückzudrängen, während die deutschen Heere nun in Feindesland standen und zu weiteren Angriffen vorschreiten konnten. Ein großes Stück französischer Selbstüberschätzung war mit dem 6. August begraben worden. Viele tausend Hände falteten sich am Abend dieses herrlichen Tages zu innigem Dankgebet.

Zwölfter Abschnitt.

Der Siegesjubel in Nord und Süd.

Die Truppen waren ausgezogen, und die Zurückbleibenden harrten in gespannter Erwartung der ersten Nachrichten vom Kriegsschauplatz. Wohl hatte das Vertrauen auf die deutschen Heere und ihre Führer feste Wurzeln nun auch bei den Süddeutschen geschlagen, allein der Name „Franzose“ erschien noch immer von einem Dunstkreis falschen Ruhmes umhüllt; in der Erinnerung der Alten stieg immer wieder das Frankreich der „großen Nation“ unter dem ersten Napoleon empor, und wenn man auch an einem endgültigen Siege der deutschen Sache nicht zweifelte, so wagten doch nur wenige sich der Hoffnung hinzugeben, daß schon der Beginn des Ringens durch eine Reihe von Siegestagen werde verherrlicht werden. Alle aber stimmten zuversichtlich mit ein, wenn jung und alt zum tausendstenmal sang: „Lieb' Vaterland, magst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht am Rhein.“

Unter Bangen und Hoffen war der 4. August herangekommen; unheimliche Schwüle lagerte über ganz Deutschland; alle Welt empfand, daß etwas in der Luft liege; unbestimmte Nachrichten durchliefen am Nachmittage die Straßen der Städte. Aber niemand vermochte anzugeben, ob es Gutes oder Schlimmes sei. Der Abend brach heran. Immer größere Menschenmassen fanden sich auf den Straßen und Plätzen zusammen, Landbewohner waren stundenweit auf Leiterwagen in die Städte geeilt. Da, gegen 10 Uhr, ward von Mainz aus eine Depesche König Wilhelms an seine Gemahlin veröffentlicht: sie lautete: „Unter Fritzens Augen heute einen glänzenden, aber blutigen Sieg erfochten durch Stürmung von Weißenburg und des dahinter liegenden Geißberges. Unser V. und XI. Korps und II. bayrisches Armeekorps fochten. Gott sei gepriesen für diese erste glorreiche Waffentat! Er helfe weiter!“

Ein Donner begeisterter Zurufe wälzte sich lawinenartig von Stadt zu Stadt, von Haus zu Haus. Überall brach jetzt der Sturm der Freude hervor, der Alp war von der Brust genommen, in den Augen zitterten

Tränen des Dankes, in Nord und Süd, in Ost und West. Durch alle Straßen von Stadt und Land flog der vielstimmige Ruf: „Wir haben gesiegt!“ „Hoch die Preußen!“ „Hoch die Bayern!“ „Hoch König Wilhelm!“ „Fritz soll leben!“ und dazwischen sang und tönte es bis tief in die Nacht hinein: „Was ist des Deutschen Vaterland“ und „Lieb' Vaterland, magst ruhig sein“.

Der nächste Morgen fand ganz Deutschland im Sieges schmucke. Von allen Dächern, aus allen Fenstern wehten Fahnen; und wie die deutschen Brüder in treuer Einigkeit zusammen fochten, so flatterten die Flaggen aller deutschen Bundesgenossen neben der schwarzweißen des preußischen Vorkämpfers.

Groß war der Jubel, aber er sollte noch gesteigert werden. Die Nachricht von den Siegen bei Wörth und Saarbrücken hob ihn auf den Gipfelpunkt.

In allen Residenzstädten zog die Volksmenge vor die fürstlichen Schlösser, in Berlin, München, Stuttgart und Karlsruhe wurden die Siegestelegramme der Schlachten bei Wörth und Saarbrücken von den Balkonen der Königs- und Fürstensitze verkündigt, an allen Straßenecken prangten große Plakate, welche von der Volksmenge umdrängt wurden, die Vordersten lasen vor und die Hintersiehenden riefen aus Leibeskräften Hurra! Auf so rasche und bedeutende Erfolge war man nirgends gefaßt gewesen, und um so größer war deshalb der Jubel. Böllerschüsse begrüßten und trugen weiter die frohe Kunde, und durch die reich geschmückten, an vielen Orten illuminierten Straßen hallte der Jubel der Einwohner, begleitet von dem Geläute der Glocken; überall Gesang, Musik und Hochrufe. In heiteren Gesellschaftskreisen veranstaltete man Sammlungen zu patriotischen Zwecken; in der Pfalz loderten an diesem Abend große Freudenfeuer von den Bergen, und in Städten und Dörfern hob man am 7. August Herz und Auge in inbrünstigem Gebet zu dem empor, der unsre Krieger zu ihren preiswürdigen Taten gekräftigt hatte.

Jubel erscholl gewiß in ganz Deutschland bei der Kunde von den ersten Siegen, aber eine innigere Freude als in Baden und in der Pfalz herrschte sicher gar nirgends. Gerade diese Länder, welchen französischerseits mit Brand und Plünderung gedroht worden war, empfanden aufs tiefste die Bedeutung der errungenen Siege. Am Abend des 6. August zogen gegen 6000 Männer vor das Schloß zu Karlsruhe und begrüßten mit donnernden Hochs den geliebten Landesfürsten. Dieser sprach, nachdem die Begeisterung sich in Worten Luft gemacht, ernste Worte zu seinem Volke und schloß seine Rede: „Laßt uns nun vor allem dem Allerhöchsten unsern Dank darbringen und das Lied anstimmen: „Nun danket alle Gott!“ Und wie mit mächtigen Orgelklängen brauste es hin über den breiten Platz.

Der Kanonendonner, welcher zur Feier unsrer Siege über unsre Städte hinrollte, weckte ein freudiges Echo überall, wo die deutsche Zunge Klang und deutsche Herzen schlugen; der Geist von 1870, welcher hinter jenem von 1813 nicht zurückstand, drang hinüber über das Weltmeer. Nicht nur im lieben engeren Vaterlande machten die Erfolge der deutschen Waffen unbeschreiblichen Eindruck, sondern auch in England, Dänemark, Oesterreich und Italien. Man ahnte, was es hieß, daß Deutschland erwacht war.

Der erste Ausbruch leidenschaftlicher Begeisterung hatte einer ruhigen, freudigen Zuversicht Platz gemacht. Die Farbe der Trauer, in die sich jetzt so manche Mütter und Väter hüllten, deren Söhne oder Ernährer in den blutigen Kämpfen geblieben waren, mahnte an ernste Pflichten; den Toten konnte man nur eine bleibende, liebevolle Erinnerung weihen, die Verwundeten aber bedurften der Pflege und Stärkung, und mit Ausübung dieser Liebesdienste konnte man zugleich einen wenn auch nur geringen Dank für die blutigen Opfer abtragen, welche der deutsche Soldat dem Vaterlande gebracht. Die preussische Königsfamilie ging auch bei dieser Gelegenheit mit leuchtendem Beispiel voran. Damen aus allen Kreisen versammelten sich, fertigten allerlei Verbandzeug für die Armee und zupften Scharpie. In allen größeren Städten Deutschlands übernahmen Frauen- und Männerhilfsvereine die Pflege der Verwundeten. Johanniterritter begaben sich auf die Schlachtfelder, um hier ihr Samariterwerk zu beginnen. Und als die Verwundetentransporte begannen, da gab es wohl in ganz Deutschland auch nicht eine, wenn noch so kleine Station, an der nicht Erfrischungen mannigfachster Art bereit gehalten worden wären.

Die Zahl der Verwundeten wuchs mächtig an; bald reichten die bestehenden Lazarette nicht mehr aus, es mußten neue errichtet werden, trotz der vielen Barmherzigen, welche Verwundete freiwillig aufnahmen. Und auf den deutschen Kirchhöfen mehrten sich zusehends die weißen Kreuze, auf denen der Name und die Truppe des Kriegers angegeben war, der hier die ewige Ruhe gefunden. Mancher Turko, Zuave und Franzose schlummert friedlich in deutscher Erde neben demjenigen, der ihm kurz vorher als Feind gegenüberstand, und fern der geliebten Heimat haben wiederum viele Tausende unsrer Brüder in fremdem Lande ihr Grab gefunden.

Dreizehnter Abschnitt.

„All-Deutschland in Frankreich hinein!“

Die französische Armee hatte kehrt gemacht; der Kriegsplan der Franzosen, ohnehin schon durch den Anschluß des Südens an den Norden Deutschlands hinfällig geworden, war nun gänzlich über den Haufen geworfen. Was nützten nach den erlittenen Niederlagen dem französischen Generalstabe die ausgearbeitete Verwaltungsorganisation für die Pfalz und das nagelneu angefertigte Siegel für das Departement Mont Tonnerre (Donnersberg in der Pfalz), welches den Siegern von Wörth in die Hände gefallen war?

Nach dem Verluste der beiden Schlachten von Wörth und Spicheren schien es für die französische Heeresleitung geboten, mit der Hauptmacht in einer festen Stellung zwischen der französischen Ostgrenze und der Hauptstadt dem Vordringen der deutschen Armee ein Ziel zu setzen. Diese Stellung ließ sich entweder näher an der Grenze — etwa auf dem rechten Ufer der Mosel mit Anlehnung an den festen Waffenplatz Metz — nehmen, oder näher gegen Paris zu, etwa auf der Ebene von Chalons, wo das bekannte Übungslager des französischen Heeres sich befand. Die Wahl nach der einen wie nach der andern Richtung hin hielt schwer. Anfangs schien der Kaiser Napoleon geneigt, mit der ganzen französischen sogenannten „Rheinarmee“ bis nach Chalons zurückzugehen, wohin auch Marschall Mac Mahon nach der Niederlage bei Wörth mit den Trümmern seiner Streitmacht den Rückzug angetreten hatte und wo die französischen Reserven sich sammelten. Die Erwägung jedoch, daß es einen üblen Eindruck in Paris machen müsse, wenn ein so großer Teil französischen Gebiets ohne Schwertstreich der deutschen „Invasion“ preisgegeben würde, mochte den Kaiser später bestimmen, die „Rheinarmee“ zwischen der Saar und Mosel zusammenzuziehen und mit der Hauptmacht östlich von Metz Stellung zu nehmen.

Das französische Heer kämpfte nun nicht mehr zwischen den Vogesen und dem Rhein, ja rasch genug hieß es: zurück zwischen Mosel und

Maas. Marschall Mac Mahon hatte bei Zabern die Reste seines Korps gesammelt und nach Neufchateau geführt, von wo es mit der Eisenbahn nach Chalons geführt wurde. Freilich gab er damit die Verbindung mit Bazaine ganz auf, die er leicht hätte bewerkstelligen können, da er nicht verfolgt wurde und die Eisenbahn Lunéville—Metz am 9. noch frei war. Aber wieder war es ein unverbürgtes Gerücht, das auf die Entschlüsse des Feldherrn einen verhängnisvollen Einfluß übte. Es hieß, die Preußen wären bereits in Pont-à-Mousson (wohin sie tatsächlich erst am 13. gelangten); Mac Mahon konnte seine entmutigten Truppen nicht gleich wieder einem Zusammenstoß mit den Gegnern aussetzen und wählte daher die Richtung auf Chalons; dahin gelangte auch das V. Korps des Generals Failly, obzwar nach mancherlei Irrfahrten. Befehle aus dem kaiserlichen Hauptquartier hatten es erst nach Nancy, dann in der entgegengesetzten Richtung nach Langres beordert; in Charmos angelangt, erhielt es den Befehl, nach Toul zu gehen, von Chaumont aber wurde es schließlich ebenfalls nach Chalons dirigiert. Dort hatte General Trochu inzwischen ein neues Korps, das XII., aufgestellt, und auch das VII. Korps, früher unter dem Befehl des bei Weißenburg gefallenen Generals Douay stehend, ward aus dem Elsaß mittels Eisenbahn über Bar-sur-Aube und Paris nach Amiens gebracht. Vier Armeekorps und zwei Kavalleriedivisionen vereinigten sich also hier zu einer starken Reservearmee, aber 180 km von der Hauptarmee entfernt, die doch zunächst den Ansturm des Feindes auszuhalten hatte. Über diese gesamte Streitmacht, welche die „Armee von Chalons“ hieß, übernahm Mac Mahon den Oberbefehl, während die übrigen in und um Metz versammelten fünf Korps, nachdem der Kaiser am 12. den Oberbefehl niedergelegt, dem Kommando Bazaines unterstellt wurden.

Der Vormarsch der deutschen Heere gegen die Mosellinie begann gleichzeitig, wenn auch nicht von allen Seiten in gleichem Schritt. Die drei deutschen Armeekorps standen nach dem ersten Eintritt in Feindesland von Forbach nach Sulz-Wörth in einer südöstlichen Linie, während die Mosel von Nancy nach Metz, also in einer süd-nördlichen Linie, fließt; die Unfrigen waren daher gezwungen, eine starke Schwenkung zu machen, namentlich traf dies die außerdem noch mit Terrainschwierigkeiten, den Engpässen des Wasgau's, kämpfende Südararmee. Eine schnelle Vereinigung der drei Armeen schien jedoch geboten, da man annehmen mußte, daß der Feind noch vor der Mosel sich sammeln werde.

Die Südararmee hatte auch die Fühlung mit dem besiegten Feinde verloren. Man hatte nicht erkannt, bis zu welchem Grade die Auflösung des Heeres Mac Mahons gediehen war, und war der Meinung, daß er jenseits der Vogesen neuerdings entgegentreten werde. In der Be-

forgnis, daß die Kolonnen, die beim Übergang über das Gebirge getrennt werden, nicht etwa einzeln vom Feinde überfallen würden, durchschritt man daher das Gebirge mit großer Vorsicht und in ganz kurzen Tagesmärschen; doch nirgends trat dabei ein Widerstand des Feindes in offenem Felde zutage, nur die kleinen, aber sturmfreien Plätze, die die Hauptstraßen im Gebirge sperren, bereiteten einige Hindernisse. In der kleinen Festung Lichtenberg hatte sich eine Anzahl Franzosen, die nach der Schlacht von Wörth dorthin versprengt worden waren, festgesetzt. Das über einem Dorfe gleichen Namens sich erhebende feste Bergschloß wurde am 8. August von württembergischen Truppen umzingelt und bombardiert. Der Kommandant hatte die Übergabe verweigert, und auf den deutschen Parlamentär war geschossen worden. Es währte jedoch nicht lange, so steckten Granaten das Felsenest in Brand, und am Abend wehte bereits die weiße Fahne auf den Zinnen. Zwei Stunden später kam die gefangene, aus 216 Mann der verschiedensten Waffengattungen bestehende Besatzung herab. Am folgenden Tage zogen die Württemberger mit klingendem Spiele in die Festung ein. — Die auf der Marschlinie des V. Korps gelegene kleine Festung Lüzelsstein war vom Feinde verlassen und wurde nebst sechs vorgefundnen Geschützen am 9. August in Besitz genommen. Dagegen mußte vor Bitsch, welches die Übergabe verweigerte, ein Detachement vom II. bayrischen Korps zur Beobachtung und späteren Einschließung zurückbleiben, und ebenso vor der die wichtige Vogesenstraße von Zabern nach Saarburg sperrenden Festung Pfalzburg, welche von Truppen des nachrückenden VI. Korps eingeschlossen wurde. Später wurden die Linientruppen vor beiden Plätzen durch Landwehr abgelöst.

Erst am 12. August, also nach fünf Tagen, erreichte man die Saar. Mac Mahon hatte sich unterdessen unbehelligt nach Chalons zurückgezogen, die dritte Armee hatte keinen Feind mehr vor sich.

Das Vorrücken der einzelnen Armeekorper fand nun wie folgt statt:

Die erste Armee unter General von Steinmetz marschierte aus dem Saartal über Forbach und St. Avold gerade auf Metz zu; die zweite Armee unter Prinz Friedrich Karl rückte aus der Rheinpfalz über Saargemünd einige Meilen südlicher auf Pont-à-Mousson los, während die dritte Armee unter dem Kronprinzen, wieder etwas südlicher, über Luneville sich Nancy zuwandte.

Um mit dem Feinde möglichst Fühlung zu erhalten und die Bewegungen der eignen Heerkörper zu verschleiern, trat die deutsche Kavallerie an die Spitze des allgemeinen Vormarsches. Sie streifte bis dicht vor Metz und zu beiden Seiten über die Mosel hinaus und brachte wertvolle Nachrichten über die Bewegungen des Feindes. Gleichzeitig wurde

dadurch auch jede Volkserhebung in Masse, Rekrutenaushebungen, Ansammlungen von Mobilgardisten, Anlegung von Magazinen, kurz alles, was zur Verstärkung der französischen Armee dienen konnte, unmöglich gemacht oder wenigstens sehr erschwert.

In der Nacht vom 7. auf den 8. August rückte die Avantgarde des Zentrums in Saargemünd ein, und erst in der Nacht des 9. August war der Durchmarsch beendet. Das letzte deutsch-bayrische Dorf heißt Halbkirchen, jenseit desselben befindet sich der französische Grenzpfahl. Es war ein erhebender Augenblick, als unsre Krieger die Stelle passierten; aus tausend und aber tausend Kehlen ertönte angesichts der feindlichen Tricolore das deutsche „Ein Hurra unserm König!“, die Pickelhauben wurden noch einmal grüßend der Heimat zugeschwenkt, das erste französische Dorf, Frauenberg, unter den Klängen der Wacht am Rhein durchschritten und dann der Einzug in Saargemünd gehalten, welches kurz vorher Leutnant König an der Spitze weniger Husaren in Besitz genommen hatte.

Immer weiter rückten nun unsere Krieger auf die gesegneten Landstriche des Elsaß und Lothringens in Frankreich vor, weit voraus die Kavallerie. Man wußte, daß die Hauptmacht des Feindes bei Metz stand, und die Vorsicht gebot daher, die Bewegungen der einzelnen Korps durch direkte Befehle einheitlich zu leiten.

Am 11. August wurde das Hauptquartier des Königs nach St. Avold, also weit nach vorn und mitten zwischen die erste und zweite Armee, verlegt, um nach jeder Seite, wenn nötig, rasch eingreifen zu können. Am folgenden Tage erreichten die drei Korps der ersten Armee die Nied, am selben Tage gelangte links von ihr mit drei Korps auch die zweite Armee nach Faulquemont und Morhange, um am folgenden Tage die Seille zu erreichen und Pont-à-Mousson zu besetzen.

Am 17. August 1870 waren Elsaß und Lothringen eigentlich schon wieder mit Deutschland vereinigt, denn mit diesem Tage wurden General von Bonin und Graf Bismarck-Bohlen zu Generalgouverneuren von Lothringen und Elsaß ernannt. Einstimmigkeit herrschte fast überall in Deutschland hinsichtlich der Wiedervereinigung der uns durch Ohnmacht und Verrat während der Zeit des Verfalles deutscher Kaiserherrschaft verloren gegangenen Grenzlande. Diejenigen, welche noch im Felde stritten, sowie die verwundet heimgekehrten Heldenöhne, sie wollten nun auch wissen, wofür der heiße Streit geführt, der schwere Sieg errungen, wofür so viel Opfer für das Vaterland dargebracht worden seien....

Vierzehnter Abschnitt.

Französische Zustände.

Wir haben die Ereignisse in Paris bis zu dem Tage verfolgt, an welchem der Kaiser nach Metz abreiste und seine Gemahlin Eugenie als Regentin zurückließ. Die Begier, etwas vom Kriegsschauplatze zu erfahren, steigerte sich von Stunde zu Stunde; man suchte, da die Sache nicht so rasch vonstatten ging, wie man gehofft, in maßgebenden Kreisen die gefährliche Ungeduld durch Lügen zu stillen, allein der Mißmut ließ sich damit nicht beseitigen. Da brachte der Telegraph am 2. August die Nachricht von dem kläglichen Siege über einige Kompagnien der Saarbrückener Besatzung, welche von der Regierung und den Pariser Zeitungen nach Möglichkeit aufgebauscht wurde. Eine einzige Division Frossards — so teilte der amtliche Bericht mit — hatte gegen 50 000 Preußen siegreich gefochten; die „Feuertaufe“ des kaiserlichen Prinzen, des „Kindes von Frankreich“, ward rühmend erwähnt. Die Spalten der Zeitungen strotzten von lächerlichen Berichten über die Tapferkeit der französischen Weltensürmer, über die verheerende Wirkung der Mitrailleusen. „Der erste Sieg und die erste Etappe auf preußischem Gebiete“, prahlte ein Pariser Blatt, „die erste Rache für 1815 am Rhein! Die erste Antwort unsrer Armee auf die Anmaßungen der Armee der Krautjunker“ usw. — Die Einnahme von Weißenburg durch die Deutschen ward nur als ein unbedeutendes Vorpostengefecht erwähnt, wobei die französischen Chasseurs preußische Husaren in Menge getötet, zersprengt und in die Flucht geschlagen haben sollten. Als aber jedweder amtliche Bericht über das Weißenburger Treffen ausblieb, verbreitete sich doch eine bedenkliche Erregung unter der Pariser Bevölkerung. Die Promenaden der Stadt füllten sich mit drängenden Menschenmassen; die Mehrzahl der größeren Geschäfte wurde geschlossen.

Der nächstfolgende Tag, der 8. August, sah Paris wieder einmal in vollem Laumel. Eine von London eingetroffene Depesche meldete einen glänzenden Sieg der französischen Armee. Danach sollte der preußische

Kronprinz in Landau von Bazaines und Mac Mahons Korps geradezu zermalmt, 25,000 Gefangene sollten gemacht und gegen 80 Geschütze erbeutet sein. Der Kronprinz selbst sollte sich unter den Gefangenen befinden. Wie ein Lauffeuer lief diese Nachricht durch Paris, von einem Ende zum andern. Siegestrufe ertönten, die Häuser bedeckten sich mit Flaggen, das Volk wogte in den Straßen auf und ab und brüllte die Marseillaise. Als aber die Kunde sich verbreitete, daß die große Siegesbotschaft nur eine große Lüge gewesen, hervorgerufen durch irgendeinen verwegenen Börsenspekulanten — da änderte sich das Bild, die Fahnen verschwanden, die Klänge der Volkshymne verstummten, und lärmend, immer mehr anschwellend, zog die Menge nach der Börse hin. Napoleons Minister Dillivier fand es angezeigt, eine Ansprache an das Volk zu richten und zu erklären, daß er sich ohne Nachrichten vom Kriegsschauplatz befinde. Eine an demselben Tage erschienene Proklamation des Ministerrates teilte weiter mit, daß der Schuldige bereits verhaftet sei, und daß man Vorkehrungen getroffen habe, ähnliche Täuschungen in Zukunft zu verhüten. Das Volk beruhigte sich daraufhin zwar wieder, allein die eingetretene Ruhe war nur der Vorläufer des im Anzug begriffenen Sturmes.

Die Nachrichten über die erlittenen schweren Niederlagen ließen sich nicht länger verschweigen. Am folgenden Tage bereits ward Paris in Belagerungszustand erklärt und dem Volke wurden, zuerst mit großer Zurückhaltung, die Niederlagen Mac Mahons und Frossards mitgeteilt. Durchzogen gestern Siegesberauschte die Straßen, so waren es heute Wütende, welche die Plätze füllten. Eine Kundgebung der Kaiserin, welche zur Einigkeit und Ordnung ermahnte, machte geringen Eindruck, und einem Aufrufe Napoleons erging es nicht besser.

Der erregten Stimmung des Volkes mußte Rechnung getragen und der Gesetzgebende Körper schon am 9. August einberufen werden. Als der Präsident das Eröffnungsdekret verlas, wurde er gleich bei der Eingangsformel: „Wir Napoleon, von Gottes Gnaden“ durch drohende Rufe unterbrochen. Dem Minister Dillivier erging es noch schlimmer. „Rücktritt der Minister!“ schrie man ihm von allen Seiten entgegen, als er die Rednerbühne betrat. Und als er daraufhin die Kammer aufforderte, sofort über das Verbleiben der Minister zu entscheiden, willfahrte man seinem Wunsche alsbald — und das Ministerium Gramont-Dillivier und Genossen, auf welches die Hauptschuld an dem ausgebrochenen Kampfe fiel, bestand nicht mehr.

Die Erbitterung des getäuschten Volkes steigerte sich, als Verwundete in Paris ankamen, welche sich in den bittersten Ausdrücken über die schlechte Führung und Verpflegung ergingen; immer stürmischer ging es auf den Straßen zu, drohender erklang der Ruf nach Waffen. Szenen der höchsten

Erregung spielten sich im Gesetzgebenden Körper ab. Die republikanische Partei verlangte, daß der Kaiser wegen seiner erwiesenen Unfähigkeit das Oberkommando des Heeres niederlegen und es befähigteren Leuten überlassen, dagegen die Kammer die Leitung der Angelegenheiten des Landes selbst übernehmen sollte. Als die bonapartistisch Gesinnten sich diesem Ansinnen widersetzten und ihre Gegner in der Kammer mit dem Kriegsgericht bedrohten, da erscholl zum erstenmal der Ruf: „der Kaiser möge abdanken!“ Unter Loben wurde die Sitzung geschlossen; auf den Straßen setzten sich die wüsten Szenen fort, so daß die Volksmenge durch Anwendung von Waffengewalt zerstreut werden mußte.



General Louis Jules Trochu.

Auf kurze Zeit gelang es, die republikanischen Gelüste durch Einsetzung eines neuen Ministeriums, an dessen Spitze Graf Palikao erschien, niederzuhalten. Derselbe galt für einen fähigen Kopf, dem man die Kraft zutraute, die Landesverteidigung zu organisieren; sein streng bonapartistisches Ministerium bildete den letzten Rettungsanker, es erschien als ein Kabinett der schweren Not. General Graf Palikao gehörte freilich, gleich dem wenig rühmenswerten Helden des mexikanischen Abenteuers, Bazaine, zu den übelst beleumundeten unter den Persönlichkeiten, welche ihr Glück der napoleonischen Herrschaft verdankten; seine Räu-

bereien während des Zuges nach China hatten einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen. In jenem kritischen Augenblicke erschien er jedoch gut genug. Am 12. August teilte Graf Palikao die Entlassung des bisherigen Kriegsministers Leboeuf mit und fügte hinzu, daß binnen 14 Tagen 70 000 Mann neue Truppen ins Feld geschickt werden sollten. Beide Mitteilungen erregten Befriedigung; freilich dachte niemand daran, wie in so kurzer Zeit eine solche Truppenmacht zusammengebracht werden könne.

Der Haß und die Wut der grausam enttäuschten Pariser richtete sich inzwischen gegen die in der Seinestadt wohnenden Deutschen. Mit Begeisterung wurde ein ministerieller Erlaß begrüßt, welcher die Ausweisung aller Deutschen aus Paris und nachher selbst aus Frankreich verfügte. Mehr als 80 000 Deutsche, welche als fleißige Arbeiter bisher ihren Unterhalt in Frankreich gefunden und sich dort einen häuslichen Herd gegründet hatten, wurden durch die harte und durch nichts gerechtfertigte Maßregel ins Verderben gestürzt. Verweigerte man doch den Verfolgten sogar die Auszahlung ihrer in französischen Sparkassen angelegten Ersparnisse; entblößt von allen Existenzmitteln traten Tausende der armen Vertriebenen die Flucht in die deutsche Heimat an.

In Paris wurde nun der beliebte General Trochu zum Gouverneur ernannt, die Anhänger des Kaisertums zogen sich immer mehr zurück. Trochu sprach weder vom Kaiser, noch gedachte er der Dynastie, wohl aber schmeichelte er stets „der großen Nation, welche die Leitung ihrer Geschicke in die eignen Hände genommen“. Der nicht mehr durch ein Heer gestützte Bau des zweiten Kaiserreichs war dem Zusammensturz nahe.

Fünftehnter Abschnitt.

Die drei Schlachttage vor Metz.

(14., 16. u. 18. August.)

1. Die Schlacht bei Colombey-Mouilly am 14. August.

Während es so in Paris von Tag zu Tag unheimlicher ausfah, hatte Marschall Bazaine die früher allzuweit ausgedehnte Aufstellung der französischen Streitmacht bei Metz enger zusammengezogen und eine Stellung an der Nied bezogen, die verschanzt wurde; es waren jedoch zwei wichtige südlich gelegene Punkte, Pont-à-Mousson an der Mosel und Frouard am Zusammenflusse der Meurthe und der Mosel, unbefetzt geblieben. Der Marschall war hierzu mehr durch politische Rücksichten bewogen worden, welche ein Zurückweichen bis Chalons der Pariser Bevölkerung gegenüber als untunlich erscheinen ließen. Als der Marschall aber die strategischen Nachteile seiner Stellung einsah, war ihm durch das schnelle Anrücken der deutschen Armeen die Möglichkeit geraubt, das Versäumte nachzuholen, und er entschloß sich, zurückzugehen, um etwa bei Verdun den Kampf unter günstigeren Verhältnissen aufzunehmen. Seit früh am Morgen des 14. August durchzog das zahlreiche Armeefuhrwerk die Stadt Metz und gegen Mittag setzten sich das II., IV. und VI. Korps in Bewegung, während das III. hinter dem tiefen Thal des Colombey-Baches stehen blieb, um den Abzug zu decken.

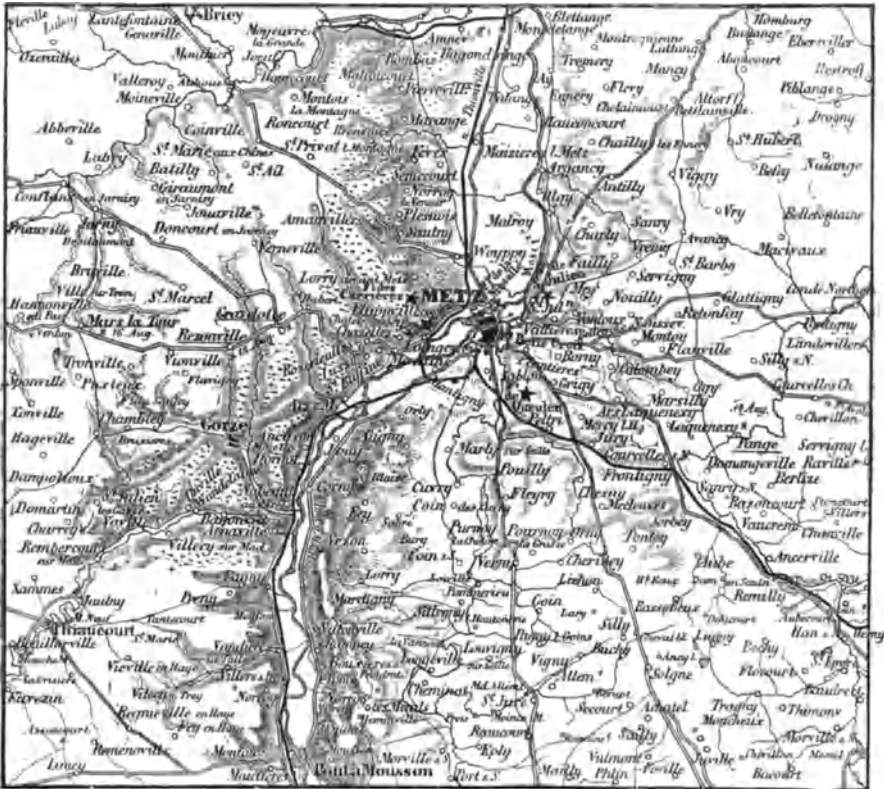
Im deutschen Hauptquartier hatte man die Absichten des französischen Oberkommandierenden, sich rasch mit Mac Mahon zu vereinigen und, also verstärkt, dem Feinde eine entscheidende Schlacht anzubieten, wohl erkannt. Die Hauptaufgabe der deutschen Heerführer mußte nun darin bestehen, eine solche Vereinigung zu verhindern. Dies aber konnte nur geschehen, wenn es gelang, die Bazaine'sche Hauptarmee auf dem Rückzuge nach der Maas aufzuhalten und sie zum Stehen und Schlagen zu zwingen.

Um dies zu bewirken, war es nötig, daß die Armee des Prinzen

Friedrich Karl, und zwar zuerst mit ihrem linken Flügel, südlich von Metz die Mosel überschritt. Der auf dem diesseitigen Moselufer zurückbleibende rechte Flügel sollte im Verein mit der ersten Armee, welche an der Nied Aufstellung nahm, zunächst beobachtend und erst dann angriffsweise gegen Metz vorgehen, wenn der Gegner sich gegen die südlich von Metz vorrückenden deutschen Truppen wenden würde. Als man aber deutscherseits am Nachmittage des 14. August bei dem zur ersten Armee gehörenden VII. Korps die Wahrnehmung machte, daß die Franzosen aus ihren Lagern auf der Ostseite der Festung aufbrachen und sich nach dem linken Moselufer bewegten, setzte sich der dem Feinde am nächsten stehende General von der Goltz mit der Avantgarde des VII. Armeekorps, der 26. Infanteriebrigade, einem Jägerbataillon, einem Husarenregiment nebst zwei Batterien in Marsch und griff gegen 4 Uhr das feindliche Zentrum bei Colombey an, wo das III. französische Korps sich in Marschbereitschaft befand, aber seine für die Verteidigung wohl vorbereiteten Stellungen noch nicht verlassen hatte; als Reserve diente die hinter dem III. Korps aufgestellte kaiserliche Garde. Trotz dieser Uebermacht ließen sich die Franzosen die wichtigsten Übergangspunkte Colombey, la Planchette, Lauvallier, Nouilly von den schwachen preußischen Vortruppen im ersten Anlauf entreißen, ohne daß es ihren energischen Vorstößen gelungen wäre, die verlorenen Positionen wiederzugewinnen, mit alleiniger Ausnahme von Nouilly, welches sie aber auch nur vorübergehend zu behaupten vermochten. Kurz vor 5 Uhr traten die Avantgarden des preußischen I. Korps unter General von Manteuffel gegen den linken französischen Flügel ins Gefecht ein, die 13., 1. und 2. Division folgten. Auf der ganzen Linie Nouilly-Colombey war ein heftiger Kampf entbrannt; das Lannenwäldchen auf der Straße nach Bellecroir ward von der 25. Brigade, die unter Führung des Generals von Osten-Sacken durch den Grund von Caincy vorgedrungen war und den Rand der Hochfläche erstiegen hatte, erstürmt, unter blutigen Verlusten wieder verloren und dann nochmals genommen; ohne Unterbrechung knatterte das Gewehrfeuer, donnerten die Kanonen, rasselten die Mitrailleusen. Die Franzosen hatten sich trefflich verschanzt; an den Rändern der Wälder, welche Metz umgeben, waren überall Berhaue angelegt, welche die Deutschen am schnellen Vordringen hinderten, so daß sie längere Zeit dem mörderischen Gewehrfeuer des Feindes ausgesetzt waren.

Jedoch trotz aller Verschanzungen wurden die Franzosen von einem Abschnitt zum andern zurückgeworfen, wenn auch dieses Vordringen nur ganz allmählich und unter mancherlei Rückschlägen erfolgen konnte. Die preußische Artillerie, welche sich überhaupt während des ganzen Feldzugs großen Ruhm erworben, arbeitete der Infanterie wacker vor und brachte

dem Feinde empfindliche Verluste bei. Ihr ist es auch zu verdanken, daß der Gegenstoß des Generals Ladmirault, der mit zwei Divisionen umgekehrt war, Mey wiedergewonnen hatte und nun auf der Straße nach Vouzouville vorrückend den rechten Flügel zu umfassen drohte, zum Stehen kam. Gegen 7 Uhr erreichte der wütende Kampf seinen Höhe-



Übersichtskarte des Schlachtfeldes um Metz.

punkt. Die Reihen der deutschen Offiziere, gegen welche sich namentlich das feindliche Feuer richtete, hatten sich derart gelichtet, daß die erste Division fast aller Führer beraubt war. Kurz entschlossen trat nun der Divisionskommandeur Generalleutnant von Bentheim in eigener Person an die Spitze der gesammelten führerlosen Bataillone und führte sie mit gezogenem Degen aufs neue siegreich gegen den Feind vor.

Der entscheidende Angriff erfolgte aber von links her durch eine Di-

vision der II. Armee. Die 18. Infanteriedivision hatte nach anstrengendem Marsche nachmittags Bivaks bei Buchy bezogen; auf die Nachricht von dem Kampfe bei Colombey war aber General von Wrangel, der sie führte, sofort aufgebrochen und erschien nun gerade zur rechten Zeit in der rechten Flanke des Feindes. Er warf die Franzosen aus Peltre hinaus und besetzte dann, der Brigade Boyna, die das Wäldchen westlich von Colombey genommen hatte, die Hand reichend, Grigy, wodurch er bereits im Rücken der französischen Stellung sich befand. Und da es gleichzeitig auf dem deutschen rechten Flügel der 2. Division gelungen war, über Nouilly und die angrenzenden Weinberge gegen Mey hin vorzudringen, so befand sich mit hereinbrechender Dunkelheit die feindliche Armee auf der ganzen Schlachtlinie im vollen Rückzuge nach Metz und der Mosel. Das Fort St. Julien richtete das Feuer seiner schweren, weittragenden Geschütze gegen die nachrückenden Preußen, und dies sowie die hereinbrechende Nacht verhinderte die weitere Verfolgung, weshalb sich auch Bazaine in seinem Schlachtberichte für „unbesiegt“ erklärte, worüber Napoleon in die schmeichelhaften, aber äußerst voreiligen Lobesworte ausbrach: „Sie haben den Bann gelöst!“ Außerhalb der Schußweite der Forts hatten die Franzosen jedoch alles Terrain verloren. Die preußischen Vorposten standen der Festung nahe gegenüber und blieben einen Teil der Nacht dort stehen.

Der Hauptzweck, die französischen Korps am Abmarsch zu hindern, war erreicht. Prinz Friedrich Karl hatte für sein Vordringen auf die Rückzugslinie des Feindes einen ganzen Tag gewonnen und benutzte diesen zu einem rüstigen Eilmarsche. Der herbeigeführte Aufenthalt aber ward für die französische Rheinarmee verhängnisvoll; denn Prinz Friedrich Karl führte einen Teil seiner Armee (das III. Korps, einen Teil des X. Korps und beinahe die gesamte Kavallerie) auf der Brücke von Novéant, die der Feind zu zerstören vergessen hatte, und auf einem inzwischen geschlagenen Ponton-Kaufsteg über die Mosel — die Artillerie mußte freilich auf dem Umweg über Pont-à-Mousson herangeschafft werden — und zog den übrigen Teil seiner Streitmacht bis nahe an die Mosel heran.

Der Tod hatte wieder eine bedeutende Anzahl deutscher Streiter niedergemäht; aber auch der Feind erlitt ansehnliche Verluste, namentlich durch das preußische Granatfeuer, während die französische Artillerie auch diesmal wieder ihre Unzulänglichkeit durch unsicheres Schießen dartat. Die von Kugeln der Zündnadelgewehre getroffenen Franzosen waren fast ausnahmslos am Kopfe verwundet worden — eine natürliche Folge ihrer Verteidigung in den Verschanzungen, aber noch mehr ein Beweis für die außerordentliche Schußsicherheit unsrer Truppen. Der Verlust der Preußen betrug fast 5000 Mann, einschließlich 222 Offiziere.

Die Franzosen gaben ihren Verlust auf 200 Offiziere und 3408 Mann an. General Decaën starb an seiner schweren Verwundung.

2. Die Schlacht bei Bionville-Mars-la-Tour am 16. August.

Am Morgen des 15. August brachen Truppen des Marschalls Leboeuf, welcher das III. Korps an Stelle des gefallenen Generals Decaën übernommen hatte, ferner ein Teil der Streitkräfte unter Admirault, Frossard, Canrobert sowie die Kaisergarde von Metz auf,



General Konstantin von Moensleben.

um über Gravelotte und Mars-la-Tour nach Verdun und Chalons abzumarschieren. Allein der Vormarsch konnte nicht in erwünschter Weise vor sich gehen, da die Truppen, welche den rechten Flügel bilden sollten, noch im Moseltal standen. Man kam nicht viel mehr als zwei Wegstunden über Metz hinaus; der größere Teil des Heeres hielt auf der südlichen, in gerader Richtung nach Verdun führenden Straße. Die Aufkundschaftungen der deutschen Kavallerie am 15. August hatten ergeben, daß das rechte Moselufer vom Feinde vollständig geräumt sei; dagegen waren auf dem linken, in der Gegend von Rezonville, größere Truppenlager bemerkt worden. Diese Lager wurden am Morgen des 16. August von der 5. und 6. Kavalleriedivision, welche in weitem Umkreise von

Süden, Südwesten und Westen her anrückte, und vier Batterien, die Major von Körber unter dem Schutz der Kavallerie bis dicht an Bionville herangeführt hatte, vollständig überrascht. Die französische Kavallerie jagte in völliger Auflösung durch das Lager der Infanterie zurück, aber diese griff entschlossen zum Gewehr und ging strahlenförmig gegen die sie im weiten, nach Nordosten geöffneten Bogen umfassenden preussischen Reitermassen vor; zugleich eröffnete die Artillerie ein heftiges Feuer. Es war nicht nur der Nachtrab, sondern ein großer Teil der französischen Armee, welchen die Kühnen preussischen Reiterscharen vor sich hatten. Die Trains hatten alle Wege verstopft, und so waren die Franzosen auch an diesem Tage mit dem Abzug aus Metz nicht fertig geworden. Nur der Kaiser war unter dem Schutz von zwei Kavalleriebrigaden auf der geschützteren Straße über Etain aufgebrochen.

Diese neue Verzögerung sollte den Franzosen verhängnisvoll werden. Zwar die Geschütze, die so unverhofften Morgengruß gespendet hatten, mußten sich, da keine Infanterie zur Stelle war, zurückziehen, aber bald wurde der Kampf von anderer Seite nachdrücklicher aufgenommen. Das III. preussische Korps unter General Alvensleben II., welches am 16. August morgens nach kurzer Nachtruhe vom Moselleale aus aufgebrochen war, traf mit der Spitze seiner 5. Infanteriedivision gegen 9 Uhr bei Gorze, welchen wichtigen Punkt die Franzosen unbesetzt gelassen hatten, ein, während die 6. Division über Orville heranrückte, und ihm fiel nunmehr die große Aufgabe zu, jene weit überlegenen französischen Heerkörper anzugreifen und sich ihnen gegenüber zu behaupten, ohne daß sobald auf Unterstützung zu rechnen war. Das Terrain, auf welchem sich jetzt die blutigste Schlacht des ganzen Krieges entwickeln sollte, liegt westlich von dem Dorfe Rezonville, zu beiden Seiten der südlichen Hauptstraße von Metz nach Verdun. Diese führt über eine freie und weite Hochfläche, nach Osten und Südosten hin durch Waldungen abgeschlossen, welche, wie auch die kleineren Waldstrecken im Norden der Chaussee längs der sogenannten Römerstraße, die französischen Truppenbewegungen verdeckten. Einige mehr oder weniger tiefe Senkungen teilen die Hochfläche in verschiedene Abschnitte, und in diesen Einsenkungen liegen an der genannten Straße die Ortschaften Rezonville, Bionville und Mars-la-Tour sowie südlich der Straße das Gehöft Flavigny.

Mit außergewöhnlichem Ungestüm gingen die braven Brandenburger dem übermächtigen Feind entgegen, in erbittertem Kampfe oft Mann gegen Mann drangen die Preußen zur Rechten im Walde allmählich vor und erreichten gegen 11 Uhr die gegen Flavigny vorspringende Spitze des Waldes von St. Arnould. Auf dem linken Flügel aber wurden die

Preußen zurückgedrängt: der Übermacht gegenüber war alle Tapferkeit vergebens. Da rückte das 52. Regiment an; sofort zum Angriff vorgehend stellte es das Gefecht wieder her, aber unter welch blutigen Verlusten! Das 1. Bataillon verlor alle Offiziere, die Fahne ging von Hand zu Hand, da alle ihre Träger unter dem feindlichen Feuer fielen; der Brigadefeldkommandeur selbst, General von Döring, empfing die Todeswunde. Aber der Heldenmut der Führer leuchtete den Mannschaften voran: General von Stülpnagel, der Führer der 5. Division, ritt in die vorderste Feuerlinie, die Soldaten durch Zuruf anzuspornen, General von Schwerin aber sammelte die Reste seiner der Führer beraubten Truppen um sich und führte sie selbst vor. So gelang es, die Höhe von Flavigny zu behaupten, so daß sich mittags gegen 12 Uhr die Franzosen vor dem linken Flügel der 5. Infanteriedivision im Rückzuge befanden.

Mittlerweile hatte gegen 10 Uhr die 6. Division, welche weiter westlich auf Mars-la-Tour marschierte, auf ihrem Vormarsche die Höhe von Tronville, südlich zwischen Mars-la-Tour und Bionville, erreicht und angesichts des bei Flavigny tobenden Kampfes Anstand genommen, weiter nach Norden vorzugehen, vielmehr beschlossen, in östlicher Richtung Bionville und Flavigny anzugreifen. Die Artillerie der 6. Division und die bei dieser befindliche Korpsartillerie griff alsbald im Anschluß an noch stehende Batterien der Kavalleriedivision ein, und durch das Herbeieilen von weiteren Batterien des X. Korps entstand im Verein mit den Batterien der 5. Division eine mächtige Geschützfront, welche von Tronville bis zum Bois de Bionville reichte und ihre Geschosse gegen Nordosten entsandte. Diese Artillerielinie bildete fortan das feste Knochengeriüst des deutschen Schlachtenkörpers. Durch Umfassung von Norden, Westen und Süden gelang es der 11. Brigade, wenn auch unter großen Verlusten, Bionville im ersten Anlaufe gegen 11 $\frac{1}{2}$ Uhr zu nehmen. Aber die nordöstlich davon auf den Höhen an der Römerstraße stehende zahlreiche französische Artillerie nötigte zu weiterem Vordringen, wenn die Wegnahme von Bionville gesichert bleiben sollte. Die sämtlichen verfügbaren Truppen gingen deshalb über Bionville hinaus vor. Gleichzeitig rückten auch Truppen der 6. Division gegen das in Brand geschossene Flavigny von Süden heran, und im Verein mit diesen gelang es, trotz des furchtbaren Infanterie- und Artilleriefeuers des Feindes durch geschickte Benutzung jeder deckenden Bodenwelle, stetig vorzudringen und Flavigny zu erstürmen. Ein Geschütz und eine Anzahl Gefangener fielen in die Hand der wackeren Brandenburger.

Nunmehr hatten die beiden Divisionen des III. Korps ihre von Tronville bis Gorze reichende bogenförmige Front zu einer geraden Linie, mit Flavigny als Mittelpunkt, verkürzt, aber sie war immer noch fast

7 km lang, und die gesamte Infanterie und Artillerie stand in einer Linie im heftigsten Gefecht; zwei Kavalleriedivisionen und eine halbe Brigade, die bei Tronville stand, war alles, was noch in Reserve war. Dagegen war die Stellung der Franzosen eine außerordentlich starke: Ihre linke Flanke deckten die Festungswerke von Metz, die rechte die Batterien an der Römerstraße. Und vor allem waren sie weitaus in der Überzahl; ja ihre Zahl betrug, als im Laufe des Tages auch die drei Divisionen, die bislang noch im Tale der Mosel gestanden hatten, noch einrückten, das Zwei- bis Dreifache des verwegenen Angreifers. Warum Bazaine, dem es klar sein mußte, daß nur ein Teil, und zwar nur ein kleiner Teil der deutschen Heeresmacht sich schon jetzt auf dem linken Moselufer befinden könne, nicht zu einem wuchtigen Angriff ausholend, sich des unmittelbar andringenden Gegners entledigte, um den Marsch nach Norden fortzusetzen, ist unklar; wahrscheinlich haben da politische Gründe mitgespielt und ihn schon an diesem Tage zu dem Entschlusse bestimmt, bei Metz zu bleiben. Jedenfalls richtete er sein Augenmerk vornehmlich darauf, nicht von Metz abgedrängt zu werden. Nicht weniger als anderthalb Korps, das ganze Gardekorps und einen Teil des VI., versammelte er auf dem linken Flügel dem Bois des Ognons gegenüber, von dem aus gar kein Angriff stattfand, während sein rechter in großer Bedrängnis war. Unaufhaltsam drangen die Preußen von Flavigny und Bionville vor und zwangen schließlich den durch das wirksame Artilleriefeuer erschütterten Gegner zum Rückzug auf Rezonville, der, nachdem die Generale Bataille und Balazé gefallen waren, in Flucht ausartete. Der Angriff eines Regiments französischer Gardékürassiere, welche nach dem Weichen des französischen Fußvolks mutig hervorbrachen, wurde durch zwei in entwickelter Linie aufgestellte Kompagnien des Regiments der 52er blutig abgewiesen: 230 Reiter deckten das Feld, der nicht zusammengeschossene schwache Rest wurde von Braunschweiger Husaren und Garbedragonern verfolgt, welche sich von dem brennenden Flavigny aus auf ihn warfen. Eine französische Gardebatterie vorwärts Rezonville wollte der Verfolgung Halt gebieten, war aber schon nach einigen Schüssen von den Husaren umringt, und Marschall Bazaine, der Höchstkommandierende, der sich bei der Batterie befand, entging nur mit genauer Not der Gefangennahme. Das französische II. Korps, welches schon bei Spicheren die Bekanntschaft der Preußen gemacht hatte, befand sich in vollem Rückzuge. Ein zu seiner Verfolgung unternommener Angriff der 6. Kavalleriedivision scheiterte zwar an Terrainschwierigkeiten und stieß zudem auf frische feindliche Truppen, welche Bazaine zur Aufnahme der Fliehenden heranbeordert hatte, war aber insofern nicht nutzlos, als er der Artillerie Gelegenheit gab, etwas vorzurücken, und zugleich der

Infanterie Zeit verschaffte, ihre durch das heftige Gefecht gelösten Truppenverbände wieder zu ordnen.

Das ungefüme Vorgehen der Brandenburger hatte vier französische Korps zum Stehenbleiben und Frontmachen gezwungen; das II. und VI. unter Canrobert, welche bereits im Kampfe waren, ferner das III. Korps, das von Norden her gegen den linken preußischen Flügel heranrückte, und das hinter dem III. im Anmarsch über Doncourt begriffene IV. (Ladmiraaultsche) Korps. Aber nun ging ihnen der Atem aus, es war nicht länger möglich, den Gegner durch kühnes Vorgehen über das Mißverhältnis der Kräfte hinwegzutauschen. Die Reihen waren stark gelichtet, die Kräfte erschöpft, die Infanteriemunition nahezu verschossen. Für die Brandenburger konnte es sich jetzt nur darum handeln, von der Obermacht nicht erdrückt zu werden und in zäher Verteidigung das Errungene bis zum Eintreffen frischer Kräfte festzuhalten. Es war erst 2 Uhr; ihre gesamte Reserve, Infanterie und Artillerie befand sich im Feuer; von dem zunächst zu erwartenden X. Armeekorps war eine Brigade zur Unterstützung der 5. Infanteriedivision ins Gefecht eingetreten, der übrige Teil aber noch weit vom Schlachtfelde entfernt. Und jetzt leitete im Zentrum Marschall Canrobert, in richtiger Erfassung der Lage, mit Aufgebot seiner ganzen Macht einen Angriff gegen Bionville ein. Nichts war auf deutscher Seite mehr verfügbar, als ein geringer Teil der 5. Kavalleriedivision; zwei Brigaden derselben hatten den Schutz der linken Flanke übernehmen müssen, welche die Obermacht der Franzosen zu umfassen drohte, und selbst von der hinter Bionville verbliebenen 12. Brigade, die General von Bredow kommandierte, waren zwei Schwadronen zu demselben Zweck verwendet. Es waren also alles in allem sechs Schwadronen — insgesamt 800 Mann — die man dem Feind entgegenwerfen konnte. Von der Opferwilligkeit dieser kleinen Reiterchar hing jetzt der Ausgang des Tages ab. Um dem Angriffe Canroberts mit Nachdruck entgegenzutreten und der 6. Infanteriedivision Luft zu verschaffen, mußte vor allen Dingen die französische Artillerie an der Römerstraße zum Schweigen gebracht werden. Zur Vollführung dieser gefährvollen Aufgabe brachen die zwei Regimenter, das 7. (magdeburgische) Kürassierregiment und das 16. (altmärkische) Ulanenregiment, zur Attacke vor. Todesmutig stürzen sie sich auf den Feind, werfen dessen erstes und zweites Treffen, hauen Bespannung und Bedienungsmannschaften der Artillerie zusammen und veranlassen eine noch weiter rückwärts befindliche Artillerielinie zur Abfahrt aufzuprohen. Aber Siegesfreude und Ungefüm reißen die kühnen Reiter weiter fort und der rasende Ritt geht bis in die von der Römerstraße nach Rezonville ziehende Mulde, also etwa eine halbe Stunde. Da treten den tapferen Kämpfern von allen Seiten französische Ka-

valleriemassen entgegen. Es sind die Divisionen Forton und Valabrègue, zusammen 3100 Pferde stark. Einer solchen Übermacht können die preußischen Kürassiere und Ulanen nicht mehr Trost bieten. General von Bredow sammelt also die Reste der beiden Regimenter, welche sich den Rückweg wieder durch feindliche Infanterie bahnen mußten, natürlich abermals unter schweren Verlusten. Bei dem Ordnen der übriggebliebenen hinter dem Gehöfte Flavigny konnte jedes Regiment gerade noch eine Schwadron formieren; der todesmutige Ritt hatte die Hälfte der Mannschaft gekostet. Aber nicht vergeblich war dieses Opfer gebracht, denn die begonnene Vorbewegung Canroberts unterblieb, und für die 6. Infanteriedivision war nach Rezonville hin nichts mehr zu fürchten.

Dagegen galt es jetzt, den Kampf gegen die von Norden anrückenden neuen feindlichen Kolonnen aufzunehmen, von denen vier Divisionen mit voller Wucht gegen die Tronviller Büsche zum Angriff vorgingen. Die Artillerie deckte die Rückbewegung der von der Übermacht bedrängten, fast aufgeriebenen preußischen Bataillone, bis auch sie, von Westen her durch die Waldlücke im Rücken beschossen, gleichfalls ihre bisherigen Stellungen aufgeben mußte. Ein weiteres Vordringen des Feindes konnte jeden Augenblick erwartet werden. In diesem kritischen Augenblick, nach drei Uhr, erscheint endlich die sehnlichst erwartete Hilfe. Seit sieben Stunden kämpfte das III. Korps fast allein gegen einen übermächtigen Gegner, nun nahten die Kolonnen des X. Korps. Dieses war auf dem Vormarsch gegen Thiancourt begriffen gewesen, aber, da der Kanonendonner von Bionville hörbar wurde, sofort dahin abgeschwenkt. Voraus eilte der kommandierende General von Voigts-Metz auf das Schlachtfeld, um sich durch den Augenschein von der Lage der Dinge Kenntnis zu verschaffen und den nachrückenden Truppen gleich die erforderlichen Befehle erteilen zu können. Wiederum war es die Artillerie, die, den übrigen Truppen voraneilend, zuerst in den Kampf eingriff. Ihr Feuer in Verbindung mit dem der Batterien des III. Korps, die bei ihrem Erscheinen sogleich wieder vorgegangen waren, brachte das Vorgehen der Franzosen alsbald zum Stocken. Und als dann um halb vier Uhr auch die Brigade Woyna eintraf, griff sie trotz eines zwölfstündigen Marsches unverdrossen sofort an, vertrieb den Feind aus den errungenen Stellungen und bemächtigte sich endlich, unterstützt durch die Brigade Diringshofen, des Nordsaumes der vielumstrittenen Tronviller Büsche.

Zimmerhin waren es verhältnismäßig nur wenige Bataillone, die da neu in das Gefecht eingegriffen hatten, und bald wären die zwei französischen Divisionen, die gegenüberstanden, vor ihnen zurückgegangen, wenn nicht auch von anderer Seite her Gefahr gedroht hätte. Die Brigade von Wedell, das 3. und 8. westfälische Infanterieregiment umfassend,



Der Todesritt der Brigade Bredow in der Schlacht bei Marat'el am 16. August 1870.

Zeichnung von H. Knötel

hatte, auf dem Marsch nach Nain begriffen, mittags bei St. Hilaire den Befehl erhalten, nach dem Schlachtfelde abzurücken. General von Schwarzkoppen, der Kommandierende der 19. Division, zu der die Brigade gehörte, richtete seinen Marsch gegen Mars-la-Tour, um in die Flanke oder den Rücken des Feindes zu gelangen. Bazaine hatte aber die Meldung von dem Herannahen dieser Truppe rechtzeitig erhalten und daher seinen rechten Flügel erheblich verstärkt: die französische Aufstellung dehnte sich jetzt bis an die Talsenkung westlich von Bruville aus; nicht weniger als drei Kavalleriedivisionen waren hier versammelt. Unmittelbar nach ihrem Aufmarsche bei Mars-la-Tour schritt General von Wedell mit seiner Brigade zu beiden Seiten des vom Gegner in Brand geschossenen Ortes zum Angriff gegen die Höhen von Bruville. Sie erstieg den nächsten Höhenkamm, ohne von dem starken Granat- und Schrapnellfeuer des Feindes erheblich geschädigt zu werden; beim Betreten des nächsten, gänzlich unbedeckten Bergabhanges aber geriet sie in ein vernichtendes Gewehr- und Mitrailleusenfeuer: die nur fünf Bataillone starke Brigade war auf die breit entwickelte Front des IV. französischen Korps gestoßen. Dennoch gehen die wackeren Kämpfer entschlossen vorwärts, abwechselnd 100—150 Schritte vorlaufend, dann sich niederwerfend, eilen sie den Bergabhang hinab. Eine steile, stellenweise 16 m tiefe Schlucht, die sich plötzlich vor ihnen auftut, hemmt ihr Vordringen nicht; sie steigen hinab und klimmen auf der andern Seite wieder hinauf. Dort aber werden sie auf nur 150, ja bis auf 30 Schritt vor der französischen Linie mit einem mörderischen Schnellfeuer empfangen. Keine der preussischen Kugeln verfehlt zwar auf so kurze Distanz ihr Ziel, aber die fünf Bataillone sehen sich einer ganzen Division gegenüber, und eine zweite Division stürmt eben im Lauffschritt heran — die preussische Brigade muß nach kurzem Kampfe, nachdem sie fast alle Führer und Offiziere verloren, wieder denselben Weg durch die Schlucht hinunter zurückweichen, gefolgt von dem Feinde, der vom Rande hinabfeuert. Nicht allen gelingt es, über die tief eingeschnittene Schlucht zurückzukommen. Erschöpft vom Marsch und vom heftigen Kampfe, fallen 300 der Tapferen als Gefangene in die Hände des Feindes. Auch dieser überschreitet nun die Schlucht; dazu taucht hinter seinem rechten Flügel eine zahlreiche Reitermasse auf, deren Angriff jeden Augenblick bevorsteht.

Wiederum aber ist die preussische Kavallerie zur rettenden Lat bereit. Zunächst sind es die drei Schwadronen Gardedragoner, welche sich auf die nachrückende französische Infanterie werfen und den zurückgehenden Überresten der Brigade Schutz verleihen, indem sie die feindlichen Abteilungen, welche einen Teil der Talschlucht bereits überschritten haben, zum Rückzuge zwingen. Freilich mußten wieder schwere Opfer

gebracht werden; beim Wiedersammeln der Gardedragoner fehlten 125 Mann und fast sämtliche Führer. Die Brigade Wedell aber, die mit 95 Offizieren und 4546 Mann ins Gefecht gegangen war, zählte, als sie sich bei Tronville um die zerschossene Fahne, die der Oberst von Cranach in seiner Hand zurückgetragen, sammelte, nur noch 23 Offiziere und 2004 Mann: 72 Offiziere und 2546 Mann waren gefallen.

Noch eine Schwadron Gardedragoner war mit einer reitenden Gardebatterie vorgegangen, und die letztere richtete ihr Feuer gegen das in der Talschlucht vordringende französische Fußvolk. Da erscheinen Chasseurs d'Afrique auf dem Kampfplatz, und gegen die viel zahlreichere Feindeschar reitet nun die Schwadron Dragoner vor. Aber bei der dreifach überlegenen Reitermasse hätte den Tapferen aller Mut nichts geholfen, wenn ihnen nicht gerade während des heftigsten Handgemenges im rechten Augenblick ein holsteinisches Dragonerregiment zu Hilfe gekommen wäre. Nun ergriffen die Chasseurs die Flucht, aber ihre Verfolgung mußte aufgegeben werden, denn neue noch ansehnlichere feindliche Kavalleriemassen traten auf. Es waren die Division Legrand und die Gardebrigade de France in vier sich rechts überflügelnden Treffen. Gegen diese wendet sich nordwestlich von Mars-la-Tour die Brigade Barby von der 5. Kavalleriedivision und was sonst an Kavallerie noch zur Hand war; es waren aber nur 16 Schwadronen, die zwei Treffen formierten; fast gleichzeitig erfolgt der heftige Zusammenprall der beiden Reitermassen. Eine ungeheure Staubwolke erhebt sich und verhüllt auf kurze Zeit den Zusammenstoß von mehr als 5000 Reitern. Es war abends dreiviertel sieben Uhr, da dies größte Reitergefecht des ganzen Feldzugs stattfand. Doch bald sieht man die grauen Staubwirbel in nördlicher Richtung weiterziehen: die ganze französische Reitermasse flieht in dieser Richtung auf Bruville zu und reißt noch zwei andre Kavallerieregimenter, welche ihr zu Hilfe kommen wollten, in ihre Flucht hinein. Der französische General Montaignu fällt schwer verwundet in die Hände der Preußen, General Legrand hat an der Spitze seiner Dragoner den Soldatentod gefunden.

Das war ein hoher Ehrentag für die preußische Reiterei! Unvergessen ist der kühne Angriff der Gardedragoner unter dem Kommando des Obersten von Auerstwald, der hierbei sein Leben ließ. Als er die Todeswunde in der Brust fühlte, sprengte er noch einmal vor die Front seines Regiments und brachte ein Hoch auf den König aus, worauf er die Führung des Regiments dem Rittmeister Prinzen von Hohenzollern übergab und dann erst das Schlachtfeld verließ, um zu sterben.

Westfälische Kürassiere, hannoversche Ulanen, Garde- und oldenburgische Dragoner waren es, welche diesen glänzenden Sieg über französische

fische Gardereiter und Chasseurs d'Afrique erfochten und dadurch die kurz vorher noch so drohende Gefahr für den preußischen linken Flügel beseitigt hatten. Sie ließen von der Verfolgung erst ab, als im schützenden Thal die Infanterie ausschwärmt; da ordneten sie sich in aller Ruhe und kehrten im Schritt nach Mars-la-Tour zurück.

Der rechte Flügel der Preußen, gegen welchen an Stelle des Frosardschen Korps die kaiserliche Garde in die Schlachtlinie eingerückt war, hatte in der fünften Nachmittagsstunde durch die 16. Infanteriedivision Verstärkung erhalten. Diesen frischen Truppen war es unter hartnäckigen Kämpfen dreimal gelungen, dem Feinde die Höhen von Maison blanche (vorwärts Rezonville) zu entreißen, aber ebenso oft hatten sie den weit überlegenen feindlichen Reserven wieder weichen müssen, freilich konnten auch die Franzosen, als sie ihrerseits zum Angriff schritten, unter dem wohlgezielten Feuer der preußischen Artillerie auf dieser Höhe nicht verbleiben. In dies wechselvolle Gefecht, auf das sich bereits der Abend herabsenkte, griffen endlich weiter östlich, im Walde von Ognon, die angelangten Vortruppen der zum IX. Korps gehörigen hessischen Division ein; sie griffen die den Wald besetzt haltenden französischen Gardeschasseurs mit dem Bajonett an, drangen bis an den nordwestlichen Rand vor und beschossen von dort aus die französischen Reserven, welche in der Richtung auf Rezonville zurückgingen. Prinz Friedrich Karl war gegen 4 Uhr nachmittags aus seinem Hauptquartier zu Pont-à-Mousson aufgebrochen und hatte den mehr als drei Meilen langen Weg nach dem Schlachtfelde in zweistündigem Ritt zurückgelegt. Er fand die Truppen, die ihren Führer jubelnd empfingen, auf dem Boden, den am Morgen die Franzosen innegehabt hatten. Der kühne Wagemut, mit dem General von Moensleben, der zunächst nur geglaubt hatte, auf die Nachhut des abziehenden Heeres zu stoßen, ohne Zaudern auch die ganze französische Armee anzugreifen, war durch einen herrlichen Sieg gekrönt worden. Fast vier Kilometer weit, von Flavigny bis Rezonville, hatte er den mehrfach überlegenen Feind zurückgetrieben, und zwar in der Hauptsache mit seinem Korps allein; die nachmittags eintreffenden Unterstüzungen hatten dann dank der unermüdlichen Ausdauer der Artillerie und der beispiellosen Bravour der Kavallerie das Festhalten des Errungenen ermöglicht. Jetzt freilich waren die Kräfte der Truppen aufs äußerste erschöpft, größtenteils auch die Munition zu Ende, die Pferde seit 15 Stunden unter Sattel und ohne Futter, ein Teil der Artillerie nur mehr im Schritte zu bewegen. Dennoch gab Prinz Friedrich Karl, veranlaßt durch das am rechten Flügel wieder lebhafter gewordene Gefecht und die Nachricht von dem Eintreffen des IX. Korps, um 7 Uhr den Befehl zu einem erneuten und allgemeinen Vorrücken. Das X. Korps war hierzu aber einfach

außerstande. Auf dem rechten Flügel gelang es trotz der Ermattung der Truppen und der späten Abendstunde in der Lat der preußischen Artillerie, verstärkt durch zwei mittlerweile eingetroffene hessische Batterien, den Höhenzug, um den so heiß gerungen worden, zu besetzen. Nur die Artillerie der 5. Division, die fast alle ihre Munition verschossen und viele Pferde verloren hatte, konnte an dem Borrücken nicht mehr teilnehmen, sondern mußte von ihrer Stelle aus das Feuer fortsetzen. Aber der Feind hatte gleichfalls alle Kräfte zusammengerafft. Die Reihen der Deutschen wurden arg gelichtet durch ein wohlunterhaltenes mörderisches Gewehrfeuer und das flankierende Eingreifen von 54 Geschützen der französischen Gardeartillerie, die jenseit des Tales aufgeföhren waren, und die braven Truppen sahen sich genötigt, in ihre früheren Stellungen wieder zurückzukehren. Auch ein Vorstoß der 6. Kavalleriedivision konnte bei der eingetretenen Dunkelheit keinen Erfolg haben. Um 10 Uhr schwiegen die Donner der zwölfstündigen Schlacht. Über die Hochfläche von Rezonville zog sich die preußische Vorpostenlinie.

Viel Blut war an diesem denkwürdigen Tage auf beiden Seiten geflossen. Der Verlust der Franzosen betrug gegen 16 000 Mann, und gleich zahlreich waren die Opfer deutscherseits.

Und was waren die Errungenschaften dieses heißen Schlachttages? Bazaine war bei Metz festgehalten. Die wichtige Marschlinie nach Verdun auf der südlichen Hauptstraße war und blieb den Franzosen verschlossen, und als der nächste Morgen graute, erblickte man die französischen Vorposten noch in der ganzen Ausdehnung von Bruville bis Rezonville. Die preußische Heeresleitung durfte mit Befriedigung einen neuen Sieg verzeichnen, nicht erkämpft durch Überzahl, sondern durch innere moralische Kraft und Zuversicht.

3. Die Schlacht bei Gravelotte und St. Privat am 18. August.

Marschall Bazaine stand am 17. vor der Frage, ob er, trotzdem die Deutschen in so bedrohlicher Nähe standen, auf einer der noch offenen Straßen den Rückzug nach Verdun versuchen oder dem Feinde bei Metz die Stirn bieten solle. Er entschied sich für das letztere. Unter dem Schutze einer Kavalleriedivision bei Verneville und einer Infanteriedivision bei Gravelotte führte er seine Armee auf Metz zurück, um mit dem Rücken gegen die Festung auf der Hochfläche von Mappesville eine feste Stellung zu beziehen, in welcher er den von ihm erwarteten Angriff der Deutschen annehmen und abschlagen wollte.

Er hielt an der Hoffnung fest, der Feind werde sich durch eine neue Schlacht derart schwächen, daß der Rückzug nach Westen für die Franzosen mit Sicherheit möglich bliebe. Der starke Munitionsverbrauch

und auch der Mangel an Lebensmitteln waren mitbestimmend für diesen Rückzug auf Metz, welches mit Vorräten reichlich versehen sein sollte.

Deutscherseits war man entschlossen, die errungenen Vorteile zu behaupten. In der Mittagsstunde des 17. August befand sich bereits das VII. Armeekorps auf dem linken Moselufer und stand zum Eingreifen bereit, falls sich schon an diesem Tage die Schlacht erneuert hätte. Das



Marschall Bazaine.

VIII. Korps stand bei Gorze verfügbar, das III., IX. und X. behielten ihre Stellungen inne, das XII. Korps und die Garde waren im Anmarsch: man konnte also für die am 18. beabsichtigte Schlacht über sieben Korps mit drei Kavalleriedivisionen mit Sicherheit verfügen; außerdem stand das Eintreffen des II. Korps, das, seit es die Eisenbahn verlassen, der zweiten Armee in Eilmärschen folgte, zu erwarten; am 17. abends in Pont-à-Mousson angelangt, erhielt es den Befehl, bereits um vier Uhr wieder in der Richtung über Bourrières aufzubrechen. Die Stellung der Franzosen war so vorteilhaft als nur denkbar. Der Höhen-

zug, dessen Kamm sie besetzt hielten, zeigte gegen Westen, von wo der Angriff der Deutschen zu erfolgen hatte, einen breiten, allmählich abfallenden Hang, der ein ganz vorzügliches Schussfeld bot, während der Rückabfall — gegen das Thal von Châtel — kurz und steil den Reserven vorzügliche Deckung bot. Gegenüber befand sich auf dem äußersten rechten Flügel das VI. (Canrobertsche) Korps von Roncourt bis südlich St. Privat la Montagne. Hieran schloß sich bei Amanvillers das IV. Korps (Ladmirault); das III. (früher Bazaine, jetzt Leboeuf) stand auf der Linie von la Folie bis Moscou; den Raum von Point-du-Four bis Rozerieulles hielt als linker Flügel der ganzen Aufstellung das II. (Frossardsche) Korps besetzt, verstärkt durch eine Brigade vom Korps Faily, die bei St. Ruffine im Moseltal stand. Hinter beiden Flügeln standen Kavalleriedivisionen; die allgemeine Reserve bildete bei den Forts Plappeville und St. Quentin die Kaisergarde und die Artilleriereserve. Das Hauptquartier Bazaines befand sich im Dorfe Plappeville. Diese von Natur schon sehr vorteilhafte Stellung wurde durch Befestigungsarbeiten, wie Schützengräben, Batterieeinschnitte u. dgl., noch bedeutend verstärkt und die Gehöfte Point-du-Four, Moscou, St. Hubert zu hartnäckiger Verteidigung eingerichtet. Die Stellung der Franzosen, welche über eine Truppenmacht von 180 000 Mann geboten, befand sich in ihrer ganzen Ausdehnung auf einem freien und breiten Höhenrücken, der sich von dem rechten Flügel gegen Westen zu sanft abdacht, während der linke Flügel durch die tiefe Schlucht des Mancebaches in der Front und das steil abfallende Moseltal in der linken Flanke geschützt war. Von vornherein war es also klar, daß die Entscheidung nicht hier, sondern auf dem rechten Flügel erfolgen werde. Gerade dem VI. Korps fehlte aber der Geniepark gänzlich: es war ihm daher nicht möglich, durch Befestigungsarbeiten einen Abschluß gegen den Wald von Saumont herzustellen, was eine außerordentliche Verstärkung der Stellung bedeutet hätte.

In der vierten Morgenstunde des denkwürdigen 18. August erfolgte der Aufbruch des Königs Wilhelm und seines Stabes von Pont-à-Mousson, dem preußischen Hauptquartier. Der König fuhr auf dem linken Moselufer in nördlicher Richtung über Pagny nach Novéant und bog von dort nach Gorze ab. In diesem Bergstädtchen herrschte an jenem Morgen aufregendes Leben. In allen Häusern lagen die Verwundeten der letzten Schlacht, Munitions-, Proviant-, Sanitäts- und Trainkolonnen drängten und schoben einander, so daß es selbst der Kavalleriestabswache kaum gelingen wollte, für den König Platz zu machen; um jedem Zeitverluste zu entgehen, verließ deshalb König Wilhelm den Wagen und stieg zu Pferde, um sich zu den nordwestlich von Gorze stehenden Truppen zu begeben.

Der königliche Feldherr führte in der Schlacht vom 18. August den Oberbefehl über die vereinigten Korps der ersten und der zweiten Armee, weshalb diese auch die Königsschlacht genannt ward. König Wilhelm nahm früh 6 Uhr seinen Standpunkt auf der Höhe bei Flavigny, dorthin hatten die Truppenführer die Weisung direkt zu melden; außerdem wurden, um jederzeit über den Gang der Gefechte an den einzelnen Punkten genaue Kenntniss zu haben, Generalstabsoffiziere des großen Hauptquartiers nach verschiedenen Richtungen entsandt. Auf Grund der eingehenden Meldungen wurden von hier aus, wo sich auch der gesamte Stab des Königs, mit Moltke an der Spitze, befand, die Bestimmungen für diesen ereignisvollen Tag getroffen.

Die Absicht der deutschen Heeresleitung war, am rechten Flügel, wo der Feind eine beinahe unangreifbare Stellung innehatte, nur ein hin- haltendes Gefecht zu führen, mit dem linken aber östlich einzuschwenken und die Franzosen von Norden her zu umfassen. Demgemäß waren bereits am 17. um 2 Uhr bei Flavigny die entsprechenden Weisungen erlassen worden. Gemäß den Anordnungen des Generals Steinmetz und des Prinzen Friedrich Karl, welche die Billigung des Oberkommandos erhalten hatten, sammelte sich nun gegen 9 Uhr vormittags das VII. Korps, das den rechten Flügel bilden sollte, südlich von Gravelotte, das VIII., über das sich übrigens der König die Verfügung vorbehalten hatte, bei Billers-au-Bois und Rezonville, das IX. bei Caulre Ferme. Das III. Korps stand bei Bionville, das X. brach von Tronville auf, in dessen Nähe auch die 5. und 6. Kavalleriedivision hielt. Bei Mars-la-Tour schickte sich das Gardekorps zum Vormarsch gegen den rechten feindlichen Flügel an, zur Umgehung desselben holten die Sachsen über Jarny aus. In erster Linie befanden sich also, vom linken Flügel an: XII. Korps, Garde, IX. Korps, VIII. Korps, VII. Korps.

Auf Grund der weiter eingehenden Meldungen der vor der Front befindlichen Kavallerie befahl der König den Angriff auf die Stellung der Franzosen, welcher im allgemeinen zu einer großen Rechtschwenkung der deutschen Armee führte, so daß schließlich die Deutschen mit dem Rücken gegen Paris, die Franzosen mit dem Rücken gegen Deutschland standen und fochten. Beide Parteien mußten also — ein seltener Fall in der Kriegsgeschichte — zunächst die eignen Verbindungen aufgeben: ein Umstand, der die Bedeutung eines Sieges oder einer Niederlage in hohem Maße zu steigern geeignet war; dabei hatten jedoch die Franzosen den Vorteil, auf eine große Festung und deren mächtige Hilfsmittel gestützt zu sein.

Im großen Hauptquartier hatte man sich anfangs über die Stellung des Feindes insofern getäuscht, als man annahm, dieselbe erstreckte sich

nur etwa bis Montigny, während sie sich in der That bis über St. Privat ausdehnte. Das XI. Korps hatte daher den Befehl erhalten, in der Richtung auf Verneville vorzugehen und, falls es dort auf den rechten Flügel des Feindes stoße, das Gefecht mit der Artillerie zu eröffnen. Bald darauf gingen aber neue Meldungen ein, die den Irrtum klarlegten; man erkannte, daß das IX. Korps nicht auf den Flügel des Feindes, sondern auf dessen volle Front treffen werde, und Prinz Friedrich Karl gab daher Befehl, daß das Korps mit dem Angriff warten solle, bis die Garde von Amanvillers her eingreife. Indes noch war dieser Befehl nicht ausgefertigt, da erschallten bereits die ersten Kanonenschüsse aus der Gegend von Verneville. Die Schlacht hatte begonnen.

Das IX. Korps war nach kurzer Rast von Caulre Ferme und St. Marcel aufgebrochen und bei Verneville angelangt; die rekognoszierenden Vortruppen desselben bemerkten bei Amanvillers ein französisches Lager, in welchem man sich augenscheinlich sorgloser Ruhe überließ; man mußte nach den erhaltenen Dispositionen annehmen, daß man da den rechten Flügel des Feindes vor sich habe, denn die bei St. Privat stehenden Massen waren von da aus nicht sichtbar. General von Manstein, der Kommandierende des IX. Korps, beschloß daher, den Feind überraschend anzugreifen, und eröffnete — es war gegen 11³/₄ Uhr — den Kampf, indem er das Lager von der Artillerie der 18. Division und der Korpsartillerie beschießen ließ. Die Franzosen hatten sich dessen allerdings nicht versehen, bald jedoch fuhren zahlreiche Batterien auf den Höhen auf, und die Infanterie besetzte schleunigst die vorbereiteten Stellungen. Es entspann sich nun gegen die Höhen und um das Gehölz von La Cusse ein zäh unterhaltenes Feuergefecht, an dem sich auch die Artillerie der hessischen Division gegen die Höhen von St. Privat beteiligte. Der Feind richtete aus seinen günstigen Stellungen mittels seiner an Zahl weit überlegenen Geschütz- und Mitrailleusenbatterien ein vernichtendes Feuer gegen die deutsche Artillerie, welche bis nachmittags 3¹/₂ Uhr in bewunderungswürdigem Ausharren 17 Offiziere, 187 Mann und 870 Pferde verlor. Todesmutig ging die deutsche Infanterie zum Schutze der Artillerie vor; sie besetzte zur Linken die Ostspitze des Waldes von La Cusse, zur Rechten die Gehöfte L'Envie und Chautrenne und drang in den Wald von Genivaux ein. Indes die Franzosen konnten sich, da ihr Chassepotgewehr viel weiter trug, außerhalb des wirklichen Bereichs des Zündnadelgewehrs halten und fügten ihr schwere Verluste zu; das Füsilierbataillon des 85. Regiments büßte dabei allein 12 Offiziere und 400 Mann ein. Die Situation war gefahrvoll genug, und man mußte einen Durchbruch des Feindes fürchten; auch konnte es nicht verhindert werden, daß zwei Geschütze in die Hand des Feindes fielen, da feindliche Schützen eine der



Die preussische Garde und die Sachsen erkünnen St. Privat am 18. August 1870.
Zeichnung von R. Knötel.

Batterien, die etwas exponiert stand und auch bereits 45 ihrer Bedienungsmannschaften verloren hatte, angriffen. Eine Besserung der Lage trat erst ein, als die Hessen bei Habonville anlangten, und links vom IX. Korps, zu beiden Seiten der Eisenbahn, fünf Batterien aufzuziehen: das Feuer der Franzosen, das bis dahin auf jenes konzentriert gewesen, richtete sich nun zum Teil gegen diese, und nun konnte endlich der Teil der Artillerie des IX. Korps, der am meisten gelitten hatte, die Batterien der 18. Division, aus ihren ruhmvoll behaupteten Stellungen hinter den Wald von La Cusse zurückgezogen werden, um ihre Kampffähigkeit wiederherzustellen. Kurz nach 4 Uhr rückte aber die Artillerie wieder in ihre alte Stellung vor und vereinigte ihr Feuer mit dem der inzwischen angelangten und ins Gefecht getretenen Batterien des III. Korps, das von Bionville herangerückt war und als Reserve des IX. bereitstand, sowie das Gardekorps, das auf St. Marie aux Chènes dirigiert worden war. Die deutsche Geschützlinie, die 130 Geschütze stark, von Verneville bis St. Nil reichte, zwang die französische Artillerie, ihr Feuer gegen 5 Uhr nachmittags einzustellen. Um nun das weitere Vorgehen der Sachsen und das Eingreifen des Gardekorps abzuwarten, die den rechten Flügel des Feindes umfassen sollten, blieb General von Manstein vorerst in den gewonnenen Stellungen stehen. Die Fühlung mit dem zu seiner Linken befindlichen Gardekorps war erreicht. Die erwähnte umfassende Bewegung mußte abgewartet werden, ehe man im Zentrum, wo es ohnehin an Truppen fehlte, zu weiteren Angriffen vorgehen konnte.

Prinz Friedrich Karl war gegen Mittag von Verneville, weil er hier den gewünschten Umblick nicht gewinnen konnte, mit seinem Stabe nach der günstiger gelegenen Anhöhe westlich des Dorfes Habonville geritten.

Das Gardekorps hatte um die Mittagsstunde seine Vorbewegung durch einen Artillerieangriff gegen die außerordentlich starke Stellung Canroberts auf dem Höhenrücken von St. Privat eingeleitet. Der letztere Ort, ein teilweise von Mauern umgebenes, massiv gebautes Dorf, bildete den Mittelpunkt des rechten französischen Flügels. Das Korps Canroberts war 32 000 Mann stark; mit Truppen des Nachbarkorps, welches ins Gefecht mit eingriff, verfügte er über 40 000 Mann und 92 Geschütze. An ein ernstliches Vorgehen gegen das feindliche Bollwerk war zunächst nicht zu denken; erst mußte, wie General von Pape alsbald erkannte, St. Marie aux Chènes genommen werden, ein ebenfalls teilweise von Mauern umschlossenes, stadähnliches Dorf, von wo aus die Franzosen die linke Flanke der Garde bedrohten. Doch wartete man auf höheren Befehl mit einem Angriff bis zum Eintreffen der Sachsen, die zunächst noch 3—4 km entfernt waren. Erst gegen 3 Uhr langten sie an. Nun im Zusammenwirken mit den westlich dieses Ortes eintreffenden

Batterien der Sachsen richtete die Gardeartillerie ihr Feuer gegen St. Marie, und nachdem die Wirkung desselben sichtbar ward, erfolgte gleichzeitig der Sturmangriff von acht sächsischen und sieben Gardebataillonen. Die Franzosen vermochten dem ungestümen Anprall nicht standzuhalten; um $\frac{1}{2}$ 4 Uhr befand sich St. Marie in den Händen der Deutschen, und alle feindlichen Vorstöße zur Wiedereroberung des Ortes scheiterten an der zähen Ausdauer der Sieger und der Wirksamkeit ihrer Artillerie. Dem IX. Korps gelang es, nun auch noch den von feindlicher Infanterie besetzten Meierhof Champenois zu nehmen und sich darin festzusetzen. Aber alle weiteren Versuche, mit einzelnen Abteilungen weiter gegen die geschlossene Front der Franzosen vorzudringen, konnten unmöglich Erfolg haben. Das Gefecht kam jetzt hier um so mehr zum Stehen, als die Deutschen höherer Weisung gemäß den umfassenden Angriff des XII. Korps gegen den französischen rechten Flügel abwarten mußten.

Wir wenden uns jetzt zu den Ereignissen auf dem rechten deutschen Flügel. General von Steinmetz hatte auf der Höhe von Gravelotte während des Vormittags die Entwicklung des Kampfes zu seiner Linken abgewartet. Als um die Mittagsstunde der Geschützdonner und das Kleingewehrfeuer von Verneville her verkündete, daß der Kampf begonnen, ließ er zunächst die Artillerie vorgehen, um durch ihre Tätigkeit den Angriff der Infanterie vorzubereiten. Sechzehn Batterien des VII. und VIII. Korps fuhren rechts und links von Gravelotte auf der den Ort kreuzenden Chaussee auf und begannen das Feuer gegen die feindliche Stellung. Die letztere befand sich auf der oberen Fläche des bereits früher beschriebenen Höhenrückens. Die Pachtthöfe Moscou und Point-du-Jour waren zur Verteidigung eingerichtet und durch Schützengräben miteinander verbunden. Die Wege, welche den Höhenrücken seiner Länge nach durchzogen, bezeichneten im allgemeinen die Richtung der französischen Front und gewährten durch ihre hohen Ränder gedeckte Aufstellungen für Geschütz- und Mitrailleusenbatterien. Das auf der Hälfte des Hanges gelegene Gehöft St. Hubert war gleichfalls befestigt und besetzt. Die Steinbrüche und Kiesgruben in der Nähe dienten zur Verstärkung der Stellung, der ganze Westabhang der Hochfläche, auf welchem sich der deutsche Angriff entwickeln mußte, konnte somit unter ein verheerendes Kreuzfeuer genommen werden. Französischerseits standen der Steinmetz'schen Armee gegen 50 Bataillone der Korps Leboeuf und Frossard mit über 100 Geschützen gegenüber.

Die Wirkung des Artilleriefeuers war gering, da die Entfernung eine zu große war, und französische Plänkler, die in einem gegenüberliegenden Waldstreifen sich eingenistet hatten, fügten der Bedienungsmannschaft empfindliche Verluste zu. Die Infanterie erhielt den Befehl, sie zu ver-

treiben, und so begann auch hier das Gefecht vor der Zeit. Es gelang, die Franzosen von dem östlichen Hang des tiefeingeschnittenen Mancebaches zurückzuwerfen, und dieser Erfolg ermöglichte von 2 Uhr an auch eine neue vorteilhaftere Aufstellung der Geschützlinie, welche jetzt 132 Geschütze zählte; die feindliche Hauptstellung wurde nun unter wirksames Feuer genommen. Die Infanterie machte weitere Fortschritte. Die Bataillone der 29. Brigade drangen einerseits im südlichen Teil des Waldes von Genivaux vor — ohne freilich die Verbindung mit dem II. Korps herstellen zu können — anderseits setzten sich zur Rechten einige Abteilungen in den Steinbrüchen und Kiesgruben von St. Hubert fest. Inzwischen hatte die Artillerie das Übergewicht über den Gegner erkämpft und so auch einen Angriff gegen St. Hubert selbst vorbereitet. Die Truppenteile, welche bisher gegen dieses Gehöft vorgegangen waren, hatten sich dem hinter seinen Mauern gedeckten Feinde gegenüber in einer schwierigen Lage befunden. Als aber die Granaten der deutschen Artillerie in die Gebäulichkeiten einschlugen, vereinigten sich alle jene Abteilungen zum gemeinsamen Angriff und drangen, ohne sich durch das Kreuzfeuer des Gegners aufhalten zu lassen, von allen Seiten ein. Es waren Truppen des 67. Regiments, Jäger des 8. Bataillons und mehrere Kompagnien vom 60. Regiment. Die französische Besatzung ließ es nicht zum Kampfe kommen, sondern wich auf ihre Hauptstellung zurück. Einige 40 unverwundete Gefangene fielen den Stürmenden in die Hände. Diese setzten das Gehöft sogleich in Verteidigungszustand, um es als wichtigen Stützpunkt gegen alle feindlichen Wiedereroberungsversuche fortan zu halten. Weiteres Vordringen gegen Moscou-Leipzig gelang allerdings nicht; trotzdem die 31. Brigade zur Unterstützung nachgerückt war; das furchtbare Feuer des Feindes, der das freie Feld im Bogen umschlossen hielt, vereitelte jeden derartigen Versuch. Immerhin hatte sich mit der Besetzung von St. Hubert die 15. Division dicht vor der französischen Hauptstellung einen festen Halt errungen und war, da auch ihre übrigen Truppen in heißen Kämpfen von Westen, Norden und Süden her dem Feinde Boden abgewonnen hatten, dem Höhenrand in der Richtung auf Point-du-Jour immer näher gekommen. Die Verluste der Division waren freilich erheblich. Fast die Hälfte der Offiziere deckte tot oder verwundet die Walfstatt.

Aber auch der Feind schien stark erschüttert; General von Steinmetz sah die französischen Batterien im Abfahren, Point-du-Jour und Moscou in hellen Flammen brennen und die französische Infanterie in voller Auflösung zurückweichen. Dieser Augenblick erschien ihm günstig, durch einen energischen Vorstoß eine Entscheidung herbeizuführen. Er ließ daher um 4 Uhr einen Teil der Batterien sowie die 1. Kavallerie-

division das Mancetal überschreiten. Aber diese Vorwärtsbewegung fand starken Widerstand. Die Haupttruppen des Feindes waren noch unerschüttert und seine Artillerie hatte den Geschützkampf nur eingestellt, um ihre Kräfte für den Entscheidungskampf aufzusparen. Nur vier preussische Batterien vermochten die andere Talseite zu gewinnen, weil der einzige für Geschütz und Pferde passierbare Chausseedamm von der Kavalleriedivision in Anspruch genommen war; die übrigen mußten wieder in ihre alten Stellungen zurück. Von jenen vier Batterien des 7. Feldartillerieregiments, die sich einem verheerenden Feuer ausgesetzt sahen, gelangten nur zwei zu wirksamer und andauernder Tätigkeit. Für die Kavallerie bot der gedeckt stehende Feind kein Ziel für eine Attacke, und da sie dem feindlichen Feuer ausgesetzt war und nur unnötige Opfer gebracht worden wären, so zog sie sich unter den von allen Seiten einschlagenden Geschossen wieder in ihre frühere Aufstellung bei Gravelotte zurück.

Infolge dieser rückgängigen Bewegungen, welche dem Feinde Mut machten, wurde auch die preussische Infanterie bedrängt und mußte einen Teil ihrer Stellungen, soweit dieselben keine Deckung darboten, aufgeben. Bereits erreichten die Chassepotkugeln der vorrückenden Franzosen den Standpunkt des Generals Steinmetz bei Gravelotte; dem Prinzen Adalbert von Preußen, welcher in der Nähe hielt, wurde das Pferd unterm Leibe erschossen. In St. Hubert wurde die Mannschaft der dort postierten Batterie so dezimiert, daß sie nur noch zur Bedienung eines Geschüzes ausreichte; trotzdem wurde der Meierhof standhaft behauptet.

Da griff von der in Reserve stehenden 16. Division die 31. Infanteriebrigade und vom VII. Korps das 39. Regiment kräftig in das schwankende Gefecht ein und stellte die frühere Lage wieder her. Alle Versuche aber, über die Hochfläche, die gegen das Feuer des Feindes nicht den geringsten Schutz darbot, vorzudringen, scheiterten. Gegen 5 Uhr schwieg auf kurze Zeit der Kampf bei der ersten Armee wie bei der zweiten; die Überlegenheit der Artillerie, die Ausdauer der deutschen Infanterie hatten den Feind gezwungen, sich vorläufig abwartend zu verhalten.

Marschall Bazaine befand sich seit 3 Uhr nachmittags auf St. Quentin. Er war dort dem linken Flügel, den er für am meisten gefährdet hielt, näher und konnte zugleich durch einen Telegraphen in Plappeville die Verbindung mit einem Beobachtungsposten ausnutzen, der von dem Turme der Mezer Kathedrale aus das obere Moseltal beobachtete. Bazaine befand sich nämlich über die Absichten der deutschen Heeresführer noch immer im unklaren. Schon seit Beginn der Kämpfe um Metz war er der Ansicht gewesen, daß sich die Deutschen mit aller Wucht auf seinen linken Flügel werfen würden, um seine Armee gänzlich von Metz abzudrängen. Er vermutete noch am 18. August die Hauptstärke des deutschen Heeres

auf dem rechten Moselufer und hielt, in beständiger Besorgnis für seinen linken Flügel, und um Unterstützung für denselben zur Hand zu haben, seine Reservetruppen so lange hinter der Mitte fest, bis es zu spät war, dem rechten Flügel damit zu Hilfe zu kommen.

Um 5 Uhr nachmittags war König Wilhelm mit seinem Stabe nach der Höhe südlich von Malmaison vorgeritten, um von dort aus einen besseren Überblick über den Stand der Schlacht zu erhalten. Aber auch dort konnte man nicht sehen, was auf dem linken Flügel in einer Entfernung von etwa 8 km vorging; mit Ausnahme der 32. Infanteriebrigade und neun westfälischer Bataillone standen bereits sämtliche Truppen des VII. und VIII. Korps im Gefecht; zu einem Vorstoß war das Eingreifen frischer Truppen nötig. Daß solche verfügbar waren, dafür hatte Moltke gesorgt, indem er schon am Vormittag das II., pommerische, seit 2 Uhr morgens im Anmarsche von Pont-à-Mousson begriffene Korps als Reserve für die Steinmeßsche Streitmacht nach Rezonville beorderte. Auf Befehl des Königs setzte gegen 6 Uhr General von Fransecky von dort aus sein Korps auf Gravelotte in Marsch.

Man vernahm jedoch seit einiger Zeit von Norden her immer heftiger werdenden Kanonendonner, während hier dem rechten Flügel der Deutschen gegenüber fast kein Schuß fiel. Der Abend senkte sich herab. Bei der zweiten Armee schien der Entscheidungskampf bereits im Gange; man mußte auch hier eine Entscheidung herbeizuführen suchen, und Steinmeß erhielt Befehl, vorzugehen. Demzufolge warf dieser alle seine noch verfügbaren Truppen — bis auf fünf Bataillone, die als Reserve zurückgehalten wurden — abermals über das Mancetal und rechts schlossen sich die am Wald von Baux aufgestellten Truppen an, und so ging man gegen Point-du-Jour und die Steinbrüche vor. Während in der siebenten Abendstunde dieser Angriff eben vorbereitet wurde, begann auch der Feind plötzlich wieder sein Feuer; seine noch kampffähig gebliebenen Batterien sprühten gegen die Waldungen wie gegen die Hochfläche von Gravelotte einen vernichtenden Hagel von Geschossen, welche auch in der Nähe des Königs einschlugen. Nur mit Mühe gelang es dem Kriegsminister von Moos, den König zu bewegen, sich nicht so großen Gefahren auszusetzen.

Der Feind hatte in der Garde-Voltigeur-Division eine ausgiebige Verstärkung erhalten. Außerdem zog er seine sämtlichen Reserven in die Schlachtlinie vor. Starke Tirailleurschwärme brachen gegen St. Hubert und die südlich der großen Hauptstraße gelegenen Waldungen vor und trieben die größtenteils ihrer Führer beraubten Mannschaften bis an den Wald, der das Mancetal umsäumt, zurück. Der Rückzug pflanzte sich bis Gravelotte und Malmaison fort und machte sich selbst im Rücken der Armee fühlbar. Dennoch behaupteten sich gerade die dem Feinde zunächst

stehenden Truppen, so in St. Hubert, und bald zwang das Schnellfeuer von den Waldbrändern und aus den Steinbrüchen den vordringenden Feind zum Haltmachen. Und jetzt nahten längs der Chaussee die Pommern heran, um in das Gefecht am jenseitigen Hange einzugreifen. Moltke, welcher nicht ohne Besorgnis nach dem sehnlich erwarteten Korps ausgeguckt hatte, reitet den Truppen entgegen, zieht, als er die vorderen Reihen erreicht, den Degen, ruft einige erhebende Worte den Führern zu und sprengt nun hoch zu Roß voraus, den Seinen den Weg zu den todbringenden Höhen zeigend. „Der Chef des Generalstabes im Handgemenge!“ rufen die Offiziere; alles eilt ihm nach, immer schneller wird der Sturmschritt der Pommern, die Regimentsmusik beginnt den Duppeler Marsch, und unter den Klängen desselben, geführt von Fransecky selbst, durchschreiten die Bataillone die Schlucht, um sich in den Kampf zu stürzen.

Der Angriff der Pommern richtete sich namentlich gegen die Gehöfte von Moscou und Point-du-Jour und die in der Nähe des letzteren befindlichen Steinbrüche. Das zweite Jägerbataillon drang trotz des feindlichen Feuers bis dicht an Point-du-Jour heran und setzte sich nur wenige hundert Schritte davon fest. Eine weitere Entscheidung ließ sich aber bei dem bereits eingetretenen nächtlichen Dunkel nicht erzwingen. Die Schwierigkeit, jetzt noch Freund und Feind zu unterscheiden, machte eine geordnete Leitung fast unmöglich, und der Kampf wurde deshalb eingestellt. Man begnügte sich, den eroberten Berghang vor Moscou und Point-du-Jour in der Nacht durch die Pommern festzuhalten und hinter diesen das ermüdete VII. und VIII. Korps zu sammeln, um am nächsten Morgen zum erneuten Angriff bereit zu sein. Auch die Franzosen unternahmen keinen weiteren Angriff, nur dann und wann feuerten ihre Mitrailleusen blindlings in die Finsternis hinein. Nach 10 Uhr verstummte das Feuer auf beiden Seiten.

Während so der linke Flügel der Franzosen unerschüttert stand und auch die hingebendste Tapferkeit der deutschen Truppen auf dieser Seite nicht imstande gewesen war, einen wesentlichen Erfolg zu erzielen, wurde im Norden, wo gegen den rechten französischen Flügel das IX. Korps, die Garden und die Sachsen kämpften, das Schicksal des Tages entschieden. Bei der zweiten Armee unter Prinz Friedrich Karl wurde, wie wir wissen, gegen 5 Uhr nachmittags der Kampf nur noch durch die Artillerie unterhalten, gleichzeitig aber die Bewegung zur Umgehung des rechten feindlichen Flügels, der sich über St. Privat bis Roncourt ausdehnte, über Auboué und Montois fortgesetzt; freilich, bis die Sachsen in der Flanke des Gegners vorgehen konnten, mußten noch Stunden vergehen.

Beim Gardekorps hielt man um 5 $\frac{1}{4}$ Uhr das Eingreifen der sächsischen Umgehungskolonnen für nahe bevorstehend, denn bereits sah man jenseit St. Privat ihre Stellung sich entwickeln. Der Tag war vorgerückt, und um vor Eintritt der Dunkelheit noch eine Entscheidung herbeizuführen, gab Prinz August von Württemberg, der Höchstkommandierende der Garde, den Befehl zum Angriff auf St. Privat. Als General von Manstein kurz nach 5 Uhr das Vorgehen der 4. Gardebrigade gegen St. Privat wahrnahm, ließ er auch seinerseits die 3. Gardebrigade, die ihm zur Verfügung gestellt worden war, nebst Truppenteilen der hessischen Division



General Eduard Friedrich von Fransecky.

gegen die Höhen von Amanvillers vorrücken. Die links davon stehende 1. Gardedivision rückte erst eine halbe Stunde später von St. Marie gegen St. Privat vor. Die Terrainverhältnisse, welche dieses Bollwerk der französischen Hauptstellung begünstigten, boten für den Angriff die größten Schwierigkeiten. Westlich von dem Dorfe bildete die Bodengestaltung eine Art schützender Terrasse, in geringerer Entfernung von der West- und Nordseite befanden sich hintereinander mehrere als Feldeinfriedigungen dienende niedrige Mauern; dazu waren auf verschiedenen Stellen Schützengräben aufgeworfen. Diese staffelartig übereinander liegenden Verteidigungslinien waren dicht besetzt. Dahinter erhob sich auf der be-

herrschenden Höhe burgähnlich das Dorf St. Privat selbst, fast überall mit Mauern umgeben und bis unter die Dächer seiner steinernen Häuser mit Franzosen angefüllt.

Im Sturmschritt brachen die Gardebataillone gegen diese furchtbaren Stellungen vor. Die dichten feindlichen Tirailleurschwärme nahmen von ihren gedeckten Standorten aus die anrückenden Kolonnen unter mörderisches Feuer. Infolge des anhaltend trockenen Wetters war der Boden so hart, daß auch die aufschlagenden Chassépotkugeln noch durch Abprallen trafen. Die braven Garden erlitten ungeheure Verluste, namentlich an Offizieren. Aber das Beispiel der Führer ermutigte die Soldaten zu standhaftem Ausharren. Major von Linsingen, Kommandeur des zweiten Bataillons vom Kaiser-Franz-Regiment, durch eine Wunde bereits am Gehen verhindert, ergriff ein Gewehr und beteiligte sich solange an dem Feuer seiner Grenadiere, bis eine zweite Wunde ihn kampfunfähig machte. Das zuerst in den Kampf getretene Füsilierbataillon des 3. Garderegiments, welches bis auf 900 Schritte an St. Privat herankam, verlor gleich zu Anfang seinen Führer, Major von Noß, welcher zuerst sein Pferd einbüßte und gleich darauf von einer Granate zerrissen wurde. Hauptmann von Herwarth eilte mit dem Fahnenträger vor die Front und drang vorwärts, bis er zum Tode verwundet niedersank. Im Verlauf einer halben Stunde haben fünf Bataillone alle, die übrigen die Mehrzahl ihrer Offiziere eingebüßt. Doch auch unter der Führung jüngerer Leutnants und Fähnriche geht der innere Halt der Bataillone nicht verloren; immer schließen sich die gelichteten Reihen wieder zusammen, und vorwärts geht es, immer näher an den Feind. Bisher hatte ihm das weittragende Chassépot die Überlegenheit gesichert, jetzt befand er sich schon im wirksamen Schußbereich der Zündnadelgewehre. Die Franzosen werden aus den vordersten Stellungen vertrieben, man gelangt bis auf 600 bis 800 Schritt an St. Privat und Amanvillers heran. Dort, wo die etwas steileren Abhänge einen wenn auch geringen Schutz gewähren, und in den vom Feinde geräumten Schützengräben machen die Truppen halt.

Der erste kühne Sturmangriff führte nicht zur Einnahme von St. Privat; die Kraft der Truppen war für den Augenblick erschöpft, Tausende wackerer Kämpfer bedeckten die Walfstatt, viele der höheren Führer waren gefallen. Aber dem vereinten Schnellfeuer der Infanterie und der Gardebatterien war es wenigstens gelungen, den südlichen Teil des Bergrückens dem Feinde zu entreißen und diesen unter Gefangennahme von 200 Mann nach St. Privat zurückzuwerfen. Mit den wenigen noch kampffähigen Führern an ihrer Spitze behauptete die gelichtete Garde den so schwer erungenen Berghang und ermöglichte ein allmähliches Vorschieben der Artillerie, welche nun den Feind um St. Privat unter ein wirksames

Feuer nahm. Bald loderten an mehreren Stellen des Ortes die Flammen empor, und dichter und dichter drängten sich dort die von einem wahren Granathagel überschütteten Rothosen zusammen.

Es war um die siebente Abendstunde. Hinter der Gefechtslinie der Garde und des IX. Korps stand das III. Korps, welches allerdings bei Mars-la-Tour erhebliche Verluste erlitten hatte, nebst der 6. Kavalleriedivision als Rückhalt für das IX. Korps bereit. Das X. Armeekorps befand sich im Anmarsch auf St. Nil und hatte bereits mit zwei vorgehenden reitenden Batterien in den Artilleriekampf der Garde gegen St. Privat mit eingegriffen. Von Westen und Norden her waren unterdessen zwei sächsische Infanteriebrigaden angerückt in der Richtung auf St. Privat und Roncourt, zwei andre drangen vom Walde von Auboué her vor. Diesen Tapferen stand gleichfalls eine schwere Blutarbeit bevor; aber es gelang ihnen, sich in den Besitz von Roncourt zu setzen. Marschall Canrobert, der sich nur mit äußerster Anstrengung des Andranges der Preußen erwehrte, hatte beschlossen, seine Truppen näher um St. Privat zusammenzuziehen. Der Rückzug von Roncourt war nur durch eine schwache Nachhut gedeckt und so fanden die Sachsen daselbst nicht den erwarteten starken Widerstand. Sie umspannten St. Privat nun auch von Norden her. Dem Angriffe von dieser Richtung aus stellten sich aber die gleichen Terrainschwierigkeiten entgegen, wie der Garde bei ihrem Vorgehen von Westen und Südwesten. Auch hier waren alle Verteidigungslinien dicht mit französischer Infanterie besetzt, und ihr Schnellfeuer wurde noch von Batterien unterstützt, die zwischen St. Privat und dem Walde von Faumont standen.

Es erfolgte nun der gleichzeitige Angriff der Sachsen und der preussischen Gardetruppen gegen die nächsten Feldmauern, von welchen ihnen ein mörderisches Schnellfeuer entgegendrang. Gegen die West- und Nordwestseite von St. Privat feuerten zugleich zehn preussische und vierzehn sächsische Batterien, und unter ihren einschlagenden Granaten sanken Mauern und Häuser des mit Truppen überfüllten Ortes in Trümmer, während abermals an mehreren Stellen die Flammen emporschlugen. Gegen $\frac{1}{2}$ 8 Uhr, im Abendglanze der sinkenden Sonne, werfen sich mit unwiderstehlichem Eifer die sächsischen und preussischen Bataillone auf das nun erschütterte Bollwerk; unter Hörnerschall und Trommelwirbel, voran die noch unverwundeten Offiziere und die wehenden Fahnen, von denen einige sich schon in der fünften Hand befinden, erreichen die Sachsen im Norden und Nordwesten, die preussischen Garden im Westen und Süden fast gleichzeitig das brennende Dorf.

An den Dorfkrändern, gegen welche der sächsische Anprall erfolgte, wogte der Kampf am erbittertsten; der sächsische Brigadegeneral von

Craushaar fand hier den Heldentod. Die brennenden Gehöfte wurden erkürrt, man drang in den Ort ein. Von Haus zu Haus vertrieben, raffte der Feind noch einmal an dem stark besetzten Kirchhofe seine Widerstandskraft zusammen, bis ihm auch dieser letzte Halt entrisen ward. Um 8 Uhr befand sich das mit solcher Zähigkeit verteidigte französische Bollwerk vollständig in der Gewalt der Sachsen und Preußen, denen über 2000 unverwundete Gefangene in die Hände fielen. In Auflösung flüchteten die geschlagenen Truppen Canroberts nach dem Moseltale; die Niederlage des französischen rechten Flügels war eine vollendete Tatsache. Zu spät erschien zu Canroberts Unterstützung die Garde-Grenadierdivision Picard, die bereits um 3 Uhr von Bazaine Befehl erhalten hatte, nach dem rechten Flügel abzurücken, mit zahlreicher Artillerie, welche letztere bei den Steinbrüchen von Amanvillers in breiter Linie auffuhr. Gewaltig erbrausten die Donner der Schlacht, als die französischen Batterien ihr Feuer gegen die deutsche Geschützlinie eröffneten, denn auch deutscherseits richteten die Geschütze von mehr als 22 Batterien ihren Granatenhagel gegen die feindliche Geschützlinie und zugleich gegen Amanvillers, aus dem bereits die Feuersäulen aufstiegen. Unter diesem verheerenden Feuer begann nun auch das IV. französische Korps seinen Rückzug; die dem IX. Armeekorps zugeteilte Garde-Infanteriebrigade drang gegen die Höhe von Amanvillers vor und stieß in den Rücken des in Auflösung aus dem Dorfe weichenden Gegners, mit dem es hier und da noch zum Handgemenge kam.

Allmählich brach tiefes Dunkel herein, der Kampf erlosch, und die Vorposten wurden auf dem eroberten Höhenzuge von Jussy über St. Hubert, St. Privat bis Malancourt ausgestellt. Sächsische Reiter und Pioniere zerstörten während und nach der Schlacht die Eisenbahn- und Telegraphenverbindungen zwischen Metz und dem Innern des Landes in nördlicher und nordwestlicher Richtung. Auf dem rechten Moselufer hatte das I. Armeekorps seine Stellungen behalten und nur südlich von Metz durch Artillerie sich an den Gefechten bei Jussy und Baur beteiligt. Nur auf dem linken Moselufer nach Norden wäre es für Bazaine noch möglich gewesen, sich zu bewegen. Doch auch dort wurde bereits durch Absendung des XII. Armeekorps in das Moseltal die Einschließung vorbereitet, welche vom rechten Ufer aus durch die heranrückende 3. Reserve division unter General von Kummer vollendet werden sollte.

König Wilhelm saß unweit Rezonville neben einer Gartenmauer auf der Leiter eines Bauernwagens. Das einzige Licht, welches die Umgebung erhellte, kam von einer großen Wollspinnerei her, deren Gebäude in hellen Flammen standen. An der Seite des Königs befanden sich Prinz Karl, der Großherzog von Sachsen-Weimar, der Erbgroßherzog von Meck-

lenburg, Graf Bismarck, von Moos und Graf Dönhoff. Tiefes Schweigen herrschte. Man erwartete nicht ohne Besorgnis die Entscheidung der Schlacht. Da erschien Moltke und brachte freudig erregt die Meldung: „Majestät, der Sieg ist unser, der Feind ist auf Metz zurückgeworfen.“ Begeistertes Hurra der Umstehenden bildete die Antwort und pflanzte sich fort durch die Reihen der siegreichen Krieger nach Ost und West, nach Süd und Nord.

Der König hatte wie jeder andre Krieger während des Kampfes das Nötigste entbehren müssen; jetzt ward ein Marktender aufgetrieben, der dem König und seinem Gefolge freilich nichts weiter als einen sauren Rotwein in einem zerbrochenen Bierglase und etwas trockenes Kommissbrot darboten konnte.

Neun Stunden hatte das Ringen gewährt. Das furchtbare Schlachtgetöse war verstummt — leise schritt die Nacht einher. Das mörderische Wüten erschien jetzt so manchem wie ein Traum, nur das Achzen der Verwundeten und der Anblick der Leichenhaufen mahnten an die grauenhafte Wirklichkeit.

Die Truppen bezogen das Bivak mit ihrem Heldenkönig. Der Weg nach dem entfernten Hauptquartier konnte nach so außerordentlichen Strapazen nicht mehr zurückgelegt werden, zumal da mit Tagesanbruch vom königlichen Feldherrn auf dem Kampfplatze noch wichtige Anordnungen zu treffen waren. Beim trüben Schein eines Wachtfeuers und den lodernnden Flammen eines in der Nähe brennenden Hauses schrieb Graf Bismarck den Siegesbericht des Königs an dessen Gemahlin in das Notizbuch eines Beamten nieder, welcher mit der Nachricht angelangt war, daß die Telegraphenleitung bis Gorze hergestellt sei.

Lebensmittel waren auch jetzt nicht aufzutreiben; nur mit Mühe gelang es, für den König einige Koteletts zu beschaffen; Graf Bismarck begnügte sich mit etlichen Eiern, welche er am Degenknopfe zerschlug und ungesotten verzehrte. Den Bitten und Vorstellungen seiner Generale, sich eine kurze Nachtruhe zu gönnen, gab König Wilhelm erst nach langem Zaudern nach. Man hatte für ihn nach vielem Suchen in einem arg verwüsteten Gehöft bei Rezonville einen leidlich geeigneten Schlafraum ausfindig gemacht; ein Krankentransportwagen mußte die Bettstelle, einige Sitzkissen aus dem königlichen Wagen und der Mantel des Königs die Betten und Decken ersetzen. Die Generale richteten sich, so gut es gehen wollte, in den Ställen ein; der Bundeskanzler hatte mit seinen Begleitern nach langem vergeblichen Umherspähen endlich ein Nachquartier in einem Hause gefunden, welches nach der Aussage des Wirtes Verwundete beherbergen sollte; als man sich aber von der Unwahrheit dieser Aus-

flucht überzeugt hatte, nahm er mit dem Erbgroßherzog von Mecklenburg ein Zimmer in Besitz.

Zimmer tiefer bedeckten die Schleier der Nacht die mit Blut getränkte Erde. Mancher treue Kamerad weinte um den gefallenen Freund, der regungslos ein Plätzchen des großen Schlachtfeldes einnahm. Stiller ward es im deutschen Lager. Nur einmal unterbrachen langgezogene Trompetentöne die Ruhe. Man blies zum Appell. Aber kaum waren die Töne verhallt, da kamen, wie Lützows wilde Jagd, 602 reiterlose Pferde herangebraust, welche bis dahin umhergeirrt waren. Sie sprengten auf das bekannte militärische Signal zu ihren Regimentern zurück; ihre Reiter schloffen zum Teil die ewige Ruhe oder harrten verwundet der helfenden Retter. Endlich hatte sich der Schlaf auf die müden Augen gesenkt; nur die Wachen schritten schweigsam auf und ab.

Sechzehnter Abschnitt.

Ergebnisse des Sieges von Gravelotte.

Grausig sah es am Morgen auf dem großen Schlachtfelde aus. Tiefe, nach allen Seiten sich kreuzende Furchen, von Kanonen- und Wagenrädern gezogen, umhergestreute Patronen und Granatsplitter, zerschossene Helme und Tornister, zerbrochene Feldflaschen, zerrissene Patronentaschen, Uniformstücke und Ausrüstungsgegenstände aller Art. Das Schlachtfeld hatte eine Ausdehnung von nahezu sechs Stunden; von dem im Tale liegenden Städtchen Gorze stieg es auf und erstreckte sich bis gegen die Orne. Kaum weniger Menschen als am Tage der Völkerschlacht bei Leipzig hatten auf diesem Raume gekämpft.

Nicht weniger als 899 Offiziere und 19260 tote und verwundete deutsche Krieger, von denen mehr als ein Drittel auf die preußischen Garden entfielen, bedeckten die weite Fläche, während die Einbußen des in gedeckter Verteidigungsstellung kämpfenden Feindes nach dessen eignen Angaben nur 13000 Mann betrug. Die Gesamtzahl der beiderseitigen Verluste an Toten und Verwundeten an den drei Schlachttagen, welche den Deutschen allein über 40000 Mann an Verwundeten und Toten kosteten, wird kaum unter 80000 Mann betragen haben. Unter solch großen Einbußen war seit der Völkerschlacht bei Leipzig nicht wieder gestritten worden.

Zu beiden Seiten der Straße, welche von St. Marie nach St. Privat führt, war das Leichenfeld der preußischen Garde und der tapferen Sachsen; dort lagen sie reihenweise hingestreckt, die wackeren Kämpfer, ein Teil der Blüte unsrer frischen, lebensfrohen Jugend. In den erstarrten Händen hielt einer der Helden ein aufgeschlagenes Gebetbuch, die Lippen des Sterbenden hatten noch ein „Dankgebet nach errungenem Sieg“ gesprochen. Unfern von diesem Krieger fand man die Leiche des Prinzen Salm, dessen Name durch seine Teilnahme an der Expedition nach Mexiko bekannt ist.

Der früheste Morgen sah König Wilhelm schon wieder in Tätigkeit. Noch in der Nacht hatte der Generalstab alle die Anordnungen entworfen, welche die durch den Sieg geschaffene völlig neue Lage der Dinge erforderte. Am Morgen wurden die darauf bezüglichen Ordres

dem König zur Beschlußfassung vorgelegt. Man eilte den Sieg auszunützen. Kavallerie und Infanterie zogen unter begeisterten Hochrufen an dem königlichen Feldherrn vorüber, der mit Stolz, aber auch mit schmerzlicher Wehmut auf die zusammengeschmolzenen Kolonnen hinblickte. Als er bei seinen Gardes die wenigen übriggebliebenen Führer begrüßte, stahl sich eine Träne aus dem treuen, väterlichen Auge.

Erst am späten Nachmittag verließ der königliche Feldherr das Schlachtfeld und kehrte nach Pont-à-Mousson zurück. Überall wurde er von den Truppen, welche teils ihre Bivaks bezogen hatten, teils sich auf dem Marsche befanden, aufgehalten und mit weithin schallendem Zurufe begrüßt. In Gorze überreichte ihm ein Krankenwärter im Auftrage eines verwundeten Offiziers eine Rose, ein schönes Sinnbild der Liebe, welche die Krieger ihrem greisen König entgegenbrachten.

Wohl nirgends gibt es grellere Kontraste als im Kriege. Dies empfand auch König Wilhelm, als er das sinnige Geschenk entgegennahm und zufällig den Blick nach einer Gartenmauer, welche sich auf der entgegengesetzten Seite erhob, richtete. Dort hing der Leichnam eines Bauern, welcher kurz zuvor auf einen Wagen mit Verwundeten geschossen hatte und der dafür als abschreckendes Beispiel aufgehängt worden war.

Auch auf dem Mezer Schlachtfelde übten leider jene auf Leichenberaubung ausgehenden Bösewichter, die man als „Hyänen des Schlachtfeldes“ bezeichnet, ihr schändliches Treiben aus. Unter dem Schutze der Dunkelheit schlich sich das Gesindel nach beendetem Kampfe auf die Walfstatt, um die Toten und Verwundeten ihrer Uhren, Ringe und sonstigen Wertsachen zu berauben.

Wagen und Bahren bedeckten am Morgen nach dem Kampftage alle Wege. Die Träger der schwer Fortzuschaffenden kreuzten sich mit Wagen voll leichter Verwundeter, welche langsam nach meist entfernteren Hospitälern fuhren; die Ortschaften in der Nähe des Schlachtfeldes waren bereits vom 16. August her mit Verwundeten überfüllt; auf jedem Hause fast wehte die weiße Fahne mit dem roten Kreuze. Schauerlich sah es besonders in den Steinbrüchen von St. Hubert aus; dort hatten viele Hunderte unsrer Brüder ihren Tod gefunden. Mit zerschmetterten Schädeln lagen sie da auf den hervortretenden scharfen Ecken und Kanten der Gesteine. Mit Grauen wandte sich der Blick ab von den entstellten Gesichtern, welche noch gestern die Kameraden so treuherzig angeblickt hatten.

Am Nachmittag begann man damit, die toten Leiber der Erde zu übergeben. Die einzelnen Regimenter rückten nach Gravelotte, Amanvillers, St. Privat und St. Marie zu den Leichenfeierlichkeiten aus. Auf den aufgeworfenen Hügeln standen die Feldgeistlichen und die Offi-

ziere. Die Klänge des alten herrlichen Chorals „Jesus, meine Zuversicht“, welchen die Regimentsmusikern spielten, die ergreifenden Worte der Geistlichen und der Anblick der bleichen, toten Kameraden wirkten erschütternd auf die Umstehenden. Stille Tränen liefen über sonnenbrannte, bärtige Wangen herab. In treuer Liebe pflückten die Kameraden frische Eichen- und Fichtenzweige ab und bestreuten den Boden der Heldengräber, in welche die gefallenen Kameraden ohne Sarg versenkt werden mußten. Dann warf jeder noch eine Handvoll Erde den Eingesenkten in die Gruft nach, und es wölbten sich die Hügel über den gefallenen Helden, deren Ruhestätten mit einfachen Kreuzen geschmückt sind. Leise und tröstend erklang es: „Wie sie so sanft ruh'n!“

Der ganze Tag war den letzten Liebespflichten für die auf dem Felde der Ehre Gefallenen gewidmet. Am Abend aber ertönten nach guter Soldatenart in den Bivaks wieder muntere Weisen, und das Nationallied: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein“ brauste über die Wallstatt, zum Zeichen, daß der Kampfesmut in dem stark gelichteten Heere noch immer lebendig sei.

Frühzeitig am Morgen nach der Königsschlacht hatten die Franzosen ihre Stellungen auch auf dem linken Flügel des Schlachtfeldes geräumt und sich unter die Forts von Metz zurückgezogen. Eine Belagerung dieser Festung hatte ursprünglich nicht im Plane der deutschen Heeresleitung gelegen, man dachte an dem Orte vorüber gegen Paris vorrücken und sich mit einer bloßen Beobachtung desselben begnügen zu können. Nachdem aber nun eine ganze mehr als 170 000 Mann starke Armee von ihren Verbindungen abgedrängt und nach Metz hineingeworfen worden war, erschien die förmliche Einschließung als eine unumgängliche Notwendigkeit. Zu diesem Zwecke wurde die Einteilung der deutschen Heere vollständig neu geordnet.

Die Aufgabe der um Metz verbleibenden deutschen Truppen bestand darin, den Feind zu verhindern, den um seine Reihen geschlossenen eisernen Ring gewaltsam zu durchbrechen und die zu erwartenden Durchbruchversuche desselben in möglichst gedeckten Stellungen zurückzuweisen. Hierzu bedurfte es nicht der gesamten gegenwärtig um Metz versammelten Streitmacht. Es wurden daher die entbehrlichen Heerkörper abgezweigt, um zu neuen Operationen verwendet zu werden, während sich der vor der Festung zurückbleibenden Streitmacht die inzwischen nachgeschobene dritte Reserve-division unter General von Kummer zugesellte.

Die Stellung der deutschen Truppen von Metz war nunmehr folgende: auf dem rechten Moselufer verblieb das I. Korps mit der 3. Kavalleriedivision und der neu angekommenen Kummerschen Reserve-division, die 18 Bataillone, 16 Eskadrons und 36 Geschütze stark war. Dieser

gesamte Armeeteil war dem Oberbefehl des Generals von Manteuffel unterstellt. Südlich von Metz befand sich zu beiden Seiten der oberen Mosel das VII. Korps; daran schlossen sich auf dem linken Flußufer, von Süden über Westen nach Norden reichend, das VIII., das II. und X. Korps in erster Linie, während das III. und IX. Korps und die 1. Kavalleriedivision eine allgemeine Reserve auf dem linken Moselufer bildeten. Die Oberleitung der gesamten Belagerungsarmee um Metz erhielt Prinz Friedrich Karl, der „rote Prinz“ oder „Prinz Allzeit voran“, wie er im Soldatenmunde hieß.

Die Garde und die Sachsen wurden mit dem bis Commercy herangekommenen IV. Korps und der 5. und 6. Kavalleriedivision zu einer vierten Armee vereinigt, welche die „Maasarmee“ hieß. Den Oberbefehl über dieselbe erhielt der damalige Kronprinz (spätere König) Albert von Sachsen, an dessen Stelle Prinz Georg von Sachsen die Führung des sächsischen Korps übernahm. Diese Armee hatte mit der südlich sich anschließenden Armee des Kronprinzen von Preußen gegen das bei Chalons sich bildende neue französische Heer vorzugehen. Die dritte Armee hatte unterdessen, nachdem sie das Gebirge überschritten und Toul durch eine Brigade eingeschlossen, ihren Vormarsch gegen die Mosel mit dem 16. August vollendet, an welchem Tage der Kronprinz von Preußen in Lothringens Hauptstadt, Nancy, seinen Einzug hielt. Am 14. August mußte sich die bereits früher eingeschlossene Festung Marsal mit 60 Geschützen, 3000 Gewehren und bedeutenden Kriegsvorräten dem II. bayerischen Korps ergeben; auf die vorher stattgehabte Beschießung war von der Festung nur mit einem einzigen Kanonenschuß geantwortet worden, weil, wie sich hinterher herausstellte, die Besatzung nicht einen Artilleristen aufzuweisen hatte. Die vordersten Korps der dritten Armee erreichten in diesen Tagen bereits die Maas, mußten aber hier zwei Tage Halt machen, um in ungefähr gleicher Höhe mit der Maasarmee vorzugehen. Ihre Kavallerie aber streifte drei Tagemärsche weit vor bis Chalons und Vitry, wo sie zum erstenmal seit Wörth wieder mit dem Feinde in Berührung kam. Die äußersten Flügel beider Armeen befanden sich am 23. August in der Gegend von Verdun und bei Gondrecourt, so daß die Frontausdehnung des gesamten Aufmarsches über 75 km betrug.

Die Belagerung der „jungfräulichen Festung“ in ihrer schwierigen, aber eben deshalb um so ruhmvolleren Durchführung bildet sozusagen ein eignes glänzendes Kapitel in der Kriegsgeschichte der Jahre 1870/71, mit dem wir uns weiterhin noch eingehend beschäftigen werden. Jetzt verlassen wir für kurze Zeit die Belagerungsarmee bei ihren mühsamen Vorarbeiten mit Hacke und Schaufel, um zunächst das weitere Vorgehen der andern Heeresteile zu verfolgen.

Siebzehnter Abschnitt.

Getrennt marschieren — vereint schlagen.

Die Aufgabe der den Vormarsch fortsetzenden deutschen Heeresmacht ging, wie gesagt, dahin, sich mit aller Macht zunächst gegen die im Lager von Chalons neugebildete Armee Mac Mahons zu wenden, bei welcher auch Kaiser Napoleon sich befand. Der letztere führte mit Unrecht noch den Kaisertitel; drei kurze Wochen hatten hingereicht, den bis dahin in ganz Europa gefürchteten Herrscher von seiner Höhe herabzustürzen. Die erste Niederlage in dem Kriege mit Deutschland hatte seinen Thron ins Wanken gebracht. Dieselben Franzosen, welche ihm früher zugejubelt hatten und bei einem Siege ihn in den Himmel erhoben haben würden, stießen ihn jetzt in den Staub, verlachten und verhöhnten ihn. Nur dem Namen nach war Napoleon noch Kaiser von Frankreich.

In aller Stille war am frühen Morgen des 16. August seine und seines Sohnes Abreise von Gravelotte, wohin er sich schon am 15. von Metz aus begeben hatte, erfolgt. Zwar hatte sich eine große Volksmenge eingefunden, aber lautlos erwartete sie den über Nacht gealterten, tief gebeugten Monarchen, und als er an dem dichten Volkshaufen vorüberfuhr, unterbrach ein einziger Ruf: „Vive l'Empereur!“ die unheimliche Stille. Es war ein Kind gewesen, aus dessen Munde Napoleon zum letztenmal diesen Gruß hörte. In Verdun verbrachte der geschlagene Mann einen Tag und fuhr dann in einem Bahnwagen dritter Klasse nach Chalons, wo er am 17. August anlangte. Auch dort wartete seiner kein freundlicher Empfang. Die Mobilgarden zischten und schimpften.

Napoleon übertrug den Oberbefehl über die neugebildete Armee an den Marschall Mac Mahon; seinen Sohn aber ließ er, wohl in Vorahnung des nahenden Sturzes, auf das neutrale Gebiet Belgiens bringen. Der 25. August sah ihn mit seinem Sohne in Kethel, wo er mit der Ardennenbahn ankam. Das „Kind von Frankreich“ war am meisten zu bemitleiden. Als der jugendliche Prinz sich in Kethel von seinem Vater trennte, da weinte er gar bitterlich und mußte gewaltsam aus den Armen seines Vaters gerissen werden.

Der Marschall Mac Mahon hatte alle verfügbaren Streitkräfte im Lager von Chalons gesammelt. Seine Armee, nunmehr bestehend aus den durch Marschbataillone wieder ergänzten Überresten des ersten französischen Korps (Mac Mahon) sowie der ehemaligen Korps von De Failly und Felix Douay, sodann aus einem neu errichteten Korps unter Lebrun, zu dem eine an der spanischen Grenze zurückgelassene Division den Kern abgab, und zwei Kavalleriedivisionen, zählte 130 000 Mann.

Den mancherlei Zügellosigkeiten, welche in dieser Armee herrschten, konnte kaum noch gewehrt werden, da man froh war, überhaupt noch die Truppen beisammen zu haben. Das Lager von Chalons, nordöstlich von der Stadt bei Groß- und Kleinmoumelon zwischen den Eisenbahnlinien nach Reims und Verdun gelegen, war 1856 von Napoleon III. zunächst als Übungslager angelegt worden und wurde jeden Sommer wechselweise von zwei Armeekorps bezogen, die dort in Zelten und Baracken kampierten. Diese Übungen sollten den Zweck haben, die Kriegstüchtigkeit der Armee zu heben; bei der lockeren Mannszucht aber und dem lustigen Leben, welches im Lager herrschte, war dieses kaum mehr als eine militärische Vergnügungsanstalt. Die Augusttage des Jahres 1870 sahen viele aufgeregte Szenen im Lager. Die Mobilgarde, eine Art französischer Landwehr, konnte nur zum Teil und mit schlechten Waffen ausgerüstet werden und weigerte sich deshalb, gegen die deutsche Armee vorzurücken. Man entschloß sich daher, die 18 Bataillone dieser trefflichen Truppe nach dem Lager von St. Maur bei Paris zurückzuführen.

Die unter Mac Mahon neugebildete Armee hatte ursprünglich die Bestimmung gehabt, Paris zu schützen; das Kriegsministerium aber befahl nunmehr Mac Mahon, eine Vereinigung mit Bazaine zu erstreben, den man auf dem Rückmarsch von Metz vermutete. Mit den vereinigten Streitkräften beider Marschälle hoffte man dem bisher siegreichen Feinde die Spitze bieten zu können.

Am 20. August erhielt Mac Mahon die bestimmte Nachricht, daß der Kronprinz von Preußen im vollen Anmarsch auf Paris sei, und da die Ebene von Chalons der Verteidigung nicht günstig ist, so beschloß er nach Nordwest abzumarschieren und bezog am 21. August Stellungen bei Reims. Er konnte von da je nach Umständen entweder auf einem Umwege noch rechtzeitig Paris erreichen oder aber seinem Waffengefährten Bazaine entgegengehen. In Reims faßte Mac Mahon den Entschluß, auf Paris zurückzugehen. Das Erscheinen der preußischen Kavallerie bei Vitry ließ Mac Mahon klar die Gefahr erkennen, der er sich aussetzte, wenn er fernerhin versuchte, Bazaine entgegenzuziehen. Er lehnte

daher auch einen bestimmten Befehl der Kaiserin und des Minister-rats, diesen Zug zu unternehmen, ab.

Da traf eine Depesche Bazaines vom 19. August ein, nach welcher Mac Mahon annehmen durfte, Bazaine habe bereits seinen Abmarsch von Metz nach Norden angetreten. Die Armee, hieß es da, habe am 18. ihre Stellungen behauptet, nur der rechte Flügel eine Frontveränderung vorgenommen. Die Truppen bedürften „zwei bis drei Tage der Ruhe“, aber der Marschall rechne immer noch darauf, die Richtung nach Norden zu nehmen und sich über Montmedy-St. Menehould nach Chalons durchzuschlagen, wenn dieser Weg nicht stark besetzt sei. Sonst werde er auf Sedan und selbst über Mezières gehen, um Chalons zu erreichen. Demgemäß begab sich Mac Mahon nicht nach Paris, sondern er richtete seinen Marsch von Reims auf Stenay, um Bazaine die Hand zu reichen. Am 23. August brachen die Franzosen in der erwähnten Richtung von Reims auf, und am gleichen Tage begannen die Deutschen ihren Vormarsch nach der Maas.

Die deutschen Heerführer glaubten nicht an das gewagte Unternehmen Mac Mahons, und da sie von dessen Bewegungen keine Kenntnis hatten, so ging der deutsche Vormarsch hauptsächlich noch immer in der Richtung auf Paris vor sich. Am 25. August erreichte der rechte Flügel der Maasarmee die Gegend südlich von Varennes, der rechte Flügel Mac Mahons die Aisne bei Bouziers.

Die Kavallerie der Maasarmee, welche den äußersten rechten Flügel bildete, hatte bereits am 24. August das Lager von Chalons erreicht. Man fand es vom Feinde verlassen und die Hauptmagazine verbrannt, doch stieß man auch auf bedeutende Proviant- und Furgesvorräte; zahlreiche Kriegsgeräte und 1000 Zelte waren im Stiche gelassen worden. Trotz der Wahrscheinlichkeit, daß die französische Armee in der Richtung auf Reims weiter gezogen sei, blieb doch der Rückzug auf Paris nicht ausgeschlossen.

Am 25. August stieß die deutsche Reiterei auf ein Mobilgardenbataillon, welches von Vitry nach St. Menehould marschierte, um von da aus mittels der Eisenbahn nach Paris zu gelangen. Die Mobilgarden leisteten nur schwachen Widerstand und wurden zum größten Teil gefangen genommen. Die Besatzung der kleinen Festung Vitry war nach Abzug des Bataillons nur noch 300 Mann stark und ergab sich der 4. Kavalleriedivision, die dort 300 Gewehre und zwei vernagelte Kanonen in Beschlag nahm. In der Gegend der oberen Marne machte sich jetzt bereits eine feindselige Haltung der Landeseinwohner, an welche seitens der französischen Regierung alte Miniégewehre verteilt worden waren, bemerkbar.

Dem großen Hauptquartier war der aufgefangene Brief eines französischen Offiziers zugegangen, der darin die feste Hoffnung aussprach, daß Mac Mahon der Bazaineschen Armee zu Hilfe kommen werde. In einem andern Schreiben stand, daß Marschall Mac Mahon mit 150 000 Mann bei Reims stehe, um sich mit Bazaine zu vereinigen. Dasselbe meldete ein über London angelangtes Telegramm. Immerhin blieb es unklar, auf welche Weise Mac Mahon eine Vereinigung mit Bazaine bewerkstelligen zu können glaubte. Die gerade Richtung von Reims auf Metz war ihm verlegt, der Umweg längs der belgischen Grenze erschien gewagt. Hatte er dieses Wagnis wirklich unternommen und den Marsch ohne Säumen und Aufenthalt vollführt, so vermochte man ihm auf dem linken Maasufer mit überlegenen Streitkräften nicht mehr entgegenzutreten, auf dem rechten aber ließen sich ihm fünf Armeekorps gegenüberstellen, zu denen erforderlichenfalls auch noch Teile der Einschließungsarmee von Metz herangezogen werden konnten.

Am Abend des 25. August liefen im großen Hauptquartiere zu Bar le Duc abermals Nachrichten ein, welche das gewagte Unternehmen Mac Mahons bestätigten und zugleich den Abmarsch seiner Truppen auf Bouziers vermuten ließen. Obwohl dies nur unverbürgte Zeitungsberichte waren, so wurde doch bei einzelnen Heeresteilen der III. Armee eine allgemeine Rechtschwenkung nach Norden angeordnet, die Entscheidung über einen Rechtsmarsch der Maasarmee aber dem am weitesten vorgedrängten Kronprinzen von Sachsen anheimgestellt, bei welchem die Meldungen über Mac Mahons Bewegungen zuerst eingehen mußten. Dieser ließ am 26. August die Armee nach Norden abrücken, nachdem er schon vorher seine beiden Kavalleriedivisionen zur Aufklärung vorgeschoben hatte. In der Tat stießen die letzteren bei Fléville, Buzancy, Grand Pré und Bouziers auf Truppen aller Waffen, deren Gesamtstärke von den Landeseinwohnern auf etwa 140 000 Mann angegeben wurde; Mac Mahon selbst, hieß es, werde erwartet.

Jetzt war der beabsichtigte Vormarsch des französischen Marschalls auf Metz außer Zweifel gestellt. An die Armee des Kronprinzen von Sachsen erging demgemäß die Weisung, die Maasübergänge bei Dun und Stenay zu besetzen und mit der Kavallerie dem Feinde in die rechte Flanke zu fallen; die dritte Armee wurde angewiesen, der Maasarmee in Eilmärschen zu folgen; die beiden bayrischen Korps waren der letzteren am nächsten. Prinz Friedrich Karl erhielt den Befehl, von seinen Einschließungstruppen vor Metz zwei Korps nach Damvillers und Manennes zu entsenden.

Bei Buzancy. Die von der deutschen Reiterei zuerst bemerkten feindlichen Truppen gehörten dem VII. Korps unter Felix Douay an. Der

General hatte hinter der so unverhofft erscheinenden Kavallerie eine ganze, im nahen Anmarsch befindliche Armee vermutet und in diesem Sinne an Mac Mahon berichtet, der nun mit seiner gesamten Streitmacht am 27. August auf Bouziers und Buzancy vorzurücken beschloß. Er nahm die zu diesem Zwecke erlassenen Weisungen zwar wieder zurück, aber noch ehe der Gegenbefehl die bereits zum Vormarsch aufgebrochenen Korps erreichte, stießen die bei Buzancy eingetroffenen Spitzen des V. (Faylly'schen) Korps auf eine sächsische Ulanenschwadron, welche die aus Buzancy herausdringenden Jäger zu Pferde in die Stadt zurückwarf. Die Angreifer, welche den Weichenden folgten, wurden in den Straßen in ein Handgemenge verwickelt und mußten sich vor der Übermacht zurückziehen; aber mit Hilfe einer herbeigeeilten Schwadron des dritten sächsischen Reiterregiments wurden die nachdringenden Chasseurs abermals in die Stadt zurückgeworfen, und als sie dazu noch Feuer von einer inzwischen aufgefahrenen reitenden Batterie erhielten, jagten sie mit solcher Eile zu dem andern Stadttore hinaus, daß die sächsischen Reiter sie nicht mehr erreichen konnten. Ein verwundeter feindlicher Offizier fiel nebst 12 Jägern bei dieser Gelegenheit in die Hände der Sachsen.

Alle im großen Hauptquartier eingehenden Meldungen bestätigten den Vormarsch Mac Mahons über Buzancy und Beaumont; zugleich zeigte sich auch, daß seine Truppen, unterwegs durch Kreuz- und Querszüge wie auch durch mangelnde Verpflegung vielfach aufgehalten, die Maas noch nicht erreicht hatten. Dank den bewundernswerten Marschleistungen der beiden deutschen Armeen war deren Schwenkung nach Norden nun schon so weit ausgeführt, daß man hoffen durfte, den Gegner noch auf dem linken Maasufer mit überlegenen Streitkräften erreichen zu können. Auf die Unterstützung durch die von Metz heranbeordneten Truppen konnte daher verzichtet werden, und die bereits auf Etain und Briey vorgerückten Brandenburger und Pommern erhielten Befehl zum Rückmarsch. Die Maasarmee dagegen marschierte auf Buzancy und Beaumont; zu ihrer Linken drang die III. Armee in beschleunigten Märschen gegen Grand-Pré und Bouziers vor.

Als Mac Mahon den Abmarsch der Truppen erfuhr und zugleich die Gewißheit erlangte, daß Bazaine noch unbeweglich in Metz stand, fürchtete er, bei weiterem Vorrücken nach Osten von Truppen des Prinzen Friedrich Karl in der Front angegriffen und durch den Kronprinzen vom Rückzuge auf Paris abgeschnitten zu werden. Er faßte daher den Entschluß, nördlich auf Mezières auszubiegen, erhielt aber von Paris den gemessensten Befehl, seinen Marsch auf Metz unter allen Umständen fortzusetzen. Bereits befanden sich jedoch die Maasübergänge bis Stenay in den Händen der Deutschen; es blieb ihm daher nur noch übrig, den

Übergang weiter nördlich zu bewerkstelligen. Die zu diesem Zwecke getroffenen Anordnungen kamen aber zum Teil gar nicht, zum Teil äußerst langsam zur Ausführung; obendrein ward sein rechter Flügel seit dem 26. unausgesetzt von der deutschen Kavallerie beunruhigt und aufgehalten, während sich seine eignen Reitermassen auf dem entgegengesetzten, gänzlich ungefährdeten Flügel befanden. Diesem gelang es, die Maas bei Mouzon und weiter unterhalb unbehelligt zu überschreiten und zum Teil auf Carignan vorzurücken; inzwischen aber wurden die beiden südlichen Korps, das VII. und V., am 29. August bei Nouart und Boneq in Gefechte gegen die Avantgarde der Sachsen verwickelt und dadurch in ihren Vorwärtsbewegungen gegen die Maas gehemmt. Schon am nächsten Tage kam es dann in der Gegend von Beaumont zu einer ernstern Schlacht.

Achtzehnter Abschnitt.

Schlacht und Sieg bei Beaumont.

In südlicher Richtung von Sedan, in einer Entfernung von 9 km von Mouzon, liegt in der Mitte eines Bergkessels die Stadt Beaumont, in einem nach Süden gebogenen Halbkreise von dichten Waldungen umgeben, deren Ränder eine kleine halbe Meile von der Stadt entfernt sind. Von dieser führt südöstlich die Straße nach Stenay, nördlich nach Mouzon; beide Orte liegen an der Maas und an den Straßen nach Verdun und Sedan. Westwärts zweigen sich von Beaumont die beiden Wege nach Reims, über Le Chêne nordwestlich, über Buzancy und Grand-Pré südlich ab.

Die beiderseitigen Heere traten in immer engere Fühlung zueinander. Die deutschen Armeen nahmen am 29. August folgende Stellungen ein: Das sächsische Korps, als rechter Flügel der Maasarmee, stand in der Gegend von Nouart, und seine Avantgarde ward bei diesem Orte in ein lebhaftes Refognoszierungsgefecht gegen Teile des Faily'schen Korps verwickelt; weiter zurück stand die 12. Kavalleriedivision; das IV. Korps hatte Bayonville, die Garde die Gegend von Buzancy und Thénorgues erreicht und ihre Kavalleriedivision auf Haraucourt vorgeschoben. An diese Stellungen der Maasarmee schloß sich, teils links, teils noch im Rücken derselben, die dritte Armee an. Hinter der Garde und dem VI. Korps befand sich das I. bayrische Korps bei Sommerance, das II. bei Cornay; weiter westlich stand bei Grand-Pré das V. Korps, dahinter die württembergische Division. Das XI. Korps hatte auf der von St. Menehould nach Vouziers führenden Straße die Gegend zwischen St. Morel und St. Monthois erreicht; am weitesten zurück, bei Bienne nördlich von St. Menehould, war das VI. Korps. Die 4. und 6. Kavalleriedivision standen bei Vouziers, die 5. Kavalleriedivision war bis Attigny, 15 km östlich von Nethel, vorgeschoben.

Aus der Gegend zwischen Stenay und Buzancy laufen nach Beaumont fünf Wege zusammen. Auf diesen traten in der Morgenfrühe des

30. August das IV. Korps und die Sachsen sowie das I. bayrische Korps ihren Vormarsch an, das letztere auf dem westlichen Wege, die beiden ersteren auf den vier östlichen Straßen. Eine vorgeschobene sächsische Schwadron hatte schon seit 5 Uhr früh die Gegend von Beaumont rekognosziert und im Laufe des Vormittags bei weiterem Vorgehen bis an den nördlichen Rand des Waldes von Petit Dieulet in einer Entfernung von etwa 800 Schritt zwei französische Lager entdeckt, das eine südlich, das andre nordwestlich von Beaumont. Es war die Nachhut des V. französischen Korps, welches noch am selben Tage die Maas bei Mouzon erreichen sollte und hier einige Stunden der Ruhe pflegte, nachdem es die ganze Nacht hindurch marschiert war. Vorposten zur Sicherung der Ruhenden waren gar nicht oder doch nur sehr mangelhaft ausgestellt worden. Als nun gegen halb zwei Uhr nachmittags die Avantgarde vom IV. preussischen Korps am Waldrande anlangte, ließ General von Schöler ihre Artillerie sogleich eine verdeckte Stellung nehmen und das Lager des sorglosen Feindes mit Granaten bewerfen. Dieser unerwartete Angriff brachte zuerst große Verwirrung hervor, dann aber eilten die überraschten Franzosen zu ihren Waffen und drangen in dichten Tirailleurschwärmen den Angreifern entgegen. Bald traten auch südlich und westlich von Beaumont Geschütze ins Gefecht, und zu gleicher Zeit entwickelte sich auf den nördlich von der Stadt gelegenen Höhen eine Artillerielinie, welche fortwährend an Ausdehnung zunahm. Hinter den vorgehenden Tirailleurs sammelte sich der aufgeschreckte Feind in geschlossenen Massen und schritt nun zweimal mit überlegenen Kräften zu lebhaften Angriffen vor. Beide Angriffe wurden indes mit Bajonett und Schnellfeuer gründlich abgewiesen, dazu griffen auch die Geschütze ein und brachten zugleich die feindliche Artillerie südlich und westlich der Stadt zum Schweigen. Das französische Fußvolk wich zurück und wurde schließlich in regelloser Flucht durch das Lager getrieben, dann durch die Stadt und auch noch durch das andre Lager nordwestlich derselben, wobei 7 Geschütze und viele Gefangene in die Hände der Verfolger fielen.

Schon während der Flucht der Franzosen auf Beaumont hatte rechts vom IV. Korps die sächsische, links von demselben die bayrische Artillerie ins Gefecht eingegriffen. Allmählich rückte diese gesamte Linie, bis auf 25 Batterien angewachsen, gegen die auf den nördlichen Höhen aufgeführten feindlichen Geschütze und Mitrailleusen vor und zwang dieselben zum Rückzuge in nördlicher Richtung, wo sie endlich ganz aus dem Gesichtskreise entschwandten.

Die Infanterie des auf der westlichen Straße vorgegangenen I. bayrischen Korps hatte inzwischen das Gefechtsfeld ebenfalls erreicht und war unerwarteterweise in ihrer linken Flanke von der zum VII. französ-

fischen Korps gehörigen Division Dumesnil angegriffen worden, welche sich im Marsche von Vches auf Mouzon befand, und zwar irrthümlicherweise, da sie die betreffende Gegenordre nicht erhalten hatte. Hier wurde der Feind ebenfalls nach kurzem Kampfe geworfen und wich, von seinem Marschziele gänzlich abgedrängt, in regelloser Flucht auf Raucourt. Die



Albert

Kronprinz Albert von Sachsen.

verfolgenden Bayern verjagten ihn auch aus diesem Orte, und nachdem er sich in einem nordwestlich davon gelegenen Gehölz noch einmal vergebens zum Widerstande aufzuraffen versucht hatte, setzte er seine Flucht in der Richtung auf Remilly fort, bis die eintretende Dunkelheit nach 7 Uhr der weiteren Verfolgung ein Ziel setzte.

Als der Kronprinz von Sachsen in der vierten Nachmittagsstunde mit seinem Stabe in Beaumont angelangt war, fand er die Truppen des

IV. Korps, nachdem ihre durcheinander geratenen Bataillone sich wieder gesammelt hatten, im Vorrücken gegen Norden, während die Sachsen sich rechts davon und, da die Maas den Raum beengte, hinter dem rechten Flügel des IV. Korps entwickelten. Zwischen der Maas und der Straße nach Mouzon hatten die zurückgeschlagenen Franzosen eine neue Verteidigungsstellung eingenommen und sich durch Truppen des XII. (Lebrun'schen) Korps, welches zum Teil vom rechten Maasufer wieder herübergezogen worden war, ansehnlich verstärkt. Gegen diese neue Stellung rückte um 5 Uhr die 8. Division an: mühsam drangen die Preußen bis an den Nordrand des Gehölzes von Sivodeau vor. Hier aber und bei Willemontry befanden sich die Franzosen in so starker Position und die Artillerie des Lebrun'schen Korps griff vom rechten Maasufer aus so energisch in den Kampf ein, daß weder die Preußen noch die ihnen folgenden Sachsen weitere Fortschritte zu machen vermochten und das Gefecht hier gegen 6 Uhr einstweilen zum Stehen kam. Um den Gegner von der Maas abzudrängen, ließ der Kronprinz von Sachsen die sächsische Kavalleriedivision den Fluß überschreiten und ihre reitende Batterie gegen die dort aufgestellte feindliche Artillerie vorgehen. Gegenüber der weit überlegenen französischen Geschützmasse war jedoch kein Erfolg zu erzielen.

Inzwischen machte der linke Flügel des IV. Korps im Verein mit bayrischen Truppenabteilungen entschiedene Fortschritte. Die Höhen von Doncq und Brune, welche die Franzosen mit Infanterie und Artillerie besetzt hielten, wurden ihnen nacheinander im Sturmangriff entrisen und dabei 13 Geschütze und vier Mitrailleusen teils erobert, teils verlassen vorgefunden und genommen. Als der Feind bis in die Gegend von Mouzon zurückgetrieben war, unternahm ein französisches Kürassierregiment einen Angriff auf drei Kompagnien des 27. preußischen Infanterieregiments; stehenden Fußes erwarteten die tapferen Füsilier den Ansturm der feindlichen Reitermasse. Als die Kürassiere nahe genug herbeigekommen waren, empfing sie ein wohlgezieltes Schnellfeuer, welches ihre Reihen furchtbar lichtete. Der tapfere Kommandeur der Kürassiere fiel, der Hauptmann Helmuth, welcher die Füsilier kommandiert hatte, mußte sich persönlich mit dem Degen in der Faust gegen einen Kürassier wehren, bis dieser von den Preußen niedergeschlagen wurde. Elf französische Offiziere, 100 Mann und eine noch größere Zahl von Pferden bedeckten den Kampfplatz. Die Reste des Kürassierregiments wandten sich in wilder Flucht nach der Maas zurück und suchten sich, da die Brücken durch zurückflutende Trainfahrzeuge gänzlich gesperrt waren, schwimmend zu retten, wobei noch manche Reiter samt ihren Pferden ertranken.

Noch hielt der Feind mit starken Kräften die große Straße besetzt,

welche von Kouffy nach der am diesseitigen Maasufer gelegenen Vorstadt von Mouzon führt. Gegen diese Stellung erfolgte nun ein heftiger Infanterieangriff, den die Artillerie durch ein kräftiges Granatfeuer aufs wirksamste unterstützte. Zwei bayrische Batterien nahmen die unterhalb von Mouzon bei Billers gelegene Brücke unter Feuer und verhinderten ihre Benutzung. Bald wichen die Franzosen an allen Punkten, und abermals fanden viele der Fliehenden in der Maas ihren Tod. Premierleutnant von Heydewolff nahm bei dieser Gelegenheit einen verlassenen Wagenpark und erbeutete mit seiner Kompagnie eine französische Kriegskasse mit 18000 Frank; ebenso fielen drei am Ufer zurückgelassene Geschütze den nachdringenden Siegern als Beute zu. Auch aus der Vorstadt von Mouzon wurde der Feind im Straßen- und Häusergefecht hinausgeworfen, und die Brücke besetzt; seine wiederholten Vorstöße gegen die Brücke, vom jenseitigen Ufer aus durch die Artillerie unterstützt, fanden kräftige Zurückweisung.

Auf dem rechten preussischen Flügel, gegen welchen der Feind noch bei Willemontry, im Pachtthofe von Givodeau und in einem unweit davon gelegenen Waldstück hartnäckigen Widerstand leistete, trat jetzt ebenfalls eine Wendung ein. Nachrückende Infanterie- und Artillerieabteilungen des IV. Korps, welche auf der Straße von Beaumont her im Vormarsche gegen Mouzon begriffen waren, erhielten Befehl, gegen Willemontry abzuschwenken; mit ihrer Hilfe von Westen und Süden her gleichzeitig umflannert, wurden die Franzosen aus ihren Stellungen geworfen und nach der Maas gedrängt. Viele der Fliehenden gerieten in Gefangenschaft, andern gelang es, schwimmend nach dem jenseitigen Ufer zu entkommen, nicht wenige aber fanden ihren Untergang in den Wellen. Einzelne Abteilungen, die noch am linken Flußufer zurückgeblieben und der Gefangenschaft entgangen waren, verbargen sich unter dem Schutze der Dunkelheit im Gebüsch. Einige hundert Franzosen, welche sich in einem Gehöfte bei Willemontry versteckt hielten, unternahmen während der Nacht das Wagstück, sich nach Mouzon durchzuschlagen. Wirklich gelang es ihnen auch, die vor der Vorstadt ausgestellte Feldwache, welche sich des nächtlichen Überfalls von dieser Seite her nicht versah, zu verdrängen, doch wurden sie mit Hilfe anderer herbeigeeilter Mannschaften unter namhaftem Verluste zurückgeschlagen. Die Überreste zerstreuten sich in der Finsternis nach allen Richtungen und schwammen zum Teil durch die Maas.

Die Franzosen hatten an diesem Schlachttage tapfer gestritten; die Maasarmee verlor über 3500 Mann an Toten und Verwundeten; die Franzosen gaben ihren Verlust an Toten und Verwundeten mit nur 1800 Mann an, aber dafür gerieten im Laufe des Tages und am folgenden Morgen 3000 Mann (zumeist unverwundete) in deutsche Gefangenschaft.

Ferner fielen den Siegern 51 Geschütze und 33 Munitionswagen, eine Kriegskasse mit 150 000 Frank und mannigfaches Kriegsmaterial in die Hände, welches die überraschten Franzosen in ihren Lagern zurückließen. Das wichtigste Ergebnis der Schlacht aber war, daß der Feind dadurch in eine höchst ungünstige Lage gedrängt war.

Die schwersten Verluste erlitt deutscherseits das IV. Korps, welches die Schlacht begonnen und auch in ihrem wesentlichsten Teile durchgekämpft hatte.

Bei dem Durchsuchen der Häuser von Beaumont stießen bayrische Soldaten auf neue Gewehre, welche hier wie an andern Orten die französische Regierung verteilt hatte, um den Volkskrieg aufzulodern zu lassen. Später aufgefundene Proklamationen sprachen dieses Vorhaben offen aus, indem sie die Bewohner zur Ergreifung der Waffen aufforderten gegen preussische Zündnadeln und Granaten! Von nun an nahm der Feldzug französischerseits auch in der That immer mehr den Charakter eines Volkskrieges an.

Während der Schlacht von Beaumont befand sich der König mit seinem Generalstabe und dem Grafen Bismarck auf der Höhe von Baur en Diculet; Prinz Karl, der Bruder König Wilhelms, der Großherzog von Weimar und der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin befanden sich in dem königlichen Gefolge. Mit dem Fernglase vor dem Auge und der Karte in der Hand verfolgte General von Moltke eifrig den Verlauf des Kampfes. Als es gegen Abend empfindlich kalt zu werden begann, wurde von Reisig und Gestrüpp ein Feuer angezündet, an welchem der König Platz nahm.

Es war inzwischen völlig dunkel geworden, der Kanonendonner schwieg, Offiziere erschienen mit Rapporten, und unten im Tale flammten in endloser Reihe die Feuer auf, mit welchen die zurückgebliebenen Truppen in der Linie Rancourt-Billemonty ihr Bivak erhellten. Den Marktplatz von Beaumont beleuchtete magisch ein größeres lustiges Bivakfeuer, während in der erleuchteten Kirche der Lichterglanz auf bleiche Gesichter sich ergoß — schwerverwundete Franzosen, welche dorthin gebracht worden waren.

Lange, lange Zeit schaute König Wilhelm gedankenvoll in die auflodernden Wachtfeuer, dann trat er mit seinem Gefolge, da alle näher gelegenen Ortschaften mit Verwundeten belegt waren, den Rückzug nach dem Hauptquartier in Buzancy an. Auf der Straße marschierten bayrische Truppen, welche ihren königlichen Feldherrn jubelnd begrüßten, und in dem Tale sang es wieder:

„Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.“

Neunzehnter Abschnitt.

Von Sedan nach Wilhelmshöhe.

Zwischen terrassenförmig aufsteigenden, von Laubwerk gekrönten Höhenzügen erhebt sich Stadt und Festung Sedan mit ihren sauberen Häusern, die sich malerisch an den Anhöhen hinauf gruppieren; zwei gotische Kirchen tauchen über der Häusermasse auf und dahinter die Wälle und Bastionen des Kernpunktes der Befestigungen, während im Hintergrunde hochgelegenes Hügelland die anmutige Landschaft begrenzt. — Sedan zählte zu den Festungen zweiten Ranges. Wiewohl sie von den sie umgebenden Höhen vollständig beherrscht wurde, war doch die Zitadelle gut gelegen und ziemlich stark; allerdings vermochte sie nur eine Besatzung von einigen tausend Mann aufzunehmen. Im Jahre 1815 kapitulierte sie erst nach mehrwöchentlicher Einschließung und Beschießung. Von den die Festung umgebenden Anhöhen führten östlich schmale Wiesenpfade zur Maas hinab; westlich von Sedan lag das Städtchen Donchery, hinter dem sich eine Ebene ausdehnt, die nur in der Mitte zu theils bewaldeten, theils lehmigen Hügeln sich erhebt, dann wieder flach weiterläuft und erst in grauer Ferne von der Bergkette der Ardennen begrenzt wird.

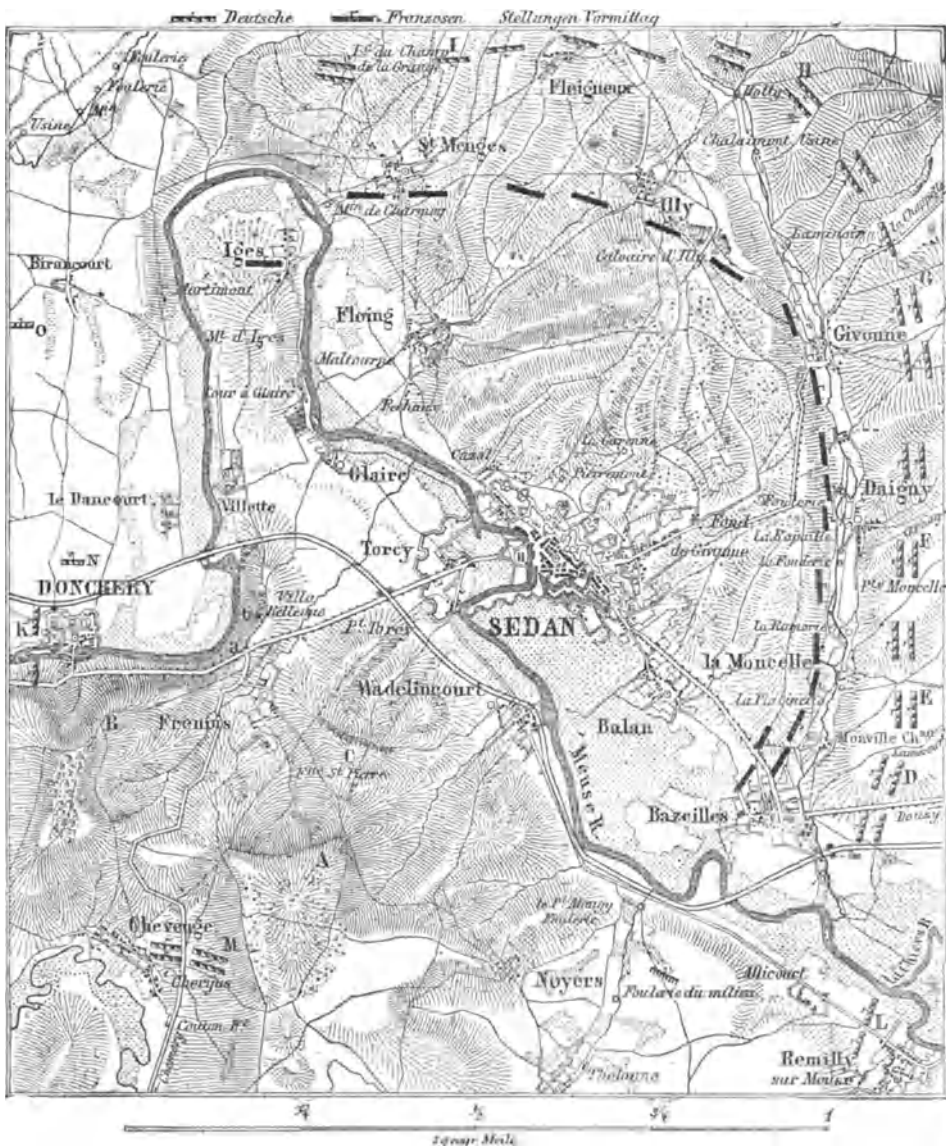
Nach der Schlacht von Beaumont konnte Mac Mahon vorerst nicht daran denken, seinen Marsch auf Metz wieder aufzunehmen. Er ordnete deshalb die Versammlung seiner Armee bei Sedan an, wo er seinen Truppen eine kurze Rast gönnen und sie mit Lebensmitteln und Schießbedarf versorgen wollte. Dann sollte der Rückzug über Metzères fortgesetzt werden, wo eben jetzt General Vinoy mit dem XIII. Korps anrückte, das in der Gegend von Paris aus Marschregimentern und den von Rom zurückgerufenen Besatzungstruppen neugebildet worden war. Zwei Divisionen des I. Korps, die bei Douzy aufgestellt wurden, hatten die Aufgabe, das Zurückgehen der Truppen zu decken und ein eventuelles Nachdrängen des Gegners zu verhindern. Die Truppen bewirkten ihren Rückzug auch während der ganzen folgenden Nacht auf den mit Fuhrwerken aller Art bedeckten Straßen, dabei zeigten sich aber schon bedenk-

liche Zeichen von Auflösung; die furchtbaren Anstrengungen der letzten Tage bei mangelhafter Verpflegung hatten die körperlichen Kräfte aufs äußerste erschöpft, die vielen unglücklichen Gefechte die Zuversicht vernichtet, die verwirrende, unverständliche Aufeinanderfolge von Befehlen und Gegenbefehlen, deren Beweggründe der Masse unbekannt blieb, das Vertrauen auf die Führung erschüttert. Bunt durcheinander gemischt drängte sich alles dem vorgeschriebenen Ziele zu. Je näher man ihm kam, um so mehr verlangsamte sich der Marsch, denn man fand die Straßen vielfach verstopft, und es mußten dann Seitenwege eingeschlagen werden. Dadurch gerieten verschiedene Truppenteile in ganz andre Richtungen und entgingen so dem Schicksale, welches das Heer Mac Mahons erwartete. Mehrere Kavallerieregimenter standen plötzlich auf belgischem Gebiete, ohne es zu wissen, und die ganze Kavalleriedivision Brahaut entkam infolge einer irrtümlichen Marschrichtung ins Innere von Frankreich.

Napoleon hatte von Carignan aus in einer Depesche an die Kaiserin die Schlacht von Beaumont als ein bedeutungsloses Gefecht geschildert. Er kehrte nun ebenfalls wieder um und begab sich nach Sedan, wo bald nachher auch Mac Mahon eintraf. In der Frühe des 31. August war die französische Armee zum größten Teil vor Sedan und in der Umgebung dieser kleinen Festung angelangt: das VII. Korps bei Floing, das XII. bei Bazailles; das V. sammelte sich bei der östlichen Vorstadt Sedans. Das I. Korps unter General Ducrot, welches auf dem nun gescheiterten Marsche gegen Metz am weitesten vorgerückt war und mit seiner Spitze bereits Carignan erreicht hatte, deckte den allgemeinen Rückzug und folgte erst nachmittags den übrigen Heeresteilen auf das westliche Ufer der Sironne. An eine Fortsetzung des Marsches am 31. war nicht zu denken. Mac Mahon kannte wohl auch noch nicht die ganze Größe der ihm drohenden Gefahr. Wegen übergroßer Ermattung blieb sogar der Befehl, die Brücken bei Bazailles und Donchery zu zerstören, unausgeführt. Und am Abend verkündete der Donner der Kanonen bei Bazailles bereits die Ankunft der Deutschen.

Die deutsche Heeresleitung hatte sich nicht damit begnügt, Mac Mahon den Weg nach Metz zu verlegen, es waren auch alle Vorbereitungen getroffen, ihm den Rückzug nach Westen abzuschneiden. Man dachte bereits an die Möglichkeit, daß die französische Armee gezwungen werde, auf neutrales Gebiet überzutreten. Die belgische Regierung wurde auf diplomatischem Wege aufgefordert, wenn dieser Fall eintrete, für die Entwaffnung Sorge zu tragen; zugleich erhielten die Truppen die Anweisung, wenn die belgische Regierung dieser Pflicht nicht nachkomme, unverweilt auch ihrerseits die Grenze zu überschreiten. Es sollte noch anders kommen.

Sowohl Napoleon III. als sein Marschall hielten an der Überzeugung



Plan der Schlacht von Sedan.

A Standpunkt des Königs. B Standpunkt des Kronprinzen von Preußen während der Schlacht. C Große Batterie. D Stellung der Bayern. E Preußen, 8. Division. F Sachsen. G Preuß. Garde. H XI. Armeekorps. I V. Armeekorps. K Kavalleriedivision Gr. Stollberg in der Ebene bei Donchery zur Beobachtung der Straßen nach Mézières. L 4. Kavalleriedivision bei Remilly. M Reserven. N Württembergische Division. O 4. Kavalleriedivision. — a Bauernhaus, in welchem die erste Unterredung zwischen Napoleon und Bismarck stattfand. b Zusammenkunft des Königs mit Napoleon in der Villa Bellevue.

fest, daß dem Abzuge auf Mezières kein Hindernis in den Weg gelegt werden könne, weil man deutscherseits außerstande sei, bei Donchery hinreichende Streitkräfte über die Maas zu werfen. Auch gab es eine Straße, welche nördlich von Sedan über St. Menges und Brigne-au-Bois nach Mezières führte und den Deutschen kaum bekannt sein konnte, denn sie war noch nicht einmal auf der französischen Generalstabskarte eingetragen. Auf diesen Umstand legte Napoleon ganz besonderes Gewicht; in Gegenwart Mac Mahons und eines Ordonnanzoffiziers, welcher von General Binoy nach Sedan entsandt worden war und den Vormarsch deutscher Truppen gegen Donchery meldete, zeichnete er die geheimnisvolle Straße eigenhändig in die vor ihm liegende Karte ein. Aber er hatte die deutsche Gründlichkeit unterschätzt: auf den preussischen Generalstabskarten war die Straße längst eingezeichnet.

Am Abend des 31. August war die Aufstellung der beiden deutschen Armeen folgende: Im Osten und Südosten von Sedan sperrte der Kronprinz von Sachsen mit dem Garde- und XII. Korps und zwei Kavalleriedivisionen auf beiden Ufern des Ehiersflusses den schmalen Raum zwischen der Maas und der belgischen Grenze, während das IV. Korps als Reserve bei Mouzon hielt. Im Süden stand der preussische Kronprinz mit dem V. und XI. sowie den beiden bayerischen Korps und zwei Kavalleriedivisionen zwischen der Maas und der Bar bereit, jeden feindlichen Vorstoß zurückzuweisen, oder aber auf den in seinem Besitz befindlichen vier Brücken die Maas zu überschreiten und bei einem Abzuge des Gegners nach Westen demselben in die Flanke zu fallen. Zu letzterem Zwecke konnten außerdem die Württemberger und die 6. Kavalleriedivision zwischen der Bar und der von Sedan nach Mezières führenden Eisenbahn mitwirken. Abgesondert von diesen Heerkörpern standen hinter dem äußersten linken Flügel noch die 5. Kavalleriedivision bei Courteron und das VI. (schlesische) Korps bei Attigny; sie sicherten den Rücken der beiden Armeen gegen etwaige feindliche Unternehmungen und konnten den Truppen Mac Mahons noch einmal bei Mezières den Rückzug nach Reims und Paris verlegen.

Diesen Aufstellungen der Deutschen gegenüber befand sich die französische Streitmacht eng zusammengedrängt um die Festung Sedan. Ihre Führer sahen nicht oder wollten nicht sehen, daß ihnen schon jetzt keine andre Wahl mehr blieb, als entweder auf belgisches Gebiet überzutreten, oder den größten Teil der Armee aufzuopfern, um im günstigsten Falle mit dem Ueberreste über Mezières in das Innere des Landes zu entkommen. Vor allem aber waren die abgehehten Truppen einfach nicht mehr fähig, einen geordneten Kriegsmarsch auszuführen.

Auf deutscher Seite mußte man immerhin annehmen, daß Mac Mahon unter allen Umständen den Abmarsch nach Mezières versuchen werde. Um

ihn zu verhindern, setzten sich die deutschen Truppen theils in der Nacht, theils in der Frühe des 1. September in Bewegung: die Garde, die Sachsen und das I. bayrische Korps rückten gegen die östlich von Sedan fließende Givonne vor, um die dort stehenden französischen Heeresteile festzuhalten; das II. bayrische Korps machte von Süden aus gegen Sedan selbst Front; das V. und XI. Korps auf dem linken Flügel wandte sich gegen die Straße von Sedan nach Mezières.

Die Stellung der französischen Armee zwischen der Givonne, der Maas und dem Floingbach war wegen der Terrainverhältnisse einer hartnäckigen Verteidigung überaus günstig. Das Thal der im Süden und Westen fließenden Maas lag im Geschützgebiete der Festung und war von Sedan bis Bazeilles durch Anstauung des Flusses unter Wasser gesetzt. Im Osten begrenzte der Givonnebach das Aufstellungsfeld, und von seinem westlichen Talrande aus konnten die Anmarschlinien der Deutschen überall unter Feuer genommen werden. Gegen Nordwesten bildeten die langgestreckten Höhenrücken, welche vom Bois de la Garenne sich hinabziehen und zwischen Floing und Cazal auslaufen, hintereinander liegende Verteidigungswälle: das Bois de la Garenne und andre Waldstücke boten Gelegenheit zu gedeckten Aufstellungen. Im Nordwesten von Sedan bildet die Maas einen großen nach Norden auslaufenden Bogen, und dieser mußte von den Truppen des linken deutschen Flügels erst umgangen werden, um die über Brigne au Bois nach Mezières führende Straße außerhalb des Geschützgebiets der Festung zu gewinnen.

Dichter weißer Dunst lagerte in der Morgendämmerung des 1. September noch über den Feldern, hin und wieder sich zu seltsamen Gebilden gestaltend, die gleich zerrissenen Heerfahnen hin und her wogten. Hier und da blitzte im Südosten von Sedan roter Feuerschein durch die Nebelwand. Es waren die Batterien der Bayern, die in der Frühe den Angriff auf Bazeilles eröffneten. Die Armee Mac Mahons hatte nach drei Seiten Front gemacht. Das XII. Korps (Lebrun) stand in dem Raume zwischen Bazeilles und Balan und auf den Höhen westlich der Givonne, hieran schloß sich links das I. Korps (Ducrot) auf dem nach Norden laufenden Höhenzuge; beide Korps hatten stärkere Abteilungen in die im Givonnetale liegenden Orte La Moncelle, Daigny, Haybes, Givonne vorgeschoben. Im Norden auf dem oben beschriebenen Bergrücken breitete sich das VII. Korps (Douay) aus. Innerhalb dieses Aufstellungsraumes hielt sich nordöstlich der Festung das V. Korps als allgemeine Reserve bereit; zwischen Floing und der Maas waren die Kavalleriedivisionen Bonnemains und Marguerite aufmarschiert.

Im dichten Nebel, welcher Thal und Höhen bedeckte und jeden Überblick in die nächste Umgebung unmöglich machte, hatte bereits seit 4 Uhr

morgens das I. bayrische Korps unter General von der Tann die über die Maas führende Eisenbahnbrücke und eine Pontonbrücke überschritten, in deren Nähe schon tags zuvor lebhaftere Gefechte stattgefunden hatten. Es galt, im Zusammenwirken mit der Maasarmee den Abmarsch des Feindes zu verhindern und in aller Stille Bazailles zu erreichen. Aber der Feind dachte nicht daran, den Ort zu räumen, derselbe wurde vielmehr, teilweise durch Marinesoldaten, aufs tapferste verteidigt. Man hatte geglaubt, hier rascher fertig zu werden, denn die vorausschwärmenden Jäger waren die Hauptstraßen entlang vorgedrungen, ohne auf Widerstand zu stoßen; im Innern des Ortes aber sperren Barrikaden den Weg, und zugleich fielen aus den stark vom Feinde besetzten Häusern die ersten Schüsse.

Es entspann sich nun bei noch herrschender Finsternis ein Häuserkampf, der fortwährend an Heftigkeit zunahm, je mehr auf beiden Seiten frisch anlangende Truppen ins Gefecht rückten. Das ausgedehnte Dorf mit seinen festgebauten Häusern und den sie umgebenden Gärten und Parkanlagen bot der Verteidigung außerordentliche Vorteile. Die Hauptstraße konnte aus einer Villa ihrer ganzen Länge nach von den Franzosen besprochen werden. Die Einwohner von Bazailles selbst nahmen mit am Kampfe teil, sie schossen aus den Fenstern, feuerten aus Kellern von Häusern, die längst genommen waren, und schonten sogar Verwundete und Krankenträger nicht. Es wird behauptet, daß sie wehrlose Verwundete in die Flammen brennender Häuser geworfen haben. Die dadurch zur höchsten Wut gereizten Bayern übten ihr Wiedervergeltungsrecht, und so steigerte sich die gegenseitige Erbitterung aufs äußerste. Unentschieden wogte der Kampf in den Straßen hin und her, ohne daß die auf den Höhen des jenseitigen Maasufers aufgefahrene bayrische Artillerie erfolgreich hätte eingreifen können.

Kurz vor 7 Uhr erschienen die Sachsen. Sie befanden sich im Anrücken auf das nördlich von Bazailles gelegene Dorf La Moncelle. Zwischen beiden Orten wurde der noch von den Franzosen besetzt gehaltene ummauerte Park von Monville von einer eben neu eintreffenden bayrischen Division angegriffen, so daß auch hier bald ein heißer Kampf entbrannte.

Unterdessen hatten die Sachsen sich in Besitz von La Moncelle gebracht, das der überraschte Feind ohne ernste Gegenwehr räumte, und breiteten sich hierauf weiter nördlich gegen Daigny aus. Zugleich traten gegen diesen Ort und die mit zahlreicher französischer Artillerie besetzten Höhen des jenseitigen Givonneufers 10 sächsische und 2 bayrische Batterien in Tätigkeit.

Marschall Mac Mahon war schon gegen 6 Uhr morgens bei einem Rekognoszierungsritt durch einen Granatsplitter verwundet worden und

hatte mit Übergehung von zwei älteren Korpskommandanten dem General Ducrot den Oberbefehl übertragen. Dieser wußte noch nichts von dem Vorrücken der Deutschen über Donchery und traf Vorbereitungen, die Armee noch jetzt auf Mezières zu führen, so daß gegen 8 Uhr der Kampf etwas nachließ. Nun war aber zwei Tage vorher General Wimpffen aus Algier eingetroffen und vom französischen Kriegsministerium ausdrücklich zum Nachfolger Mac Mahons bestimmt worden, falls diesem



Platz in Bazailles am Abend des 1. September.

etwas zustoßen sollte. Als dieser die Maßnahmen Ducrots erfuhr, hielt er es für seine Pflicht, von seiner Vollmacht Gebrauch zu machen und die Oberleitung zu beanspruchen, denn er wußte um die Bewegungen der Deutschen gegen Donchery und hielt den von Ducrot beabsichtigten Rückzug auf Mezières für undurchführbar. Er wollte im Gegenteil auch jetzt noch die bereits von Mac Mahon angestrebte Vereinigung mit Bazaine durchzusetzen versuchen und sich zu diesem Zwecke durch einen überraschenden Vorstoß gegen Sachsen und Bayern den Weg nach Carignan bahnen. Daher entbrannte gegen 9 Uhr der Kampf, welcher bereits im Abnehmen

begriffen war, mit erneuter Heftigkeit; die Franzosen rückten auf Bazeilles, La Moncelle und den Park von Monville mit so überlegenen Massen Fußvolks vor, daß vor ihren heftigen Angriffsstößen auch die Batterien zurückgehen mußten. Zur rechten Zeit aber erschien, als bei der Infanterie auch schon Munitionsmangel eingetreten war, eine neue sächsische Brigade auf dem Schlachtfelde und beseitigte durch energisches Eingreifen die drohende Gefahr. Auch die in Bazeilles kämpfenden Bayern, welche sich bereits von überlegenen feindlichen Massen zurückgedrängt sahen, erhielten durch ihre vierte Brigade wirksame Unterstützung.

Um 10 Uhr gelang es auch dem rechten sächsischen Flügel, der hart bedrängt gewesen war, nachdem Unterstützung eingetroffen war, die Franzosen aus Daigny und vollständig auf das westliche Givonneufer zurückzuwerfen; auch auf der Linie La Moncelle-Bazeilles erfolgte ein allgemeines Vorrücken der nun hinreichend verstärkten Sachsen und Bayern auf und neben der Straße nach Balan gegen die nördlich von Bazeilles gelegenen Höhen. Bei diesem Angriffe beteiligten sich bereits preußische Truppen, nämlich die inzwischen eingetroffene Avantgarde des IV. Korps, während die sächsischen und bayrischen Batterien auf den Höhen des linken Givonneufers kräftig mit in den Kampf eintraten. Auf der ganzen Linie wurde der Feind, trotz hartnäckiger Gegenwehr, von dem vorderen Berggrücken vertrieben und durch einzelne Abteilungen bis in die Gegend von Balan verfolgt. Aber erst nach fast siebenstündigem blutigen Ringen gelangten gegen 11 Uhr die Bayern in den vollständigen Besitz von Bazeilles, das fast gänzlich in Flammen stand. Innerhalb des Ortes leisteten aber noch immer die Einwohner sowie die in den Häusern zurückgebliebenen Soldaten heftigen Widerstand, bis auch sie sich gefangengebend mußten.

Das preußische Gardekorps, das bereits in der Nacht seinen Marsch angetreten hatte, war gegen 8 Uhr bei Billers-Cernay, östlich von Givonne, eingetroffen, gegen den letzteren Ort vorgegangen und hatte die Franzosen bis in das Bois de la Garenne zurückgeworfen, während sich die Gardeartillerie gegen die feindlichen Stellungen auf den Höhen des rechten Givonneufers im Anschluß an die sächsische Geschützlinie zu einem großartigen Artilleriekampfe entwickelte. Nachdem Infanterieabteilungen der Garde den Feind auch aus Haybes, südlich von Givonne, vertrieben hatten, war der unmittelbare Anschluß an die Sachsen bei Daigny hergestellt und fast sämtliche Ortlichkeiten im Givonnetal befanden sich im Besitz der Deutschen. Trotzdem versuchten kurz vor Mittag starke, gegen Givonne vorgeschobene französische Schützenschwärme die Gardeartillerie zu beunruhigen, und in den noch unbefestigten südlichen Teil dieses Ortes fuhren sogar zehn feindliche Geschütze und Mitrailleusen ungeachtet des heftigsten Schnellfeuers ein. Die Gardefüßliere aber bereit-

teten den fecken Eindringlingen einen heißen Empfang, und noch ehe die feindlichen Geschütze und Mitrailleusen ihre Geschosse schleudern konnten, befanden sie sich samt Offizieren, Bedienung und Pferden in den Händen der Preußen.

Auch weiter nach Norden zu hatte sich die Garde entwickelt und das bereits im Ardennenwalde an der Straße nach Bouillon gelegene Dorf La Chapelle vom Feinde gesäubert. Eine Gardehusaren Schwadron trabte sogleich durch den Ort und dann in westlicher Richtung weiter durch den



König Wilhelm auf der Höhe von Frénois.

Wald. Jenseit desselben traf sie auf Truppen des XI. Armeekorps, wodurch die erste Verbindung mit der Armee des Kronprinzen von Preußen hergestellt war. Die Gardekavallerie rückte gegen Jilly vor. Der erste Versuch der Franzosen, östlich nach Carignan durchzubrechen, war somit gescheitert.

König Wilhelm war gegen $\frac{1}{2}$ 8 Uhr auf der Höhe südlich von Frénois, am linken Maasufer, eingetroffen; der Kronprinz mit seinem Stabe befand sich seit 6 Uhr auf der Höhe nordöstlich von Piaux, etwa eine Viertelstunde vom Standpunkte des Königs entfernt; weiter östlich auf der Höhe bei Mairy in der Gegend von Douzy beobachtete seit frühester Morgenstunde der Kronprinz von Sachsen den Fortgang der

Schlacht. Gegen etwaige Durchbruchversuche der Franzosen von Sedan her hielt das II. bayrische Korps auf dem linken Maasufer die starke Stellung zwischen Frénois und Wadelincourt mit der 4. Division besetzt. Die 3. Division überschritt den Fluß und nahm, unterstützt von Truppenteilen des IV. preußischen Korps, Besitz von Balan.

Immer fester schloß sich der Ring um das französische Heer. Bereits in der Morgenfrühe waren das V. und XI. Korps sowie die Division der Württemberger bei Donchery über die Maas gegangen, um nach Umgehung des nach Norden vorspringenden Bogens derselben und Durchschreitung des unbefestigten Engpasses von St. Albert die Vereinigung mit der Armee des Kronprinzen von Sachsen zu gewinnen und dem Feinde auch den Rückzug gegen Westen und zugleich den Ausweg auf belgisches Gebiet abzuschneiden. Eine französische Kavallerieabteilung, welche früh 6 Uhr überilly vorgeritten war, hatte von dem Anmarsche der dritten Armee nichts bemerkt; erst eine neue, von General Wimpffen angeordnete Rekognoszierung über St. Menges hinaus führte zu einem Zusammenstoße mit hessischen Husaren, dem Vortrabe des XI. Korps.

St. Menges wurde von Infanterieabteilungen der dritten Armee fast ohne Kampf besetzt, ebenso einige Gehöfte von Floing, aus welchen der Feind mit dem Bajonett vertrieben wurde. Die Artillerie, welcher an diesem denkwürdigen Schlachttage eine Hauptrolle zufiel, hatte schon während des Vormarsches mitten zwischen den Infanteriekolonnen einen Platz eingenommen, welcher es ihr möglich machte, mit den äußersten Spitzen der Infanterie nach dem Schlachtfelde voranzueilen, um dort rechtzeitig eingreifen zu können. Da aber zunächst nur Kavallerie und einige wenige Kompagnien zu ihrer Deckung da waren, bildete sie ein lockendes Ziel für eine Kavallerieattacke. Als die Batterien des XI. Korps sich auf dem Höhenrücken nördlich von Floing zu entwickeln begannen, erfolgte ein Angriff der von dem tapferen General Gallifet befehligten französischen Kavalleriedivision Marguerite, welche auf der Höhe vonilly gehalten hatte. Aber ihr Vorstoß scheiterte an dem Schnellfeuer der rasch herbeieilenden Infanterieabteilungen wie an den Granatgrüßen der bedrohten Geschütze selbst, und unter schweren Verlusten flüchteten sich die feindlichen Reiterscharen eiligst in den Wald von la Garenne. Im Anschluß an die Artillerie des XI. Korps bildete bald auch die des V. Korps eine lange Linie, welche von Floing bis nach Fleigneux reichte, während die Infanterie des XI. Korps sich allmählich über die Höhen zwischenilly und Fleigneux bis gegen die Oivonne ausbreitete; südlich von Fleigneux stieß sie bereits auf französische Wagenkolonnen, Kavallerie- und Artillerieabteilungen, welche nordwärts zu entweichen versuchten. Zahlreiche Fuhrwerke fielen hier in die Hände der Preußen; die französischen

Reiter flüchteten sich zu Fuß in die Waldungen, und ihre Pferde irrten zu Hunderten herrenlos umher. Von der 5. Kompagnie des 87. Regiments wurden acht französische Geschütze, trotzdem sie zwei Kartätschlagen abgaben, erobert. Auf andre längs der belgischen Grenze umherirrende Abteilungen traf die Avantgardenkavallerie des V. Korps, welche versprengtes feindliches Fußvolk angriff, Munitions- und Gepäckwagen erbeutete und auch General Brahaut mit einem Teile seines Stabes gefangen nahm.

Um 12 Uhr bildeten 10 Batterien des V. Korps in Gemeinschaft mit 14 Batterien des XI. eine feuerpeiende Linie von Floing bis an den Ardennenwald, und diese setzte sich bis jenseit der Sisonne durch die bereits in Tätigkeit getretenen Batterien der Gardeartillerie fort. Die Gesamtwirkung dieses Kreuzfeuers, welches sich vorzugsweise gegen die französischen Stellungen auf der Hochfläche von Illy und im Garenner Walde richtete, war geradezu vernichtend. Bald waren die französischen Kanonen und Mitrailleusen teils zusammengeschossen, teils ihrer Bedienungsmannschaften und Bespannung beraubt, viele Munitionskisten flogen, von Granaten getroffen, in die Luft, und die mutlos gewordenen Feinde suchten scharenweise Zuflucht im Gehölz von Garenne.

General von Wimpffen hatte die preußische Vorbewegung von Nordwesten her für einen Scheinangriff gehalten; die wirkungsvolle Artillerieentwicklung aber und die bedrängte Lage Douays, der um Unterstützung bat, belehrte den französischen Oberfeldherrn eines Besseren. Er sandte seinem Waffengefährten die abkömmlichen Teile des I. Korps zu Hilfe, welches gegen die Garde im Kampfe stand. Als er aber das XII. Korps im vollen Rückzuge auf Sedan fand und Balan sowie die Höhen westlich von La Moncelle bereits im Besitze der Deutschen sah, erachtete er es für ratsamer, sein XII. Korps zu unterstützen, und nun mußte Douay an dieses von seinen eignen Truppen abgeben. Diese kreuzten sich südlich vom Walde von Garenne mit den in entgegengesetzter Richtung nach dem Calvaire d'Illy marschierenden Divisionen des I. französischen Korps, und die preußischen Gardebatterien nahmen die Gelegenheit wahr, mitten in die zusammengedrängten Massen einen furchtbaren Hagel von Geschossen zu senden. Die französische Kavallerie geriet durch die einschlagenden Granaten in Verwirrung und durchbrach die Infanteriekolonnen; eine Anzahl Batterien suchten in aufgelöster Flucht Schutz im Walde, und nur mit Mühe vermochte General Douay einige Bataillone zu sammeln, um sie nach der wichtigen Höhe des Calvaire d'Illy vorzuführen, welche durch preußisches Fußvolk von Illy aus bedroht war. Aber alle Vorstöße gegen Illy scheiterten am Widerstande der dort eingedrungenen Preußen. Das Kreuzfeuer der Artillerie war

von so überwältigender Wirkung, daß sich Douay auf der Höhe selbst nicht mehr zu halten vermochte und sie um 2 Uhr räumte. Truppen des XI. preussischen Korps besetzten sie nun und beschossen von hier aus den Wald von Garenne, in dem die Weichenden Schutz gesucht hatten.

Von Norden, Osten und Süden her donnerten 71 deutsche Batterien und sandten ihre sicher treffenden Geschosse gegen das auf einen engen Raum zusammengedrückte französische Heer. Vergebens suchten die hin und her ziehenden Reserve- und Reitermassen Deckung gegen den mörderischen Granathagel; die französischen Batterien und vorderen Infanterieaufstellungen gerieten in Unordnung und ihre Widerstandskraft erlahmte mehr und mehr. Der Ausgang der Schlacht konnte jetzt nicht mehr zweifelhaft sein, und mit Recht durfte oben auf der Höhe von Frénois, von wo aus König Wilhelm dem Fortgang der Schlacht folgte, Kriegsminister von Moos sagen: „So, nun ist der Kessel geschlossen!“

Während dieser Vorgänge um Sedan hatte die württembergische Division im Westen von Donchery bei Dom le Mesnil ihren Übergang über die Maas bewerkstelligt und zur Sicherung ihrer Flanke gegen Mezières Truppenteile in dieser Richtung vorgeschickt. Diese stießen auf Abteilungen des Binoy'schen Korps und hielten dasselbe in Einzelgefechten, die bis in die vierte Nachmittagsstunde dauerten, vom Eingreifen in die Kämpfe um Sedan fern.

Das Douaysche Korps war auf seinem rechten Flügel, der sich von dem Calvaire d'illy nach dem Gehölz von Garenne hatte zurückziehen müssen, gänzlich erschüttert. Der linke Flügel dagegen, die Division Liebert, behauptete sich noch fest auf der schwer zugänglichen Höhe nördlich von Casal. Vorübergehend war es den Franzosen sogar gelungen, in das von nur schwachen Abteilungen besetzte Dorf Floing wieder einzudringen. General von Gersdorff, welcher an Stelle des bei Wörth verwundeten Generals von Bose den Oberbefehl über das XI. Armeekorps führte, wurde hier von einer feindlichen Kugel so schwer verwundet, daß er 14 Tage später verstarb. Aber durch neue Regimenter verstärkt, schritten die Preußen nach 1 Uhr mittags zum allgemeinen Angriff gegen die Höhe. Von Norden und Westen her drang das Fußvolk vor, während die Batterien ihren Granathagel nach der Hochfläche richteten. Diesem energischen Angriffe gegenüber erlahmte die Widerstandskraft der Franzosen mehr und mehr.

Bereits war die Hochfläche von den Preußen erstiegen, General Douay hatte seine letzten Infanteriereserven auf andre Teile des Schlachtfeldes entsenden müssen — jetzt mußte, wie bei Wörth, die französische Reiterei zu retten suchen, was noch zu retten war. Opfermutig stürzte sie sich in

den Kampf. Vom Bois de la Garenne her erschien General Marguerite mit seinen fünf leichten Regimentern (Chasseurs d'Afrique), welchen sich außerdem noch die Lanciersbrigade Savareffe des XII. Korps und mehrere Kürassierschwadronen der Kavalleriedivisionen Bonnemaïns anschlossen. Während diese Reitermasse in westlicher Richtung die Hochfläche zu überschreiten begann, wurde General Marguerite, welcher persönlich zum Rekognoszieren vorausgeritten war, schon vor Beginn der eigentlichen Attacke durch ein Infanteriegeschöß tödlich verwundet. General Gallifet übernahm den Befehl, setzte sich an die Spitze der Division und führte sie der preußischen Infanterie entgegen, welche zu dieser Zeit teils in aufgelösten Schützenlinien den oberen Höhenrand erreicht hatte, teils noch an den steilen Abhängen sich den Weg nach aufwärts bahnte. Das heftige Flankenfeuer der preußischen Batterien und ungünstige Bodenverhältnisse lösten bereits beim Anreiten den inneren Verband der feindlichen Reitermassen. Einzeln und in schon gelichteten Reihen stürmten die Schwadronen unerschrocken gegen die Infanterietrupps vor, welche ihnen in den Weg traten. Diese empfingen den ungestümen Anlauf in fester Haltung und meist hinter schützenden Hecken und Gräben.

In wildem Getümmel wogte der Kampf ungefähr eine halbe Stunde lang an den westlichen Rändern und Abhängen der Hochfläche hin und her. Feindliche Schwadronen brachen der 43. Brigade (vom XI. Korps) gegenüber aus Cazal vor und drangen, ungeachtet des gegen sie gerichteten wirksamen Kartätschfeuers, bis in die Linie der am Höhenrande südlich von Floing abgeprobtten acht Geschütze ein. Die Bedienungsmannschaft mußte mit Wischer und Seitengewehr Widerstand leisten, und der Abteilungscommandeur, Major von Uslar, kämpfte persönlich gegen mehrere Reiter. Doch gelang es der fünften Kompagnie des Regiments Nr. 94 unter Hauptmann von Schellenhübel, den Feind durch kräftiges Feuer zu vertreiben.

Die Schützenlinie der 43. Brigade und die auf ihrem rechten Flügel vorgeschobenen Abteilungen wurden gleichzeitig von Husaren, Kürassieren und afrikanischen Jägern angegriffen und an einigen Stellen auch durchbrochen. Das Schnellfeuer der nachrückenden Kompagnien warf aber die Franzosen auseinander, so daß diese zum Teil an den steilen Hängen des Höhenrückens hinabstürzten.

Zwei Schwadronen des ersten Kürassierregiments war es gelungen, sich durch die preußische Infanterie den Weg nach Gaulier zu bahnen und aus dem Nordausgange des Dorfes gegen die vor demselben aufgestellten zwei Schwadronen des Husarenregiments Nr. 13 überraschend vorzubrechen. Major von Griesheim warf dem Feinde zunächst nur

zwei Züge entgegen; die übrigen führte er eine Strecke weit zurück und nach geschehenem Aufmarsche staffelweise vom rechten Flügel vor, während zugleich die in der Maasniederung aufgestellte Pionierkompagnie und die nächststehenden Infanterieabteilungen ihr Feuer gegen die französischen Kürassiere vereinigten. Diese bogten nun auf Floing aus, doch wurden viele durch die Husaren erreicht und gefangen, andre durch Geschosse niedergestreckt.

Auf dem linken Flügel der preussischen Infanterie waren die Musketierbataillone vom Regiment Nr. 46 ungefähr auf dem halben Hange der Höhe angelangt, als dort ein Angriff französischer Lanciers erfolgte. Er wurde indessen durch das wohlgezielte Feuer von vier preussischen Kompagnien zurückgewiesen. Die feindlichen Reiter warfen sich, nördlich ausbiegend, nach Floing hinein, gerieten aber daselbst in das Feuer einer Kompagnie des Jägerbataillons Nr. 5, welchem sie zum größten Teil erlagen. Auch dieses Bataillon erstieg dann mit Abteilungen der hessischen Regimenter gemischt den steilen Abhang. Von Hecke zu Hecke vorschreitend, hatten sich die Jäger am oberen Rande der Hochfläche eben in einem vom Feinde verlassenen Schützengraben festgesetzt, als ein neuer heftiger Kavallerieangriff stattfand. Er brachte zwar die vorgeschobenen schwachen Infanterieabteilungen zunächst in einige Bedrängnis, aber durch geschickte Bewegungen und wirksames Schnellfeuer wurden schließlich die anstürmenden französischen Reiter überall unter schweren Verlusten zurückgeworfen; einige Abteilungen Kürassiere und Chasseurs entgingen nur mit Mühe der vollständigen Vernichtung. Der mit Ungestüm und Hingebung durchgeführte Angriff der französischen Kavallerie hatte damit auch auf diesem Flügel sein Ende erreicht. Als Opfer deckten zahlreiche tote und verwundete Reiter und Pferde den Kampfplatz; viele, welche den Geschossen entgangen waren, stürzten in die Steinbrüche von Gaulier und fanden dort ihr Grab. Die Überreste suchten Schutz in den Talschluchten des Gehölzes von Garenne.

Außer dem General Marguerite waren auf französischer Seite die Generale Girard und Lilliard gefallen, der General de Salignac Fénelon war verwundet; die am Angriffe beteiligten Regimenter hatten durchschnittlich die Hälfte ihrer Mannschaft verloren. Die preussische Infanterie hatte nur unbedeutende Verluste erlitten; doch waren verhältnismäßig viel Leute, insbesondere Jäger, im Einzelkampfe mit feindlichen Reitern durch Hieb und Stich verwundet.

Das Schicksal des Tages hatte dieser letzte Vorstoß der tapferen französischen Reiter nicht mehr zu wenden vermocht, aber mit gerechtem Stolze, so heißt es in dem preussischen Generalstabswerk über den Krieg von 1870/71, blickt die französische Armee nach den Gefilden von Floing

und Cazal, auf welchen ihre Kavallerie am Tage von Sedan in ruhmvoller Weise dem siegreichen Gegner erlag.

Die zurückgedrängte französische Infanteriedivision leistete noch einmal Widerstand auf dem nächsten Bergrücken, auf welchem sie sich in Schützengraben und Gehöften festgesetzt hatte. Die Regimenter des V. und XI. Korps warfen sie aber aus den Verteidigungsstellungen hinaus, und nachdem das Dorf Cazal in preußischem Besitze war, floh der Feind unter Zurücklassung vieler Gefangenen teils nach dem Garenner Wald, teils nach Sedan. Damit war auf diesem Teile des Schlachtfeldes das blutige Tagewerk vollendet. Wiederholte Durchbruchversuche aus der Festung in nördlicher Richtung wurden mit Leichtigkeit abgewiesen.

General von Wimpffen sah ein, daß er sich um Sedan nicht mehr zu halten vermochte. Er hatte sich schon gegen 1 Uhr nachmittags zu einem abermaligen Durchbruchversuche gegen Carignan entschlossen und den Kaiser schriftlich aufgefordert, „sich in Person an die Spitze der Truppen zu stellen, welche es sich zur Ehre anrechnen würden, ihm den Weg durch das deutsche Heer zu bahnen.“ Der General wartete jedoch vergeblich auf die kaiserliche Antwort, die ihm erst später zuging und das vorgeschlagene Unternehmen als nutzlos ablehnte. Als es mittlerweile 2 Uhr geworden war, sammelte Wimpffen alle verfügbaren Truppen zu dem beabsichtigten Vorstoß. Dieser traf zunächst die Sachsen, welche eben den Rechtsabmarsch nach Illy angetreten hatten; ihre 23. Division sah sich auf dem westlichen Oivonneufer westlich von Daigny unvermutet durch geschlossene Bataillone und Batterien angegriffen. Sie warfen jedoch den Gegner mit Hilfe des linken Flügels des Gardekorps nach hartnäckigem Kampfe bis in das dicht bei Sedan gelegene Dorf Fond de Oivonne zurück und machten dabei auch noch eine große Anzahl Gefangener.

Bereits ließ sich die völlige Umzingelung des französischen Heeres erkennen, und so schlossen sich die Sachsen dem allgemeinen Infanterieangriff auf das Gehölz von Garenne an. Gegen letzteres nämlich hatte, seit der Calvaire d'Illly in deutschen Händen war, die Artillerie ihr Feuer ausschließlich gerichtet, zuerst die in den Lichtungen auftauchenden Truppen beschossen und dann das ganze Gehölz unter Feuer genommen, so daß es schließlich keinen Zufluchtsort darin mehr gab, der vor den preußischen Granaten Schutz bot. Aufgelöst irrten Abteilungen aller Waffen in dem Gehölz umher; die Verwirrung, welche der Geschosshagel anrichtete, vermehrte sich von Minute zu Minute und wurde noch durch die nach den fehlgeschlagenen Vorstößen bei Floing geflüchteten Reiterabteilungen verstärkt. Diesen im Gehölz zusammengedrängten Massen hatten bisher nur vereinzelte Kompagnien des XI. Korps bei Illy unmittel-

bar gegenüberstanden. Aber östlich der Givonne und auf den Höhen von Fleigneux wehrte bereits ein undurchdringlicher Wall deutscher Geschütze, Reiter- und Infanteriemassen dem Durchbruch auf belgisches Gebiet. Nachdem die Artillerie wirksam vorgearbeitet hatte, setzte sich in der dritten Nachmittagsstunde von allen Seiten die deutsche Infanterie gegen den Wald in Bewegung. Von Osten her drangen die Garde und die Sachsen, von Norden und Westen Bataillone des V. und XI. Korps vor. Die Garde, welcher der Hauptangriff zufiel, hatte um den brennenden Pacht Hof Quarimont und andre Ortlichkeiten noch blutige Kämpfe zu bestehen. Weitaus die größere Mehrzahl der während der Schlacht in deutsche Hände gefallenen 21000 unverwundeten Franzosen wurde im Gehölz von Garenne gefangen genommen. Einer Jägerkompagnie vom XI. Korps ergab sich ein ganzes Kavallerieregiment. Wenn die Deutschen auf geschlossene Massen trafen, so kam es allerdings auch vor, daß die bereits gemachten Gefangenen die Gelegenheit zum Entwischen benutzten oder selbst wieder zu den Waffen griffen; sie wurden aber meist wieder aufgebracht oder fielen andern deutschen Truppenteilen in die Hände. Um 5 Uhr war das Gehölz von Garenne bis auf einige Versprengte vom Feinde gesäubert.

Die Bayern unter General von der Tann hatten sich seit 3 Uhr nachmittags darauf beschränkt, ihre Stellung am Nordrande von Balan durch hinhaltendes Feuergefecht zu behaupten. Möglicherweise entwickelten sich vor ihnen feindliche Tirailleurschwärme, hinter welchen starke Kolonnen aus dem Festungstore nachrückten. Von Haus zu Haus wurden die schwachen bayrischen Abteilungen zurückgedrängt, und dazu nahmen die in dem früheren Verlaufe des Gefechts versprengten Franzosen, welche sich in beträchtlicher Anzahl in den Häusern verborgen gehalten hatten, und auch die Einwohner wieder am Kampfe teil. Die hartbedrängten Bayern vermochten dem Massenvorstoße nicht standzuhalten und wandten sich den südöstlichen Ausgängen des Dorfes zu, wodurch dieselben so verstopft wurden, daß die zur Unterstützung herbeieilenden Truppen keinen Durchgang finden konnten. Zu gleicher Zeit erfolgte ein abermaliger Angriffsstoß der Franzosen durch neue Bataillone, und die Bayern gerieten in noch größeres Gedränge.

Als General Wimpffen von einem Rekognoszierungsritt gegen 4 Uhr am südöstlichen Festungstore anlangte, erreichte ihn dort der Befehl des Kaisers, mit den Deutschen in Unterhandlung zu treten. Der General jedoch weigerte sich dessen und ließ die in Sedan bereits aufgezugene weiße Fahne wieder herabnehmen, weil er den Durchbruch auf Cagnan noch immer für möglich hielt. Das gerade jetzt die nutzlosen Reihen der Franzosen durchlaufende Gerücht, Marschall Bazaine sei mit der

Rheinarmee von Metz eingetroffen, fachte eine Zeitlang deren Mut von neuem an. Mit rasch gesammelten Bataillonen und Geschützen warf sich der Oberfeldherr nach Balan hinein und vervollständigte den dort bereits errungenen Erfolg, der die Bayern zum Rückzuge zwang. Nun aber überschütteten die bayrischen sowie die preussischen Batterien des IV. Korps von den Höhen aus Balan mit Granatfeuer. Gar rasch schmolzen unter der Wirkung desselben die Reihen der Feinde, welche diesen Ort besetzt hielten. General Wimpffen sah, daß hier weiteres Blutvergießen eine Wendung zum Bessern nicht mehr herbeizuführen vermochte, und als ihm gleichzeitig aus der Hand des Generals Lebrun der erneute Befehl des Kaisers zukam, mit den Deutschen Unterhandlungen anzuknüpfen, glaubte er das Zeichen zum Rückzuge geben zu sollen. Die Bayern und Teile vom IV. preussischen Korps ergriffen wieder Besitz von Balan und drangen bis zum Festungsglacié vor, wo sie sich in den nächsten Häusern und Gärten einnisteten und das von der Festung aus unterhaltene Feuer erwiderten.

König Wilhelm ließ um 4 Uhr nachmittags, zur Beschleunigung der Kapitulation und um dadurch dem deutschen Heere weitere Opfer zu ersparen, die gesamte auf dem linken Maasufer verfügbare bayrische Artillerie unter Heranziehung der württembergischen Batterien ihr Feuer auf Sedan vereinigen. Bald dröhnten die ersten Schüsse; der Feind beeilte sich zu antworten, aber ohne irgendwelchen Schaden anzurichten, denn seine Granaten explodierten meist zu früh; auch wurde in der Regel schlecht getroffen, und humorvoll begrüßte der kommandierende Hauptmann einer bayrischen Batterie die unschädlich vorüberausenden Geschosse stets mit den verbindlichen Worten: „Hob die Ehr', Herr Kamerad!“

Dagegen stiegen fast nach jedem dritten Schusse, welcher gegen die Festung abgegeben wurde, aus irgendeinem Gebäude Rauch und Qualm empor, welchen bald rote Flammen folgten. Gegen 4³/₄ Uhr entzündete eine bayrische Brandgranate ein mit Stroh gefülltes Magazin; links von der Kirche stieg eine schwarze Wolke auf, und wenige Sekunden darauf lohnte die feurige Glut empor. Um diese Zeit rückte eine bayrische Jägerkompagnie über Torcy gegen das Festungstor heran und wollte eben die Palissaden übersteigen, als der Feind die weiße Fahne aufzog und sein Feuer einstellte.

Der blutige Kampf auf den Höhen um Sedan, so heißt es im deutschen Generalstabswerke, lag sichtlich in seinen letzten Zuckungen, und auf einigen Stellen fand schon ein friedlicher Verkehr der beiderseitigen Vortruppen statt. Der König befahl nun dem Oberstleutnant von Bronsart und dem Hauptmann von Winterfeld vom General-

stabe des großen Hauptquartiers, den französischen Oberbefehlshaber zur Übergabe der Armee und der Festung aufzufordern. Diese Offiziere wurden am Eingangstore von Torcy durch den Platzkommandanten empfangen, und der Erstgenannte betrat darauf die von Haufen Kampfesmüder Soldaten gefüllten Straßen. Man führte ihn nach dem Gebäude der Unterpräfektur vor den Kaiser Napoleon, von dessen persönlicher Anwesenheit in Sedan das deutsche Hauptquartier bis dahin in Unkenntnis geblieben war.

Der Kaiser war eben damit beschäftigt gewesen, in einem eigenhändigen Schreiben an den König von Preußen seiner hoffnungslosen Lage Ausdruck zu geben. Er erklärte dem Oberstleutnant von Bronsart, welcher die Absendung eines mit Vollmacht zum Unterhandeln versehenen höheren französischen Offiziers beantragte, daß General Wimpffen an Stelle des verwundeten Marschalls Mac Mahon den Oberbefehl führe. Mit dieser Antwort begab sich der preussische Generalstabsoffizier wieder zu dem Könige; gleichzeitig entsandte der Kaiser den General Graf Reille, um das eben erwähnte Schreiben zu überreichen.

Inzwischen war die weiße Flagge in Sedan aufgezogen worden, und das Feuer auf der ganzen Schlachtlinie allmählich verstummt. Der König, der auch den Kronprinzen nach der Höhe von Frénois berufen ließ, damit er an den zu erwartenden Verhandlungen teilnehme, empfing daselbst durch den französischen General den Brief des Kaisers, welcher nur folgende Worte enthielt: „Nachdem es mir nicht vergönnt war, in der Mitte meiner Truppen zu sterben, bleibt mir nichts übrig, als meinen Degen in die Hände Ew. Majestät zu legen.“

Da sich hiernach der Kaiser nur für seine Person als Gefangener ergab und General Reille erklärte, daß er zu weiteren Verhandlungen nicht ermächtigt sei, so antwortete der König folgendermaßen: „Indem ich die Umstände, unter denen wir uns begegnen, bedaure, nehme ich den Degen Ew. Majestät an und bitte Sie, einen Offizier zu bevollmächtigen, um über die Kapitulation der Armee zu verhandeln, welche sich so brav unter Ihrem Befehle geschlagen hat. Meinerseits habe ich den General von Moltke hierzu bestimmt.“

Die Kunde von den Vorgängen auf der Höhe bei Frénois verbreitete sich mit Blitzesschnelle in den Reihen des siegreichen Heeres rings um Sedan und rief überall den lautesten Jubel hervor. Im Hinblick auf die außerordentliche Bedeutung des eben errungenen Waffen-erfolges traten ruhigere Betrachtungen vorerst in den Hintergrund; viele Herzen erfüllte die zuversichtliche Hoffnung auf einen unmittelbar bevorstehenden ruhmvollen Friedensschluß, und der Gedanke an die baldige Rückkehr in die Heimat schwellte die Herzen.



General Meille überbringt dem König Wilhelm den Brief des Kaisers Napoleon am 1. September 1870.
Zeichnung von H. Knötel.

General Reille brachte das Antwortschreiben des Königs nach Sedan. König Wilhelm und die Kronprinzen von Preußen und von Sachsen begaben sich wieder in ihre Hauptquartiere nach Vendresse, Chémery und Mouzon.

Zu Donchery begannen noch am späten Abend die Kapitulationsverhandlungen. Als deutscher Bevollmächtigter hatte sich General von Moltke in Begleitung des Generalquartiermeisters von Podbielski und des Generalstabes dorthin begeben; auf Befehl des Königs wohnte auch der Bundeskanzler Graf Bismarck der Besprechung bei, welche Rittmeister Graf Rostig an Ort und Stelle stenographierte. Von französischer Seite war infolge nochmals ergangener Aufforderung General Wimpffen mit mehreren Offizieren erschienen, unter ihnen General Castelnau, der mit Vertretung der Interessen des Kaisers beauftragt zu sein schien, während der Oberbefehlshaber lediglich für die Armee verhandelte.

Schon auf dem Wege nach Donchery hatten Graf Bismarck und General von Moltke sorgfältig erwogen, inwieweit es möglich sein werde, den nach tapferem Widerstande überwundenen Gegner zu schonen. Man blieb sich jedoch hierbei bewußt, daß man angesichts des leicht beweglichen Charakters der Franzosen nicht eine zu weitgehende Großmut üben und dieser das eigne militärische Interesse opfern dürfe. General von Moltke forderte daher vor allem Niederlegung der Waffen und Kriegsgefangenschaft der französischen Armee. General Wimpffen erklärte hierauf, unter so harten und die Ehre des französischen Volkes verletzenden Bedingungen den Abschluß einer Kapitulation nicht verantworten zu können; er machte den Vorschlag, man möge den Truppen das Versprechen abnehmen, in diesem Kriege nicht mehr gegen Deutschland zu dienen, und sie dann in ihre Heimat entlassen. Bei aller Geneigtheit des deutschen Bevollmächtigten, dem militärischen Gefühl des Gegners Rechnung zu tragen, stand aber bei diesem die Überzeugung fest, daß moralische Verpflichtungen hier nicht ausreichten, daß es vielmehr eines wirklichen Pfandes bedürfe, um das Ergebnis des errungenen Waffenerfolgs im Interesse Deutschlands dauernd zu sichern. General von Moltke erklärte daher, an einer bedingungslosen Kapitulation unabänderlich festhalten und dieselbe im Weigerungsfalle am nächsten Morgen mit den Waffen erzwingen zu müssen. Es wurde dem General Wimpffen ausdrücklich gestattet, durch Besichtigung der Stellungen des deutschen Heeres sich von der Nutzlosigkeit des ferneren Widerstandes zu überzeugen.

Der Bundeskanzler Graf von Bismarck trat jenen Ausführungen des Generalstabchefs bei. Den französischen Gegenvorschlag bezeichnete er als vollkommen unannehmbar, weil bei den augenblicklich so unsicheren Zuständen im Lande eine neue Regierung sich bilden könne, welche dann

unter Nichtachtung des hier etwa geschlossenen Vertrags die ganze Bevölkerung zu den Waffen rufen werde, wie es auch im Jahre 1793 geschehen sei. Frankreich, welches im Laufe der letzten Jahrhunderte wohl an zwanzigmal ohne triftigen Grund den Krieg nach Deutschland getragen habe, werde auch diese Niederlage zu rächen suchen. Deutschland bedürfe daher sicherer Bürgschaft, um endlich in Frieden mit seinem unruhigen Nachbar leben zu können.

General Wimpffen bat nunmehr um Bewilligung eines 24stündigen Waffenstillstandes, damit er innerhalb dieser Frist mit den übrigen französischen Generalen zu einem Kriegsrat zusammentreten könne.

General von Moltke lehnte aber auch dieses Ansinnen ab und kündigte schließlich für den Fall, daß die von ihm gestellten Bedingungen bis 9 Uhr morgens nicht angenommen wären, den Wiederbeginn der Feindseligkeiten an.

Um 1 Uhr nachts wurden die Verhandlungen abgebrochen, ohne zu einem bestimmten Ergebnis geführt zu haben, und die französischen Bevollmächtigten begaben sich nach Sedan zurück. Da es indessen keinem Zweifel unterlag, daß die besiegte und fest umschlossene Armee sich den gestellten Bedingungen werde fügen müssen, so wurde der Wortlaut der letzteren noch im Laufe der Nacht vom Generalstabe des großen Hauptquartiers aufgesetzt.

Zur Fortsetzung der Verhandlungen erschien am 2. September morgens nicht der französische Oberbefehlshaber, sondern Kaiser Napoleon in Person, wiewohl er nach seiner am vorigen Tage abgegebenen Erklärung zum Abschlusse einer Kapitulation nicht mehr berechtigt sein konnte. Der Kaiser war in Begleitung einiger Offiziere seiner nächsten Umgebung in aller Frühe von Sedan nach Donchery aufgebrochen und hatte gleichzeitig durch General Reille den Grafen Bismarck um eine Unterredung ersuchen lassen.

Graf Bismarck ließ zurückmelden, daß er sich beeile, ihm entgegenzukommen. Er schwang sich in den Sattel und befand sich nach kurzem Ritt auf der Landstraße, etwa halben Weges zwischen Donchery und Sedan, dem Kaiser gegenüber. Letzterer saß in einem offenen Wagen mit drei höheren Offizieren, während drei andere nebenher ritten. Einige derselben waren Bismarck persönlich bekannt. Am Wagen des Kaisers angekommen, stieg der Graf vom Pferde und fragte den Kaiser nach seinen Wünschen. Napoleon verlangte den König persönlich zu sprechen. Durch Bismarck auf die 22 km weite Entfernung des Hauptquartiers in Vendresse aufmerksam gemacht, erkundigte er sich, ob und in welcher Weise darüber bereits bestimmt sei, wohin er sich als Kriegsgefangener begeben solle, und welches Bismarcks Meinung darüber sei. Letzterer,

auf diese Frage nicht vorbereitet, entgegnete, daß er in völliger Dunkelheit nach Donchery gekommen, daß ihm die Gegend unbekannt sei und daß er dem Kaiser daher nichts zur Verfügung stellen könne als das von ihm bewohnte Haus, welches er sogleich räumen werde. Napoleon nahm dies an und fuhr im Schritt gegen Donchery, Bismarck ritt daneben.



Begegnung Bismarcks mit Napoleon bei Sedan.

Unterwegs mochten aber dem Kaiser Bedenken aufsteigen, sich als Gefangener in dem kleinen Städtchen zu zeigen. Einige hundert Schritte vor der Brücke, die über die Maas nach dem Städtchen führt, ließ er vor dem einsam gelegenen, ärmlich aussehenden Hause eines armen Webers halten und fragte, ob er nicht dort absteigen dürfe. Graf Bismarck ließ das Haus näher in Augenschein nehmen. Auf die Meldung, daß die inneren Räume eng und die Einrichtung dürftig, das Haus aber von Verwundeten frei sei, stieg der Kaiser aus und forderte Bismarck auf, ihm

hineinzufolgen. Der Kaiser begab sich darnach ins Freie und lud den Grafen ein, sich vor der Thür des Hauses neben ihn zu setzen. Napoleon beklagte das Unheil des Krieges; ihn selbst aber treffe im Grunde die Verantwortung vor dem Richterstuhle der Geschichte nicht. Er erklärte, daß er persönlich den Krieg nicht gewollt habe, sondern durch den Druck der öffentlichen Meinung Frankreichs dazu genötigt worden sei.

Bismarck schreibt über diese denkwürdige Begegnung an seine Gemahlin:

„Ich stieg mit dem Kaiser eine gebrechliche enge Stiege hinauf. In einer Kammer von 10 Geviertfuß mit einem Tische aus Fichtenholz und zwei Binsenstühlen saßen wir eine Stunde, die andern waren unten. Ein gewaltiger Kontrast mit unserm letzten Beisammensein 1867 in den Tuileries. Unsre Unterhaltung war schwierig, wenn ich nicht Dinge berühren wollte, die den von Gottes gewaltiger Hand Niedergeworfenen schmerzlich berühren mußten. Ich hatte Offiziere aus der Stadt holen und auch Moltke bitten lassen, zu kommen. Wir schickten dann einen der ersteren auf Rekognoszierung und entdeckten eine halbe Meile davon in Frénois ein kleines Schloß mit Park. Dorthin geleitete ich ihn mit einer inzwischen herangeholten Eskorte vom Leibkürassierregiment, und dort schlossen wir mit dem französischen Obergeneral Wimpffen die Kapitulation“...

„Graf Bismarck richtete“, erzählt das Generalstabswerk weiter, „an den Kaiser die Frage, ob er zu Friedensverhandlungen geneigt sei, erhielt aber die Antwort, daß er sich dieserhalb an die Regentschaft in Paris wenden müsse. Da unter solchen Umständen die Sachlage ihren rein militärischen Charakter behielt und lediglich von diesem Standpunkte aus behandelt werden mußte, so wurde General von Moltke zur weiteren Verhandlung mit dem gefangenen Kaiser entboten, welcher letztere nunmehr den Wunsch aussprach, daß die französische Armee auf belgisches Gebiet übergeführt werden möge. Der deutsche Generalstabschef vermochte hierauf nicht einzugehen, und er begab sich auf den Weg nach Bredresse, um dem König über den Verlauf der Verhandlungen mit dem französischen Oberfeldherrn zu berichten. Inzwischen hielten sich die deutschen Truppen zur Wiederaufnahme des Kampfes bereit; die Artillerie stand schußfertig in ihren Stellungen. Da von französischer Seite noch immer kein Bevollmächtigter erschien, so wurde Hauptmann Zingler vom Generalstabe des großen Hauptquartiers in Begleitung des Generals Reille nach Sedan entsendet, um dem General Wimpffen mitzuteilen, daß die Feindseligkeiten um 10 Uhr vormittags wieder beginnen würden, falls bis dahin das Zustandekommen der Kapitulation nicht gesichert sei.

Der französische Oberbefehlshaber weigerte sich dennoch, die Verhandlungen wieder aufzunehmen, indem er sich auf eine Weisung des Kaisers berief, die Festung vor dessen beabsichtigter Unterredung mit dem Könige nicht zu verlassen. Als indessen der Hauptmann erklärte, daß er in diesem Falle den Auftrag habe, auf seinem Rückwege den vor Sedan befindlichen deutschen Truppen Befehl zum Feuern zu überbringen, ließ Wimpffen seine Bedenken schwinden und entschloß sich endlich zum Aufbruch.“

In den Reihen des französischen Heeres hatte seit dem Abend des 1. September die Entmutigung begreiflicherweise zugenommen; von Stunde zu Stunde lockerten sich in immer höherem Grade die Bande des Gehorsams. Zahlreiche Offiziere und Mannschaften aus Sedan erschienen bereits bei den deutschen Vorposten, um sich diesen zu ergeben; man mußte sie zurückweisen, weil ihr Geschick von dem der übrigen nicht getrennt werden durfte.

Unter solchen Umständen traten die französischen Bevollmächtigten von neuem in die Verhandlungen ein. Mittlerweile war General von Moltke um 9 Uhr morgens auf dem Wege nach Vendresse dem Könige begegnet, welcher die ihm vorgetragenen Kapitulationsbedingungen durchaus genehmigte und zugleich erklärte, daß er nur im Falle der Unterzeichnung derselben zu einer Unterredung mit dem Kaiser bereit sei. Nachdem General von Moltke mit dieser Entscheidung im Schlosse Bellevue bei Frénois eingetroffen war, erfolgte dort um 11 Uhr ohne ferneren Widerspruch die Unterzeichnung der Kapitulation auf der am vorigen Abend von deutscher Seite aufgestellten Grundlage. General von Wimpffen mußte erkennen, daß seine Armee, bei ganzlichem Mangel an Lebensmitteln und Munition und angesichts der sie umgebenden weit überlegenen Streitkräfte, kaum noch widerstandsfähig sei, daß eine Fortsetzung des Kampfes daher nur zu nutzlosen Opfern führen könne. Mit Tränen in den Augen setzte Wimpffen seinen Namen unter das inhaltschwere Schriftstück.

Der Hauptinhalt des Abkommens war folgender:

Die französische Armee wurde für Kriegsgefangen erklärt. In Anerkennung ihrer tapferen Verteidigung sollten aber die Offiziere hiervon ausgenommen sein, auch ihre Waffen und sonstiges Eigentum behalten, vorausgesetzt, daß sie sich durch schriftliches Ehrenwort verpflichten würden, bis zur Beendigung des Krieges weder gegen Deutschland zu kämpfen, noch in anderer Weise gegen dasselbe tätig zu sein. Die zur Abgabe eines solchen Versprechens nicht geneigten Offiziere und sämtliche Kriegsgefangenen Mannschaften sollten, regimenterweise geordnet, spätestens am 3. September nach der von der Maas umflossenen Halbinsel nordwestlich der Festung geführt und bei Igé von deutschen Bevollmächtigten

übernommen werden. Nur die Ärzte hatten bei den Verwundeten zu verbleiben. Alles Zubehör der Armee an Waffen und Geschützen, Ablern und Fahnen, Pferden und Fahrzeugen, Kriegskassen und Munition war unverzüglich, die Festung Sedan in ihrem gegenwärtigen Zustande spätestens am Abend des 2. September zu übergeben.

Als der Abschluß dieser denkwürdigen Kapitulation dem Könige gemeldet wurde, welcher mit den deutschen Fürsten und einem zahlreichen Gefolge auf der Höhe von Frénois eingetroffen war, richtete dieser unter dem mächtigen Eindrucke des hier sich vollziehenden weltgeschichtlichen Ereignisses an die um ihn Versammelten tiefgefühlte Dankesworte zur Mitteilung an alle Teile des deutschen Heeres, daran die zuversichtliche Hoffnung auf eine glückliche Zukunft knüpfend. Darauf begab sich der königliche Heerführer, vom freudigen Zurufe der Truppen begleitet, nach Schloß Bellevue, wo mittlerweile auch Kaiser Napoleon eingetroffen war. Ein bayrisches Bataillon bildete die Ehrenwache.

Die Begegnung unter so außergewöhnlichen Umständen hatte das Herz des siegreichen Monarchen mit hohem Ernst erfüllt. Er empfing seinen kaiserlichen Gefangenen, ohne ihm Vorwürfe zu machen oder ihm gar Demütigungen aufzuerlegen; in kurzem, schonungsvoll geführtem Gespräch nahm er die Wünsche des Überwundenen entgegen.

Der Kaiser suchte auch bei seiner Zusammenkunft mit dem König sich als schuldlos am Kriege hinzustellen; König Wilhelm ging jedoch auf solche Erörterungen nicht ein und traf nur noch die nötigen Bestimmungen für den künftigen Aufenthalt Napoleons.

Hierauf setzte sich der König wieder zu Pferde und beritt mit seinem Gefolge bis tief in die Nacht hinein das ausgedehnte Schlachtfeld, um die Truppen in ihren Bivaks zu begrüßen. Überall tönnten ihm Jubelrufe entgegen, welche freundlich ernst erwidert wurden — der Anblick des Kampfplatzes mischte einen Tropfen Wehmut in das Hochgefühl des errungenen Sieges. Der Verlust auf deutscher Seite war zwar mit dem früherer Schlachten nicht zu vergleichen, aber dennoch lagen wieder Tausende deutscher Soldaten starr und kalt auf der Walstatt. Die Bayern hatten allein 213 Offiziere und 3876 Mann verloren, der Verlust der übrigen Teile der dritten sowie der Maasarmee betrug 250 Offiziere und gegen 4600 Mann. Der Gesamtverlust der Franzosen durch die Schlacht und Kapitulation stellte sich folgendermaßen:

In der Schlacht verwundet und gefallen . . .	17 000 Mann
Während der Schlacht gefangen . . .	21 000 "
Infolge der Kapitulation kriegsgefangen . . .	83 000 "
In Belgien entwaffnet . . .	3 900 "

Gesamtverlust: 124 000 Mann.

Außerdem fielen 1 Adler, 2 Fahnen, 419 Feldgeschütze und Mitrailleusen, 139 Festungsgeschütze, 1072 Fahrzeuge aller Art, 66 000 Gewehre und 6000 noch brauchbare Pferde in die Hände der Sieger.

Von der ganzen in Paris und Chalons seinerzeit neuaufgestellten Streitmacht stand nur noch das Korps Vinoy im Felde, welches von Mezières aus zum Teil mit der Eisenbahn seinen Rückzug nach Paris noch hatte bewerkstelligen können.

Das sich meilenweit erstreckende Schlachtfeld von Sedan mit den zahlreichen namentlich durch Granaten zerrissenen Leichnamen bot noch lange ein erschreckendes Bild des Jammers. Ungeachtet des unermüdblichen Eifers der Krankenträgerkompagnien und der freiwilligen Sanitätsabteilungen gelang es denselben doch nicht, alle Verwundeten rechtzeitig aus dem in Strömen niederfallenden Regen zu schaffen. Bis an die belgische Grenze zeigten sich die Spuren des Kampfes, überall waren die Wege mit Toten, Waffen und Ausrüstungsgegenständen besäet.

Auf offenem Felde hatten geflüchtete Dorfbewohner armselige Hütten gebaut. Einen besonders schrecklichen Anblick bot Bazeilles: nur wenige Häuser waren so erhalten, daß man an ihrer Vorderseite noch ein Schild oder eine Inschrift zu erkennen vermochte; die Mehrzahl bildete rauchende Trümmerhaufen, zwischen denen verbrannte Leichen lagen. Gebälk und Baumstämme, deren Wipfel Granaten abgerissen hatten, versperrten den Weg.

Auch Stadt und Festung Sedan boten ein Bild des Krieges und seiner Schrecken. Zwar waren nur in wenige Häuser die verheerenden Geschosse geflogen, aber Verwüstungen andrer Art fanden sich doch in jeder Straße vor; in Verwesung übergehende Pferdekadaver lagen allerorten, menschliche Leichen in großer Anzahl in den Festungsgräben und in den Straßen. Auf den Schlachtfeldern machten in den ersten Tagen nach dem Kampfe Tausende von herrenlosen Pferden die Gegend unsicher und richteten namentlich in den Bivaks wiederholt Verwirrung an. Erst nach und nach gelang es, eine ganze Herde zu sammeln; viele derselben waren verwundet und übel zugerichtet, und manches edle Tier mußte durch das tödende Blei von seinen Qualen befreit werden.

Eigentümliches Leben brachten die von früh bis abends fortziehenden Gefangenenskolonnen in die Stille der Totenfelder. Man hatte das über 100 000 Menschen zählende Heer der Gefangenen, für deren Ernährung zu sorgen nicht geringe Mühe machte, zunächst auf der von der Maas umschlossenen Halbinsel Iges versammelt; zwei Armeekorps mußten die Bewachung und Begleitung auf dem Transport übernehmen. Die Bayern und das XI. preußische Korps bildeten die Eskorte der großen Armee,

welche truppweise ihren „Spaziergang nach Berlin und Umgegend“ anzutreten gezwungen war.

Sie boten ein seltsames Schauspiel, diese langen Kolonnen unbewaffnet dahin marschierender französischer Truppen — und welche einen Gegensatz bildeten diese verkommenen Leute zu den zuerst eingebrachten französischen Gefangenen nach den Siegestagen vom 4. und 6. August! Ein jeder dieser 2000 Mann starken Züge wurde von Kavalleristen, mit der Pistole in der Hand, eröffnet, dann folgte Infanterie, welche die Gefangenen umzingelte, die vielfach zerlumpt und schmutzig dahinschlotterten; namentlich war dies der Fall bei den Turkos und Zuaven, welche die Köpfe in rote Pferdedecken gehüllt hatten oder Fuhrmannskittel trugen u. dergl. mehr. Sie marschierten so lässig dahin, daß die den Schluß jeder Kolonne bildende Infanterie und Kavallerie häufig Gebrauch von Kolben und Säbel machen mußte, um sie in Zucht und Ordnung zu halten und nur vorwärts zu bringen. Man brachte sie nach Pont-à-Mousson, wo sie von der Einschließungsarmee von Metz übernommen und nach den verschiedensten Teilen von Deutschland weiter geführt wurden.

In Strömen floß der Regen nieder und der Wind fegte über die blutigen Schlachtfelder, als am 3. September eine stattliche Wagenreihe unter der Eskorte einer Schwadron schwarzer Husaren durch Donchery zog. Es war der tiefgefallene französische Machthaber, der in deutsche Gefangenschaft abgeführt wurde. König Wilhelm hatte großmütig dem gestürzten Imperator das reizende Schloß Wilhelmshöhe zum Wohnsitz angewiesen, wo einst des ersten Napoleon heiterer Bruder Jérôme als König von Westfalen gar lustig sein Leben verbrachte. —

In Nord und Süd von Deutschland kam man aus dem Siegesjubel nicht heraus. Seit Wochen war ja eine Freudenbotschaft der andern gefolgt, und fast ununterbrochen sah man die deutschen und preußischen Fahnen flattern. Als aber die Siegesnachrichten von Sedan anlangten, da zeigte sich in noch nicht geschauter Pracht der reichste Fahnenwald zu Ehren deutscher Tapferkeit und Tapferkeit. Der Jubel wollte kein Ende nehmen, und tagelang prangten die Städte im buntesten Schmuck. Überall begegnete man heiteren Gesichtern; die Schuljugend nahm teil an der Feier des Tages, und mit den Rufen: „Er ist gefangen!“ und „Mac Mahon, Mac Mahon, Friße kommt und hat ihm schon!“ eilte sie zur Schule.

In Berlin bildete natürlich das königliche Palais den Mittelpunkt aller Kundgebungen, welche von der Königin Augusta in herzlichster Weise entgegengenommen wurden. Im Schloßhofe standen seit Tagen bereits erbeutete französische Geschütze, unter denen namentlich die Mitrailleusen mit ihrer Menge von Kugelläufen das allgemeinste Interesse erregten. Der heutige Tag zog aufs neue Tausende von Schaulustigen in ihre Nähe;

gar mächtig war der Eindruck, als die versammelte Menge angesichts der neuesten französischen Mordwaffen die „Wacht am Rhein“ anstimmte. Der Jubel erreichte seinen Höhepunkt Unter den Linden vor dem Standbilde Friedrichs des Großen, als ein strammer Schuhmachergefelle zu dem „Alten Fritz“ hinaufkletterte, einen Lorbeerkranz ihm auf das Haupt drückte und eine deutsche Fahne an dem Arme befestigte, welche weit über den Kopf des Reiters und sein Roß hinausflatterte und ein endloses Hurrageschrei hervorrief. Die Königin, welche Zeugin dieses mit Lebensgefahr vollbrachten Kletterstückes gewesen war, ließ den jugendlichen Waghals zu sich ins Palais kommen, aus welchem der Glückliche bald darauf mit einer vergoldeten, mit dem Brustbilde des Königs gezierten Tasse und drei funkelnden Goldstücken freudestrahlend zurückkehrte. Sein Beispiel hatte unterdessen Nachahmung gefunden, und bald wimmelte das Postament von lustigen Zungen und von bunten Fahnen, welche keck den Helden des 18. Jahrhunderts und dessen Generale, Staatsmänner und Gelehrte am Fußgestelle des Denkmals umflatterten.

Deputationen aus allen Schichten der Bevölkerung zogen nach dem königlichen Palais; auf den Plätzen und in allen Straßen wogten fröhliche Menschen auf und ab und sangen: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein“ — „Was ist des Deutschen Vaterland?“ — „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?“ — „Sie sollen ihn nicht haben, den freien, deutschen Rhein“. Alle Empfindungen drängten sich indes zusammen in dem hohen Liede: „Nun danket alle Gott“, das von einer ungeheuren Menschenmenge vor dem Königspalais angestimmt wurde und die Tagesfeier beschloß.

An den Fenstern und Häuserfronten herrschte inzwischen rührige Tätigkeit; überall zeigten sich die Vorbereitungen zu einer glänzenden Beleuchtung. Und als der Abend hereinbrach, schwamm Berlin in einem einzigen Lichtmeere. Ernste und heitere Sinnsprüche erglänzten in Flammenschrift auf Transparenten. Unter vielen sei hier nur eines erwähnt; an einem Hause war zu lesen:

Sagt an, was jezt des Jubels Schall
Verkündet fröhlich überall?
Es klingt als wie ein Märchen gar,
Und dennoch ist es wörtlich wahr,
Was lachend man erzählt ringsum:
Er kraucht nicht mehr im Busch herum!

Vor dem Hause des „Vater“ Wrangel hatte sich eine große Menschenmenge eingefunden. Da ging es laut und stürmisch her. Die Belagerer des Palais ruhten nicht eher, als bis der greise Feldherr auf dem Balkon erschien und die immer mehr anwachsende Menge mit kräftiger Stimme zu einem Hoch auf den Monarchen aufforderte: „Der König, der den

Kaiser Napoleon geschlagen und ihn gefangen genommen hat, er lebe hoch!“ Donnernd stimmte die Versammlung in diesen Ruf wie in den zweiten, welcher die Königin hochleben ließ, ein. —

„Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!“ das waren die letzten Worte der Siegesdepeſche König Wilhelms an die Königin gewesen. Und in der That, diese Wendung war erhebend, erschütternd und vernichtend zugleich. Noch wenige Wochen zuvor erging sich das mächtige Frankreich, mit seinem gefürchteten Kaiser an der Spitze, in prahlerischen Reden, noch vor Monatsfrist feierte es einen erbärmlichen Sieg seiner ruhmgekrönten Armee gegen wenige Kompagnien — vier Wochen später ist die „ruhmreiche“ Armee zertrümmert, teils hinter Festungsmauern eingeschlossen, teils gefangen nach Deutschland abgeführt, ihr Kaiser an die Gnade des Mannes gewiesen, welcher von ihm und seiner Nation so schwer beleidigt worden war — — der gesamte kaiserliche Bau ist zerborsten, zusammengestürzt. Wahrlich — Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!

Das waren überwältigende Tatsachen, da zeigte sich das Weltgericht in der Weltgeschichte! Auf den Trümmern fränkischer Größe erblühte ein neues, starkes Deutsches Reich, auf den Schlachtfeldern Frankreichs feierte es seine endliche Wiederauferstehung. Diese Errungenschaften waren es, welche den Jubel in allen Gauen anfachten und alle deutschen Herzen begeistert aufschlagen ließen.

Im preußischen Hauptquartier hatte König Wilhelm noch einmal vor dem Marsch nach Paris seine wackeren Mitkämpfer und Berater zur Mittagstafel versammelt. Freudig ließ er das Auge über die Heldengestalten gleiten, und mit leuchtendem Blicke ergriff er das Glas und brachte folgenden Trinkspruch aus: „Wir trinken heute aus Dankbarkeit auf das Wohl meiner braven Armee. Sie, Kriegsminister von Moos, haben unser Schwert geschärft; Sie, General von Moltke, haben es geleitet, und Sie, Graf von Bismarck, haben seit Jahren durch die Leitung der Politik Preußen auf seinen jetzigen Höhepunkt gebracht. Lassen Sie uns also auf das Wohl der Armee, der drei von mir Genannten und jedes einzelnen unter den Anwesenden trinken, der nach seinen Kräften zu den bisherigen Erfolgen beigetragen hat.“ — —

Die Landmacht des Feindes war zum größten Teile aufgerieben und vernichtet. Der Friede schien nahe bevorstehend. Alle Welt hoffte aus blutiger Saat herrliche Früchte, dauernde Wohlfahrt für Deutschland, den Frieden für ganz Europa emporsprießen zu sehen. Solange aber dieser Friede nicht gesichert und besiegelt war, hieß es: Eifrig Wacht halten, sich vorsehen, getreulich zusammenstehen und der Worte des Dichters eingedenk bleiben: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr.“

Zwanzigster Abschnitt.

Auf hoher See.

Kreuz- und Quersfahrten der französischen Flotte.

Inmitten all des Jubels über die auf französischem Boden errungenen glänzenden Siege und Erfolge war man indessen einer andern Sorge noch nicht ledig geworden. Es gab nicht wenige, welche noch immer unter Befürchtungen nach den deutschen Meeresküsten schauten; sie zweifelten, daß es unsrer verhältnismäßig schwachen Flotte gelingen würde, von unsern Gestaden und den Flußmündungen einen weit überlegenen Feind zurückzuseuchen und diesem auf offenem Meere standzuhalten. War es auch nicht zu leugnen, daß die norddeutsche Marine gerade in den letzten Jahren ganz außerordentliche Fortschritte gemacht hatte und daß sie vorzüglich organisiert und trefflich geführt war, daß auch der Geist, der ihre Bemannung beseelte, nichts zu wünschen übrig ließ: so war sie doch der feindlichen Seemacht durchaus nicht gewachsen. Frankreich hatte seit Jahrzehnten mit Umsicht und großen Kosten seine Seemacht auf einen solchen Stand gebracht, daß selbst England nicht ohne Besorgnis auf den gefährlichen Nachbar hinzublicken vermochte. War es daher ein Wunder, wenn bange Sorgen im Herzen vieler Deutschen Raum gewannen?

Zur Beruhigung der Küstenbewohner war darauf hingewiesen worden, daß Bedrohungen selbst durch die bedeutendsten Kriegsflotten nur in Ausnahmefällen gelingen und von entscheidender Wirkung sind. Außerdem aber hatte man die deutschen Küsten in möglichst guten Verteidigungsstand gesetzt.

Die ausgelaufene, freilich nur unvollkommen ausgerüstete feindliche Flotte bestand aus 62 mit 697 Kanonen bewehrten Fahrzeugen (darunter 14 Panzerschiffe); die norddeutsche Flotte besaß im ganzen überhaupt nur 39 Fahrzeuge mit 247 Geschützen (ungerechnet die bloß der Einübung dienenden Segelschiffe), davon waren aber 6 mit 85 Geschützen in Umbau und Reparatur, 4 Schiffe mit 75 Geschützen waren

auf auswärtige Stationen kommandiert, von den verbleibenden 32 Fahrzeugen mit 187 Geschützen waren 24 nur Aviso's und Kanonenboote mit 2—3 Geschützen (ja 2 davon, sogenannte Seewehrdampfer, hatte man nur für den Kriegsfall armiert), so daß 8 größere Schiffe, darunter die Panzerfregatten „König Wilhelm“, „Friedrich Karl“ und „Kronprinz“, mit 55 Geschützen und die Panzerturmschiffe „Arminius“ und „Prinz Adalbert“ mit 4 und 3 Geschützen zur Verfügung standen.

Deutschland mußte sich vor dem stärkeren Gegner auf den Schutz seiner Küsten beschränken und löste die Aufgabe um so leichter, als ein eigentliches Landungskorps von den französischen Geschwadern, welche die deutschen Häfen blockieren sollten, nicht mitgeführt wurde.

Der verdienstvolle General Vogel von Falckenstein, welcher noch aus dem Feldzuge des Jahres 1866 her in rühmlichem Andenken stand, war jetzt Chef der Küstenverteidigung. Ihm war eine Division des stehenden Heeres (die 17.) und eine Anzahl Landwehrdivisionen unterstellt.

Die deutschen Küsten sind von Natur zur Verteidigung wie geschaffen, denn überall vor den Flußmündungen der Ems, Jade, Weser und Elbe liegen Sandbänke und sogenannte „Watten“, zwischen denen die schmalen, fahrbaren Wasserstraßen hindurchführen, und der flache Strand der Ostsee gestattet größeren Schiffen überhaupt nur an wenigen Stellen die Annäherung. Nun wurden sämtliche Leuchtfener gelöscht, die Feuerschiffe, Tonnen und Baken, welche in friedlichen Zeiten für ankommende Schiffe das Fahrwasser bezeichnen, entfernt und alle Lotsen an das Land geschafft. Außerdem hatte man die Häfen und Flußmündungen durch versenkte Schiffe und Netze gesperrt; letztere hatten den Zweck, den ersten Anprall der feindlichen Schiffe zu schwächen, da natürlich, sobald die Schraube sich in die Netze verwickelte, die Maschine in Stillstand geriet. Unterseeische Sprengkörper lagen außerdem hinter und zwischen den Netzen, um die auffahrenden feindlichen Fahrzeuge in die Luft zu sprengen oder wenigstens leck zu machen und dadurch zum Sinken zu bringen. Diese Minen, die „Torpedos“, waren zylinderförmige Gefäße von Eisenblech, die gewöhnlich eine Ladung von drei Zentnern Pulver enthielten. Sie wurden vom Lande aus durch den elektrischen Funken zur Entzündung gebracht, sobald sich ein feindliches Schiff darüber oder in unmittelbarer Nähe befindet.

Die Wirkung und Erfolge dieser unterseeischen Zerstörungskörper kannte man vom amerikanischen Kriege her; durch sie waren den Nordstaaten 16 Kriegsschiffe zerstört worden, darunter 6 gepanzerte. Eine alte Kanonenschaluppe von etwa 22 m Länge, 6 m Breite und 1,24 m Tiefgang, mit welcher man in der Nordsee einen Versuch vornahm, ward von einem Torpedo vollständig zertrümmert.

Außer diesen Hindernissen hatte man an allen wichtigeren Punkten Strandbatterien errichtet und mit schweren Kruppschen gezogenen Geschützen armirt, welche die schmalen Fahrstraßen, auf denen allein größere Schiffe sich nähern konnten, unter wirksames Feuer nahmen. Zahlreiche Signalstationen, zum Teil durch freiwillige Küstenwachen besetzt, kündigten das Herannahen feindlicher Schiffe am Tage durch schwarze Ballons, des Nachts durch brennende Pechpfannen an.



Ernst Friedrich Eduard Vogel von Falckenstein, Generalgouverneur der deutschen Küstenlande.

Wären trotz der getroffenen Maßregeln die Franzosen dennoch irgendwo gelandet, so hätte ihnen Vogel von Falckenstein sicherlich einen heißen Empfang bereitet; denn alle Vorbereitungen waren getroffen, den landenden Feind nicht bloß zu schlagen, sondern zu vernichten und ihn nicht mehr auf seine Schiffe zurückkehren zu lassen. Doch als die französische Flotte anlangte, zeigten die Befehlshaber wenig Lust, sich solch ungaslichen Gestaden allzusehr zu nähern. Vielmehr beschränkte sich der Feind auf die Blockade der Häfen, auf Wegnahme deutscher Handelsschiffe und auf die Beobachtung der norddeutschen Flotte.

Die „große Nation“ erntete also auch zur See wenig Ehre. Wohl aber gestatteten sich die deutschen Flottenführer manchen lecken Ausfall

gegenüber den mächtigen französischen Panzerfregatten. Der ganze Seekrieg machte den Eindruck eines nicht recht ernst gemeinten Unternehmens.

Am 18. Juli traf das Panzerfahrzeug „Arminius“, von Kiel kommend, unter Führung des damaligen Korvettenkapitäns Livonius die feindliche Flotte bei Kap Skagen; es machte kehrt, umging dann in der Nacht die Flotte und langte am 31. Juli wohlbehalten in der Elbemündung an.

Am 2., 9. und 10. August liefen feindliche Panzergeschwader in die Nord- und Ostsee ein, kreuzten mannigfach hin und her, unternahmen jedoch nichts.

Ein Bremer Schiffer kehrte mit einem Kohlenschiffe von England zurück und fuhr unerschrocken mitten durch die französischen Blockadefahrzeuge, deren Besatzung ihm mehrere Vorkugeln nachsandte. „Schöt man immer to, de leve Gott is mit mi“ (Schießt nur immer zu, der liebe Gott ist mit mir), sagte der ehrliche Plattdeutsche und langte wirklich auch wohlbehalten in Bremerhaven an.

Am 15. August um Mittag kamen in Swinemünde 22 französische Schiffe in Sicht; 16 fuhren weiter nach Westen, während die übrigen gegen die Stadt zu vor Anker gingen, aber in so weiter Entfernung, daß man sie vom Lande aus nur durch Fernrohre sehen konnte. Nur ein Schiff kam näher und überbrachte die Anzeige der Hafensperre, um dann zu den übrigen zurückzukehren.

Da die Franzosen nichts unternahmen, so versuchte es ein kleiner preußischer Aviso-Dampfer, die „Grille“, am Morgen des 17. August von Rügen aus nach dem Feinde zu spähen. Nach längerer Fahrt zeigte sich dem Kleinen, aber ungemein schnellen Dampfer ein französischer Aviso, dem bald vier Panzerschiffe und ein weiterer Aviso sich anschlossen. Die „Grille“ foppte die schwerfälligen Eisenkolosse auf jede Weise, war bald hier, bald dort. Dazwischen bombardierte das kleine Schiff mit zwei gezogenen Zwölfpfündern herzhafte darauf los, wodurch der Feind sich in der Verfolgung so weit verlocken ließ, daß er plötzlich in die Schußweite von drei preußischen Kanonenbooten, „Blitz“, „Drache“ und „Salamander“, geriet, welche die „Grille“ nun aufnahmen. Der Chef des kleinen Geschwaders, Kapitän Graf Waldersee, gab den letzteren das Signal: „Jeder Kommandant nach eigenem Ermessen den Feind angreifen“, und schnell dampften die Fahrzeuge gegen den übermächtigen Feind, welchen sie zwei Stunden lang ununterbrochen neckten. Die Franzosen schossen auch bei dieser Gelegenheit bald zu hoch, bald zu kurz und vermochten den Kleinen ungepanzerten Holzschiffen auch nicht den geringsten Schaden beizubringen; dagegen gelang es dem preußischen Kanonenboote „Salamander“, das Deck eines feindlichen Fahrzeugs durch einen Granat-

schuß zu treffen, welcher dort explodierte und unter der Bedienungsmannschaft schlimm aufräumte. Damit gaben sich die preußischen Fahrzeuge zufrieden und zogen von dannen.

Der Festung Kolberg stattete eine französische Flottenabteilung am 19. August einen Besuch ab, hielt sich aber in ehrerbietiger Entfernung und fuhr nur paradeähnlich die Küste entlang, um dann ruhig zu verschwinden.

Auf die Meldung vom Einlaufen dreier feindlicher Panzerschiffe in das Putziger Biek ging am Abend des 21. August die „Nymphe“ von Danzig auf die Suche aus. Der Horizont war von dichten Wolken verhüllt, nur im Norden, wo der Feind sich zeigen mußte, glänzte die Sichel des Mondes. Um halb 2 Uhr kamen die feindlichen Schiffe in Sicht. Die „Nymphe“ näherte sich lautlos.

Bei den Franzosen herrschte tiefste Ruhe, aus welcher sie jedoch bald durch ein starkes Feuer, welches der kleine preußische Schnellsegler auf 2000 Schritte eröffnete, unangenehm aufgerüttelt wurden. Der Schreck und die Verwirrung schienen außerordentlich gewesen zu sein; erst nach fünf Minuten antwortete der Feind mit einigen Schüssen, ohne jedoch Erfolg zu erzielen. Unterdessen hatte die „Nymphe“ gewendet und schickte dem Feinde eine zweite Ladung entgegen. Die Franzosen setzten nur der „Nymphe“ nach, welche ihren Rückzug angetreten hatte. Die ihr nachdonnernden Geschütze vermochten sie jedoch bei dem gewonnenen Vorsprunge nicht zu erreichen, und so kehrte sie wohlbehalten um 4 Uhr früh in den Hafen zurück. Später erfuhr man, daß die Franzosen nach diesem Gefechte in Kopenhagen 18 Tote ans Land geschafft hatten.

Ähnliche kleinere Gefechte kamen noch mehrere vor; dies war jedoch alles. Der Feind ließ nichts mehr von sich verspüren und nahm schließlich kein Gefecht mehr an; wahrscheinlich traute er dem gefährlichen Fahrwasser der deutschen Küsten nicht. Unser Panzerschiff „Arminius“ konnte gegen die französischen Panzerschiffe noch so weit vorgehen: die Franzosen ließen sich auf nichts ein. Der Fregatte „Kronprinz“ erging es nicht besser. Am 4. September suchte dieselbe zwei französische Kriegsschiffe in einen Kampf zu verwickeln, doch diese „konzentrierten sich rückwärts“. Mit Ruhm haben sich also die Franzosen auch zur See nicht bedeckt. Von Haus aus mangelhaft ausgerüstet, segelte die französische Flotte planlos hin und her, dabei beständig Überrumpelungen fürchtend. Dazu kam, daß Memel, Stettin, Danzig, Stralsund im Innern des Landes oder an Häfen, die für schwere Schiffe unzugänglich sind, liegen, und daß das seichte Wasser an der Küste nicht gestattet, den Außenwerken, durch welche die Häfen geschützt sind, hinreichend nahezukommen,

um sie mit Sturm zu nehmen, nachdem man sie beschossen hat. Es blieb daher nichts übrig als die Blockierung.

Die hat der Feind allerdings auch ausgeführt und dabei wochenlang den schwersten Stürmen getrotzt. Als aber der Winter nahte und Paris belagert wurde, war's auch damit vorbei. Der größte Teil der Schiffe wurde telegraphisch nach Frankreich zurückgerufen, weil man glaubte, daß sich hier die Mannschaft zur Verteidigung der gefährdeten Hauptstadt besser verwenden lasse. So dampften denn die französischen Fahrzeuge heimwärts, und mit der Blockade der deutschen Seestädte war's vorbei. Die braven französischen Seeleute haben am Lande zeigen können, was sie zu leisten vermochten, wozu ihnen an Bord keine Gelegenheit gegeben worden war.

Allerdings zeigten sich an unsern Küsten noch hin und wieder feindliche Schiffe und fingen auch etliche deutsche Rauffahrer ab. Ihr Erscheinen brachte indessen keine andre Wirkung hervor, als daß man sich an das alte Berliner Trostwort erinnerte: „Bange machen gilt nicht!“ Müßte man auch zur Anwendung der Sicherungsmittel noch einigemal seine Zuflucht nehmen, die Sperrungen usw. erneuern, die Feuer der Leuchttürme wieder auslöschen — von langer Dauer ist dies niemals gewesen, und von irgendwelcher Furcht vor der feindlichen Flotte war bei den deutschen Küstenbewohnern bald nichts mehr zu merken.

Erst später sind die Ursachen der Untätigkeit der französischen Flotte bekannt geworden. Die Schiffe waren eben zu der Zeit, in welcher sie noch mit Aussicht auf Erfolg hätten auftreten können, nicht fertig. Noch in der Nordsee mußten die französischen Zimmerleute an der Aufstellung der Geschütze arbeiten, zudem war die Ausrüstung der Geschwader mit kleinen Fahrzeugen nicht vorgesehen worden. Lotsen und Karten fehlten, und die Unkenntnis der deutschen Küste war eine geradezu überraschende.

Damit ließe sich dieser Abschnitt schließen. Aber einer Kühnen Tat sei noch gedacht, eines Zweikampfes zur See, der beredtes Zeugnis davon gibt, wie wenig unsre wackeren deutschen Seeleute den Kampf und den Feind selbst fürchteten.

Am 7. November 1870 war ein preussisches Kanonenboot von 326 Tonnen, der „Meteor“, welches mit einer Maschine von 80 Pferdekraften und drei Geschützen ausgerüstet war und eine Besatzung von 64 Mann an Bord führte, unter Kommando des Kapitänleutnants Knorr im Hafen von Havana angelangt. Ein der kampflustigen Mannschaft günstiger Zufall fügte es, daß noch an demselben Tage ein französischer Weisjodampfer, der „Bouvet“, in denselben Hafen einlief. Dieses Kriegsschiff, ein doppelt so großes Fahrzeug wie der „Meteor“, hatte 85 Mann an Bord und dreimal mehr, also 9 Geschütze; ferner besaß es, dank

seiner kräftigen Maschine von 150 Pferdekräften, eine große Schnelligkeit. Ungeachtet der viel günstigeren Verhältnisse auf Seiten des französischen Schiffes konnten doch die deutschen Seeleute vom „Meteor“ dem Verlangen, sich mit dem Feinde zu messen, nicht widerstehen, sondern sandten am selben Tage dem Kapitän des „Bouvet“ eine Herausforderung zu. Daraufhin verließ der letztere am 8. November mittags den Hafen und segelte in das Meer hinaus. Nach dem seerechtlichen Gebrauche durfte der Gegner erst 24 Stunden später aus dem Hafen laufen. Kaum vermochten die ungeduldrigen Seeleute des „Meteor“ ihre Kampfbegier bis zur festgesetzten Stunde zu zügeln, und mit dem Glockenschlage 1 Uhr setzte sich am 9. November der „Meteor“ in Bewegung. Die Kunde von dem bevorstehenden ritterlichen Zweikampfe auf offenem Meere hatte eine große Menschenmenge, darunter viele Deutsche, nach dem Strande geführt. Mancher aufrichtige Gruß und Glückwunsch geleitete das deutsche Fahrzeug, das zu diesem Ehrentage an sämtlichen Masten die deutsche Flagge aufgezogen hatte. Nachdem die Neutralitätsgrenze erreicht worden war, gaben die Franzosen die ersten Schüsse ab, ohne jedoch zu treffen; auch der „Meteor“ verfehlte sein Ziel. Nun heißt es: „Klar zum Entern an Backbord!“ Die Schiffe stürmen mit furchtbarer Gewalt aufeinander los; der Vordersteven des „Bouvet“ streift die Mitte der Backbordseite des „Meteor“, während die französischen Matrosen Handgranaten auf das deutsche Schiff schleudern. Die beiden Dampfer waren mit rasender Geschwindigkeit aneinander vorüber geschossen. Bald aber wendete das französische Schiff und steuerte mit voller Kraft auf den „Meteor“ zu, dessen Schraube sich unglücklicherweise im Lauwerk der beim Zusammenstoß niedergestürzten Masten verwickelt hatte. Die Absicht der Franzosen ging dahin, den in seiner Bewegung gehemmten Gegner in den Grund zu bohren. Doch mit äußerster Anstrengung gelang es noch dem „Meteor“, sich zu wenden, als der „Bouvet“ ihm ziemlich nahegerückt war. Gleichzeitig entsandten seine Geschütze drei wohlgezielte Schüsse — ein jeder derselben traf sein Ziel, darunter ein Kernschuß. Die Granate schlug nämlich mitten in den Maschinenraum des „Bouvet“ und sprengte dort die Kessel, so daß das französische Schiff in eine mächtige Dampfvolke gehüllt erschien. Der „Bouvet“ war kampfunfähig und setzte alle Segel bei, um so schnell wie möglich in den schützenden Hafen einzulaufen. Der „Meteor“ sendete ihm unausgesetzt Geschosse nach, konnte aber den fliehenden Gegner nicht mehr vor der Neutralitätsgrenze einholen. Mit lautem Hurra- und Viktoriarufen wurde das siegreiche deutsche Schiff bei seiner Rückkehr in den Hafen bewillkommenet. Auf zahllosen Booten ruderten befreundete und neutrale Seeleute sowie viele Einwohner des Ortes heran, um dem

deutschen Sieger ihre Freude auszudrücken. Die deutsche Marine konnte ihren ersten Triumph in den westindischen Meeren feiern! Schon am 14. November ging in Berlin die Meldung ein, daß der „Meteor“ drei Mann, teilweise die Groß- und Besanmasten sowie drei Boote eingebüßt habe, im übrigen jedoch völlig gefechtsbereit sei.

Ruhmlos begonnen, ruhmlos betrieben, endete der französische Seekrieg im Jahre 1870 in den deutschen Meeren so ruhmlos wie der Landkrieg. Die Deutschen hatten sich auch zur See als wackere Kämpfer bewährt.

Einundzwanzigster Abschnitt.

Das Ende des Kaiserreichs und die dritte Republik in Paris.

Während sich von Sedan her an einem regnerischen Tage ein trübseliger Zug in Bewegung setzte, hatten sich auch in Paris über dem Haupte der Kaiserin Wetterwolken zusammengeballt. Es schien sich alles verschworen zu haben, um dem Kaiserreiche ein Ende zu machen.

Gerade diejenigen, welche den Thron der Napoleoniden aufrecht halten wollten, trugen dazu bei, ihn vollends zu untergraben. In der Umgebung der übel beratenen Kaiserin gefiel man sich in fortgesetzter Selbsttäuschung; man glaubte in den der „Königsschlacht“ von Gravelotte folgenden Tagen noch fest an eine Vereinigung von Mac Mahon und Bazaine, als eine solche kaum mehr zu erwarten stand. Dazu trat die unbegreifliche Vertrauensseligkeit der Organe der Regierung, welche fortführen, aller Welt Sand in die Augen zu streuen. Die Schwachhaftigkeit der Presse ward aber noch übertroffen von der unverantwortlichen Haltung des neuen Kriegsministers General Montauban, Grafen von Palikao; dieser sorgte fast geflissentlich dafür, daß dasjenige, was Geheimnis bleiben sollte, fast möchte man sagen im Interesse des Feindes, rechtzeitig zutage kam. In sicherem Tone sprach Graf Palikao im Gesetzgebenden Körper von dem unausbleiblichen Triumphe der vereinigten Heeresmassen und ließ sich in seiner verfrühten Vorfreude zu der Ausrufung hinreißen: „Meine Herren, wenn Sie wüßten, was ich weiß — man würde allgemein illuminieren!“

Aber die Illumination blieb aus, und schon nach wenigen Tagen sank die bisher noch aufrecht erhaltene gute Zuversicht selbst in den Kreisen zu Boden, die an ihrer Selbsttäuschung am hartnäckigsten festgehalten hatten. Die Ernüchterung konnte unmöglich ausbleiben.

Der 3. September brachte der Hauptstadt die Kunde von dem Untergange der Mac Mahonschen Armee und der Gefangennehmung Napoleons III. Von 8 Uhr abends an wogten dichte Massen vor dem

Palais des Generalgouverneurs Trochu und verlangten lärmend nach Waffen, ließen den Gouverneur hochleben und forderten die Absetzung des Kaisers. Trochu hielt eine längere Ansprache an das erregte Volk und verwies sein zuletzt ausgesprochenes Verlangen an die Kammer, welche allein über die Geschicke des Landes zu bestimmen hätte. Eine Kammer Sitzung ward denn auch noch in der Nacht anberaumt, und der gärende Menschenhaufen wogte nun nach dem Palaste des Gesetzgebenden Körpers und umlagerte diesen. Der Abgeordnete Gambetta, der sich eben in die Sitzung begeben wollte, ermahnte das Volk zur Ruhe und Ordnung; man antwortete ihm mit dem Rufe: „Es lebe die Republik!“ Nach Mitternacht erschien der Kriegsminister Graf Palikao und gleich darauf der Präsident Schneider in dem SitzungsSaale, dessen Tribünen mit Neugierigen überfüllt waren. Der Präsident eröffnete die Sitzung mit nochmaliger Verlesung der vom Kriegsschauplatz eingelaufenen betrübenden Nachrichten und vertagte in Übereinstimmung mit den anwesenden Ministern die entscheidende Sitzung auf den kommenden Tag, da die Erregung heute kein reifliches Erwägen aufkommen lasse. Der Abgeordnete Jules Favre wollte nichts davon wissen und brachte einen Antrag ein, welcher auf Entthronung des Kaisers und Bildung einer provisorischen Regierungs- und Verteidigungskommission hinauslief. Die Mitglieder der Kammer verließen unter vielfachem Schweigen den Saal. Nachdem ein Zug Dragoner sich vor dem Palast aufgestellt hatte, verzog sich nach und nach auch der Volkshaufen.

Ein regnerischer Sonntagmorgen blickte mürrisch auf das Treiben der Hauptstadt nieder. Auf dem Kaiserpavillon der Tuilerien wehte zwar noch die kaiserliche Fahne, welche die Anwesenheit der Regentin verkündete, allein die matt herniederhängenden, vom Regen durchweichten Leinwandstreifen zeigten gewissermaßen symbolisch den Zustand der kaiserlichen Macht.

Auf 12 Uhr war die Sitzung des Gesetzgebenden Körpers angesetzt worden. In den Straßen trieben sich wiederum lärmende Menschenmassen umher. Die Beratung der Abgeordneten gestaltete sich äußerst stürmisch; kaum war es ausgesprochen, daß eine Regierungs- und Verteidigungskommission ernannt werden solle, als auch schon der Ruf: „Die Absetzung ist ausgesprochen!“ von den Galerien ertönte und sich auf die Straße fortpflanzte. Das Volk versuchte, sich Eingang in den SitzungsSaal zu verschaffen, es drang auf die Tribünen und brüllte die Marseillaise. Vergebens bemühte sich der Präsident, die Ruhe herzustellen; er mußte die Sitzung aufheben, und mit dem Rufe: „Es lebe die Republik!“ stürmte die Menge dem Stadthause zu. Die republikanisch gesinnten Abgeordneten schlossen sich dem Zuge an. Gegen

halb 4 Uhr ward die Republik zum drittenmal vom Stadthause herab ausgerufen und eine provisorische Regierung, an ihrer Spitze General Trochu und Jules Favre, eingesetzt.

Überschwenglicher Jubel folgte der Verkündigung der neuen Staatsform. Ein Mitglied der provisorischen Regierung, der Zeitungsschreiber Rochefort, mußte erst aus dem Gefängnisse herbeigeht werden, wo er wegen Preßvergehen in Haft saß. Unter Lärm und Loben und unter den Klängen der Marschmuse wurde er im Triumph nach dem Stadthause geleitet.

Eine zweite größere Menschenflut hatte sich Eingang in die Tuilerien, den kaiserlichen Palast, verschafft. Ode und einsam lagen die weiten Hallen und langen Prachtgalerien da. Wo war der Schwarm von Hofleuten und Dienern geblieben? Keine Seele regte sich, nur das Küchenpersonal und Aufseher ließen sich in dem altertümlichen Nationalpalast von Frankreich erblicken. Die Kaiserin war geflüchtet — alle Zimmer zeigten Spuren einer übereilten Abreise; leere Koffer, Hutschachteln und andre Reisegegenstände lagen bunt durcheinander im Gemache der Regentin. Auf einem Tische fand man eine Depesche des ehemaligen Polizeidirektors Pietri; sie lautete: „Zwei Uhr. Die Situation ist ernst. Die Nationalgarde ist feindselig gesinnt. Die Truppen werden nicht marschieren.“ Im Arbeitszimmer des kaiserlichen Prinzen gewahrte man auf einem Teppich Bleisoldaten zerstreut, im Kabinett des Kaisers einen Kinderdegen neben Zeitungen, Hüten und Pantoffeln; der Arbeitstisch war mit Karten von Deutschland und Preußen nebst einer Anzahl Abbildungen preussischer Waffengattungen bedeckt. — Als das Volk in die Gemächer drang, hielten schon Mobil- und Nationalgardisten Wache; die Leiter der neugeborenen Republik kannten den Zerstörungssinn des Pöbels nur zu gut.

Der Abend fand Paris trunken in jeder Hinsicht. Auf dem Plage vor den Tuilerien hatte das Volk die dort aufgestellte Statue der Stadt Straßburg beleuchtet und sang dieselbe mit patriotischen Liedern an; dazu Lärm, Loben und Hobeiten, wie solche die Erregung der Gemüter mit sich brachte.

Während dieser Vorgänge in der Hauptstadt rollte auf einsamer Landstraße ein unscheinbarer Wagen dahin, in welchem tief verschleiert eine Frau saß. Drei Tage und zwei Nächte währte die Fahrt, bis endlich in der Nähe von Trouville Halt gemacht wurde. Müde und matt stieg die Reisende aus dem armseligen Fuhrwerke und erreichte nach kurzer Wanderung das Meerufer. Man schien sie erwartet zu haben, denn eine Yacht, welche dort ankerte, lichtete sofort die Anker, als die Fremde an Bord gelangt war. In Portsmouth wurde gelandet, und die Verschleierte

setzte mit einigen Begleitern, welche auf dem Schiffe zu ihr gestoßen waren, die Reise zu Lande weiter fort nach Hastings. Als der Bahnzug das Ziel erreicht hatte, warf sich ein schwächlicher Knabe schluchzend in die Arme der Reisenden. Es war der kaiserliche Prinz, der arme Lulu, welcher seine Mutter begrüßte.

Die Kaiserin Eugenie war in Paris nur mit knapper Not öffentlicher Beschimpfung, ja vielleicht wirklicher Lebensgefahr entronnen. Als sie heimlich die Tuilerien verließ und eben im Begriffe stand, eine Seitengasse zu betreten, hatte sie ein Straßenbube erkannt, und sogleich drang ein Pöbelhaufe mit drohenden Gebärden auf sie ein. Im zunehmenden Gedränge gelang es ihr, sich in die Menge zu verlieren und das Haus einer Freundin zu erreichen. Aber auch dort fand sie keine hinreichende Sicherheit — sie mußte aus der Hauptstadt entfliehen, so rasch als möglich. Die Eisenbahn zu benutzen, schien nicht ratsam, passende Gelegenheit zum Fortkommen bot sich nicht dar, und so blieb denn der einst so mächtigen Gebieterin nichts übrig, als in der Richtung nach der Küste im Wagen eines Arztes weiterzuzüchten.

In einem unscheinbaren Hause zu Hastings wohnte nun die gestürzte Regentin von Frankreich mit ihrem Sohne. Die Aufregungen, die Beschwerden der Flucht und die Gefahren, denen sie entronnen, hatten sie aufs Krankenlager geworfen, die harten Schicksalsschläge der jüngstverflossenen Zeit ihren Lebensmut tief erschüttert . . .

Ihr Gatte befand sich vorerst im Schlosse Wilhelmshöhe in Sicherheit. Auf englischem Boden traf das entthronte Kaiserpaar später wieder zusammen, als der Exkaiser aus der Gefangenschaft entlassen worden war. Sie traf verdientermaßen das bittere Los der Verbannung. In der ersten Zeit ließen freilich beide die Hoffnung nicht sinken, es könnten die Tage der Macht und Herrlichkeit für sie doch noch wiederkehren. Als die Aussichten aber immer mehr schwanden, überließ die Gedeimütigte sich frommen Betrachtungen und Übungen, erfüllt von der Sorge um das Leben des hinsiehenden Gemahls.

Die Kaiserin erlebte noch die härtesten Prüfungen — den frühzeitigen Tod ihres Gatten nach schweren Leiden und den Untergang ihres jugendlichen einzigen Sohnes, weitab von der Heimat, in einem fremden Lande und in einem wenig rühmlichen Kampfe mit den eingeborenen Stämmen an der Südspitze von Afrika, welche sich gegen die britische Herrschaft erhoben hatten. Sic transit gloria mundi! — — —

Als bald nach den Vorgängen zu Paris in den ersten Septembertagen war die Republik auch in andern Teilen Frankreichs als die neue Staatsform verkündet und gutgeheißen worden. Lyon, die zweite Hauptstadt, eilte allen übrigen Städten weit voraus, indem dort eine revolu-

tionäre Regierung eingesetzt ward, welche das Pariser Gouvernement jedoch nicht anerkannte.

Eine Regierung, die jeder legitimen Grundlage entbehrte, bedurfte, um sich zu halten, notwendig der Erfolge und war daher wenig geneigt, den Kampf friedlich zu beenden. Sie kündigte sich als die der nationalen Verteidigung und des Kampfes an und rief die ganze Nation zu den Waffen. „Krieg bis aufs Messer!“ war die Losung.

Das Herannahen der siegreichen feindlichen Heere schien die neuen Gewalthaber keineswegs zu schrecken. Paris ward schleunigst in Verteidigungszustand gesetzt; die Verproviantierung der Stadt hielt man für ausreichend, um einer selbst mehrmonatlichen Belagerung zu trotzen; dann verkündete man die Bildung neuer Heeresmassen, mit denen man die deutschen Eindringlinge unfehlbar erdrücken werde. Die Selbsttäuschung hatte noch nicht ihr Ende erreicht.

Die einzigen Linientruppen, welche den französischen Machthabern noch zu Gebote standen, waren in dem Vinoy'schen Korps, dem es gelungen war, sich seinen Verfolgern durch rechtzeitige Schnelligkeit zu entziehen. Hungrig und zerrissen kam die Mehrzahl dieser Landesverteidiger, von dem Volke als „Ketter“ begrüßt, in Paris an. Dazu kam dann die Territorialmiliz, die nach dem Organisationsentwurf des Marschalls Niel 468 000 Mann umfassen sollte, und das neu ausgehobene Rekrutenkontingent von 100 000 Mann, also immerhin nicht unbedeutende Streitmittel, aber was vermochten diese ungeübten Scharen, denen es noch dazu an einer einheitlichen Führung gebrach, gegen die kriegstüchtigen deutschen Armeen? Den unzuverlässigen Mobil- und Nationalgardisten hatte sich zur Verteidigung der Hauptstadt eine Reihe freiwilliger Truppenkörper an die Seite gestellt: die „Vrailleurs vom heiligen Hubertus“, die „Guerilla de l'Isle de France“ und eine Menge „Franktireurs“; endlich bot sich der Regierung ein eignes Korps zu ihrer Sicherheit an, die sogenannten „Partisane der Regierung der nationalen Verteidigung“. Alle diese Freischaren hatten freilich für den ernstesten Kampf wenig Bedeutung. Nur die „Franktireurs“, die sich in vielen Teilen der Provinzen, durch welche die deutsche Heere zogen, so auch im Elsaß und Lothringen sammelten, machten sich hier und da lästig. Da diese Haufen jedoch keine militärische Verfassung hatten, konnten sie auch auf den Namen Soldaten keinen Anspruch machen und wurden demgemäß von den Deutschen auch nicht als solche angesehen, vielmehr schritt man bald nachher gegen diese Banden mit äußerster Strenge ein.

Die regulären oder Linientruppen des Vinoy'schen Korps, verstärkt durch die zurückgerufenen Mannschaften des französischen Panzergeschwaders, sollten nun die eignen Seestädte, Havre und Cherbourg, gegen

einen Landangriff von deutscher Seite schützen! — Welch ein Wandel der Ereignisse!...

Aber die Selbsttäuschung der Franzosen währte trotz der bisherigen Niederlagen fort. „Kommt nur heran, König Wilhelm, Bismarck und Moltke!“ schrieb ein Pariser Blatt, „wir sind bereit! Wenn der Feind durch unsre Forts dringt, so schlagen wir uns vor den Mauern. Sie sind ihrer 600 000, sagt man, doch wir sind unsrer drei Millionen, alle imstande, die Waffen zu tragen. Wenn sie sich in unsre Stadt eindrängen, so finden sie hier den sicheren Tod. In jeder Straße erheben sich von 100 zu 200 Schritten Barrikaden. Wir tragen die Häuser ab, um neue Hindernisse zu schaffen; aus jedem Fenster krachen Schüsse und fließt brennendes Petroleum!“ Dergleichen Prahlereien blieben auch für die nächste Zeit an der Tagesordnung. Namentlich suchte der vielgenannte Dichter Viktor Hugo in bombastischen Phrasen seinesgleichen; Preußen habe zwar gesiegt, sagte er, aber Frankreich habe den Ruhm davon gehabt!! Wenn man aber wider alles Erwarten sich dennoch erkönnen sollte, Paris, die „Weltseele“, anzugreifen, dann würde das deutsche Heer ohne Erbarmen vernichtet werden!!

Was die Vorkehrungen anlangt, Paris in Verteidigungszustand zu setzen, so wurde daran allerdings unermüdlich gearbeitet. Die Gehölze der Umgegend, welche dem Feinde Deckung gewähren konnten, hatte man niedergelegt, die Häuser außerhalb der Festungswälle zerstört, die Brücken rings um die Stadt gesprengt. Meilenweit standen die Dörfer, Palais und Villen leer, ihre Bewohner waren geflüchtet. Die Regierung war unablässig bemüht, die zuversichtliche Stimmung der Bewohner zu erhalten, und fuhr daher fort, Siegesgerüchte zu verbreiten und zugleich mit allen Mitteln das Volk gegen die Deutschen aufzustacheln.

Die inneren Zwistigkeiten, welche nun zwischen der Verwaltung und den Militärbehörden ausbrachen, waren freilich nicht geeignet, die Zuversicht zu rechtfertigen, und täglich verließen Tausende und aber Tausende die Hauptstadt. Die Bahnverwaltungen vermochten kaum diese Massen weiterzubefördern. Als sich der Feind immer mehr dem Herzen Frankreichs näherte, verließen auch viele der Wortführer und zahlreiche Herausgeber von französischen Zeitungen Paris und siedelten nach Tours über, unter ihnen auch der grauhaarige Großsprecher Emil Girardin; er erklärte, daß er wegen seiner Kurzsichtigkeit zum Verteidigungsdienste doch untauglich sei und deshalb in der Provinz eine neue Zeitung, „Die Nationalverteidigung“, gründen wolle. Der ehemalige Geschichtschreiber und Minister Thiers dagegen begab sich nach London, Wien und Petersburg, um von den dortigen Kabinetten Beistand gegen das unaufhaltsame siegreiche Vordringen der Deutschen zu erlangen.

Nachdem er sich bei allen Mächten einen unter verbindlichen Nebenbargereichten Korb geholt, hatten die deutschen Truppen unterdessen die französische Hauptstadt umzingelt.

Daß dem zurückgebliebenen Teile der Einwohnerschaft von Paris nicht sehr wohl zumute war, läßt sich denken. Die Geschäfte standen still, viele Tausende waren brotlos geworden. Einer fürchtete sich vor dem andern und überall witterte man Verrat; wurde doch sogar ein Adjutant des Generals Trochu, welcher einen Befehl nach einem Fort brachte, irrtümlich als „Spion“ verhaftet.

So ward es immer unbehaglicher in Paris. Und als schließlich eines Morgens die Tore gesperrt wurden und die Zugbrücken emporrasselten, als die Nachricht einlief, daß die unaufhaltsam vorstürmenden preußischen Männen sich gezeigt hätten und das „Preußenheer“ im Anrücken sei — da senkte sich eine unheimliche Schwüle über Paris. Die Nationalgarden, welche den Dienst auf den Wällen versahen, fanden es ratsam, sich öfter als sonst Mut aus den Weinstuben zu holen, und das schwache Korps, welches den Preußen entgegengesandt wurde, um ihnen das Anrücken auf Paris zu erschweren, verließ die Stadt sicherlich nicht mit Siegeszuversicht.

Während man die Instandsetzung der Festungswerke betrieb, gelangten Wirrwar und Kopflosigkeit immer mehr zur Oberhand. Von den unzähligen Mitrailleusen und andern Geschützen, welche rings um Paris aufgestellt sein sollten, zeigte sich nur eine geringe Anzahl, und statt der angeblich vorhandenen 100 000 Chassepotgewehre mußte man alle möglichen in England und Amerika zusammengekauften Handfeuerwaffen an die Verteidiger der Stadt verteilen. Dazu trat die schnell wachsende Teuerung und die immer spärlicher werdende Abendbeleuchtung der Straßen.

Kein Wunder, wenn das leichtlebige Paris mit einem Male überaus ernsthaft geworden war; das tolle Fastnachtstreiben, das Regierung und Zeitungschreiber in Szene gesetzt oder doch begünstigt hatten, ging seinem Ende zu. Bald brach ein furchtbar ernster Aschermittwoch über Paris herein.

Zweiundzwanzigster Abschnitt.

Vor den Wällen.

Die regelmäßig wiederkehrende Ansicht, Festungen seien „in unsrer Zeit“ zweck- und nutzlos, ist zu Kriegszeiten durch die Ereignisse noch jedesmal widerlegt worden. Jede Festung schwächt die Gesamtkräfte des Gegners, denn er ist gezwungen, Truppenkörper zurückzulassen, die in weitem Umkreis die Festung umschließen oder sie beobachten und der Besatzung der Feste in der Regel überlegen sein müssen. So kam es, daß der Krieg durch die zahlreichen Festungen, welche die Franzosen im Elsaß und in Lothringen besaßen, sich in die Länge zog. Namentlich hatte das Elsaß Festungen aufzuweisen, die infolge ihrer von der Natur begünstigten Lage sehr schwer einnehmbar waren, bei denen daher auch weder ein Bombardement noch der Versuch, durch einen Handstreich eine Entscheidung herbeizuführen, viel nützen konnte. Zu diesen, meist auf hohen Felsen liegenden Bollwerken gehörten die Vogesenfestungen Pfalzburg und Bitsch. Dahin waren nach der Wörther Schlacht versprengte Truppenteile des Mac Mahonschen Korps geflüchtet, die nun allerdings hinter den schützenden Mauern ziemlich sorglos der Bedrohung durch die Deutschen entgegensehen konnten.

Auf einer anmutigen, aber ungemein steilen Bergeshöhe liegt an der Straße von Zabern nach Saarburg, im Zornale, die an Sachsens Königstein erinnernde Festung Pfalzburg. Die Stadt, damals kaum mehr als 3000 Einwohner, war von in Felsen gehauenen Festungswerken umschlossen. An der Straße gelegen, welche von Straßburg nach Paris führt, hatte Pfalzburg immerhin einige Bedeutung, insofern es die die Straße entlang ziehenden deutschen Truppen zu schwierigen und zeitraubenden Umwegen nötigte.

Als die dritte Armee nach der siegreichen Schlacht von Wörth ihren Vormarsch nach der Mosellinie begann, fiel einer Division des schlesischen Armeekorps die Aufgabe zu, einen Versuch zu machen, die Feste zu gewinnen. Am Nachmittage des 13. August erfolgte die vollständige Umschließung des Platzes. Zehn Batterien wurden auf Befehl des Generals

von Lümpling auf die nordwestlich von Pfalzburg sich erhebenden Höhen postiert und in der folgenden Nacht Erdschanzen aufgeworfen, an welchen gegen 1200 Mann bis zu Sonnenaufgang ununterbrochen arbeiteten. Der Kommandant der Festung, Major Taillant, zur Übergabe aufgefordert, verweigerte diese, und so begann das Bombardement. Die preußische Artillerie tat ihr Bestes; selten verfehlte eine Granate das Ziel, und nach Verlauf von zwei Stunden stiegen bereits fünf Rauchsäulen über der Stadt auf. Das Feuer des Gegners dagegen zeigte keinerlei Erfolg und verwundete nur einen Kanonier. Die schweren Geschosse fielen vor und hinter den Schanzen wirkungslos nieder; die französischen Kanoniere hatten offenbar noch manches zu lernen, um es mit den preußischen Artilleristen aufnehmen zu können. Die Beschießung währte zehn Stunden, in welcher Zeit 1800 Granaten gegen die Festung geschleudert wurden. Ein Haus nach dem andern ging in Flammen auf, die Kirche, Magazine und mehrere öffentliche Gebäude brannten ab und verschütteten in ihrem Zusammenstürze ganze Straßen und teilweise auch die Plätze. Angesichts dieses Erfolgs ließ General von Lümpling dem französischen Major nochmals Kapitulationsvorschläge zugehen, allein auch diesmal blieben sie erfolglos; selbst bei Gestattung freien Abzugs mit allen militärischen Ehren und Belassung der Waffen wollte der Festungskommandant nichts von Übergabe wissen.

Da man die Stadt nicht völlig zugrunde richten wollte, so erschien ein weiteres Bombardement zwecklos, zumal mit Feldgeschütz gegen die starken Festungsmauern doch nichts Rechtes sich bewerkstelligen ließ. So marschierten denn die Schlesier wieder weiter und wurden später durch zwei Landwehregimenter und eine Schwadron Landwehrdragoner ersetzt. Die Belagerung nahm ruhig ihren Fortgang, später kamen die Gegner sogar überein, daß die beiderseitigen Vorposten nicht mehr, weil nutzlos, aufeinander schießen sollten.

In tiefstem Frieden lag die Gegend wochenlang da, nur zeitweise donnerten die Geschütze und knatterten die Gewehre, wenn die Besatzung einen Ausfall machte. Dies geschah jedesmal, wenn innerhalb der Festung die Lebensmittel zu mangeln anfangen; dann versuchte der Feind aus den dicht bei dem Felsen liegenden Dörfern Proviant zu holen, und in der That gelang es ihm, einmal sogar Schweine und Schafe in die Festung zu schaffen.

Ähnlich wie bei Pfalzburg lagen die Dinge bei der Festung Wittsch. Auch dort konnte von einer Erstürmung nicht die Rede sein. Die kleine Festung lag etwa eine halbe Stunde von der pfälzischen Grenze am nordwestlichen Abhange eines länglichen, 424 m hohen Felsens, welchen das Hauptfort der Feste krönte. Der Zweck der letzteren bestand darin,

den Vogesenzugang zu beherrschen und die Grenze Frankreichs in der Richtung gegen die Pfalz zu schützen. Die Außenwerke standen durch unterirdische Gänge mit der Festung in Verbindung. Kasematten, Gräben und Wälle waren in Felsen gehauen und bombenfest, während die Erdwerke in der Ebene einem energischen Angriff allerdings nicht gewachsen waren. Die Festung besaß fünf Zisternen und einen 80 m tiefen Brunnen, durch den die 1000 Mann starke Besatzung ausreichend mit Wasser versorgt wurde. Der Bau der Feste war etagenförmig, die einzelnen Abteilungen waren durch Felsentrepfen und Gänge miteinander verbunden. Am Fuße des Felsens lag das alte Städtchen, bestehend aus einer einzigen Straße, umgeben von Mauerwerken und Gräben.

Stadt und Festung wurden anfänglich von bayrischer Infanterie umzingelt. Am 10. September, vor Beginn des eigentlichen Bombardements, sandte der bayrische Oberst Kohlermann einen Parlamentär in die Stadt und ließ die Bewohner von der bevorstehenden Beschießung in Kenntnis setzen. Er gestattete ihnen, vorher Bittsch zu verlassen. Der französische Kommandant widersetzte sich jedoch einer größeren Auswanderung und befahl, daß sämtliche Bürger bei der Verteidigung mitzuwirken hätten. Nur Frauen und Kinder sollten die Stadt verlassen dürfen. Da der Kommandant von Übergabe nichts wissen wollte und die Festung bis auf den letzten Mann verteidigen zu wollen erklärte, so nahm nach Ablauf der gestellten Frist das Bombardement seinen Anfang. Vier volle Tage donnerten die Geschütze, und die meisten Teile der Stadt glichen mehr einem Trümmerhaufen als Wohnstätten der Menschen. Auch in der Festung brannten die wenigen Gebäude, welche sich dort befanden, nach und nach nieder.

Vom 19. September ab richtete sich das Feuer nur noch gegen die Festung, welche täglich durch 2000 Geschosse begrüßt wurde. Bald jedoch stellte man das Bombardement gänzlich ein, denn es zeigte sich, daß die Felsenfeste uneinnehmbar war. Die schweren Positionsgeschütze, mit denen sich vielleicht etwas hätte ausrichten lassen, wurden nötiger vor Paris gebraucht.

So zogen denn am 28. September die beiden bayrischen Regimenter ab, um ihren Marsch nach der französischen Hauptstadt fortzusetzen, während eine leichte Feldbatterie und Landwehr die Abziehenden ersetzte. Der Feind hatte diese Vorgänge aufmerksam verfolgt und die günstige Gelegenheit benußt, sich mit neuem Proviant zu versorgen. Er machte einen neuen Ausfall, und während der Kampf auf der einen Seite der Festung wütete, führte auf der andern die benachbarte Landbevölkerung ihre in den anstoßenden Waldungen versteckten Zufuhren ungehindert nach der Stadt.

Die Franzosen, dadurch ermutigt, wagten am folgenden Tage abermals einen Ausfall, welcher ihnen aber schlecht bekam und nur große Verluste brachte. Von da ab entsank den Eingeschlossenen der Mut mehr und mehr; die Ausfälle kamen immer seltener vor, und die bayrische Landwehr bezog nunmehr ein Barackenlager, welches sie wenigstens vor Kälte und Nässe schützte.

Vor einer Festung wochen-, ja monatelang liegen zu müssen, gehört zu den anstrengendsten Dienstleistungen im Felde. Jeder Soldat zieht eine offene Schlacht dieser Übung in Geduld und Ausharren bei weitem vor. Die Aufgabe war unsrer Landwehr zugefallen, und sie hat dabei gerade in diesem Feldzuge ihr Pflichtgefühl getreulich betätigt. —

Eine Abteilung Bayern war gelegentlich des Vormarsches der dritten Armee vor Toul zurückgelassen worden, um es zu umzingeln. Wiederholte Versuche, die Festung durch Beschießung zur Übergabe zu zwingen, scheiterten an der Entschlossenheit des französischen Kommandanten Major Huck, welcher erklärte, er werde den Platz verteidigen, bis ihm der Befehl Napoleons zur Übergabe eingehändigt sei oder ihm das Hemd am Leibe brenne. Toul war damals allerdings nur eine Festung zweiten oder dritten Ranges, aber ihr Besitz war für unsre Armee von großer Wichtigkeit, weil sie die Eisenbahnstraße nach Paris sperrte. Solange Metz nicht gefallen war, blieb als einziger Weg nach Paris die Eisenbahn über Nancy und Chalons. Da aber Toul an dieser lag, so war man gezwungen, weite zeitraubende Umwege zu machen. Die Herbeischaffung der zur Belagerung von Paris nötigen großen Geschütze wurde dadurch nahezu unmöglich gemacht, da behufs der Umladung allein bei Nancy gegen 20 000 Pferde nötig gewesen wären.

Die Festung mußte also fallen, um jeden Preis.

Am 13. September wurden entschiedenere Maßregeln getroffen, um den wichtigen Platz zu Falle zu bringen. Die 17. Division, die, nachdem die heimische Küste durch eine französische Landung nicht mehr bedroht erschien, zur Armee in Frankreich herangezogen worden war, übernahm, mit Feldartillerie bedeutend verstärkt, die engere Einschließung. Die Vorposten wurden, allerdings nicht ohne Verluste, da der Feind ein heftiges Wallbüchsenfeuer unterhielt, näher an die Festung vorgeschoben und auf dem Berge Michel schwere Feldbatterien aufgestellt. Diese mühevolle Arbeit beendete die Artillerie in einer einzigen Nacht, so daß schon am nächsten Morgen die Geschütze ihr Feuer zu eröffnen vermochten.

Es war notwendig, daß zunächst Bresche geschossen wurde, weil sonst an einen Sturm nicht gedacht werden konnte. Das Feuer richtete sich zugleich gegen die feindlichen Geschütze und gegen einen auf der schönen

mittelalterlichen Kathedrale aufgestellten Beobachtungsposten, der jedoch nach einigen wohlgezielten Schüssen verschwand.

Inzwischen hatten auch die Feldbatterien rings um die Festung Stellung genommen und erwiderten jeden Schuß aus der Festung doppelt und dreifach, so daß es in kurzer Zeit gelang, die feindlichen Batterien, die nur sehr geringen Schaden angerichtet hatten, zum Schweigen zu bringen.

Am 16. September wurde zwar ein Teil der Umschließungstruppen wieder abgerufen, trotzdem blieb immerhin noch eine ansehnliche Macht zurück, gegen die der Feind nichts auszurichten vermochte. Es waren sieben Bataillone mecklenburgische Infanterie, ein Regiment mecklenburgische Dragoner, ein Jägerbataillon, eine Pionierkompagnie, eine reitende und drei schwere Batterien.

Diese Truppen bildeten Teile einer unterdessen zusammengezogenen Reservearmee unter dem Befehle des Großherzogs Friedrich Franz von Mecklenburg, die als XIII. Armeekorps dem deutschen Heere eingereicht wurde. Das Belagerungsgeschütz wurde täglich durch neu herankommendes verstärkt: die darunter befindlichen Hinterlader schwersten Kalibers, die vor Paris zur Verwendung kommen sollten, legten sich selbst die Eisenbahnstrecke frei.

Mit dem 23. September begann das eigentliche Bombardement. Schon gegen 9 Uhr morgens ging eine Kaserne in hellen Flammen auf, und bald brannten auch die andern angrenzenden militärischen Gebäude nieder. Der Feind antwortete anfänglich matt, schoß aber im Laufe des Vormittags die von den Mecklenburgern besetzten Vorstädte Mansuy und St. Evre in Brand. Das betäubende Gekrache und Getöse währte ununterbrochen den Tag über fort, bis plötzlich in der vierten Nachmittagsstunde auf einem der Türme der Kathedrale eine große weiße Flagge emporstieg und, wie auf einen Zauberschlag, alle Batterien schwiegen. „*Sac glw,*“ meinte in diesem Augenblicke ein pausbäckiger Mecklenburger, „dat sei nu Klumpen (Klöße, womit er die Granaten meinte) naug heww'n (genug haben).“

Der Großherzog von Mecklenburg sandte sofort einen Parlamentär zur Festung ab, welchem einer von seiten des Feindes entgegenkam; er brachte die Meldung, daß der Festungskommandant unter den Bedingungen, wie sie bei Sedan der französischen Armee gewährt worden seien, kapitulieren wolle. Unter dem Hurra der Truppen begab sich bald darauf der Großherzog nach dem Festungsglacié, wo bereits die feindliche Garnison, 109 Offiziere und 2240 Mann, zur Übergabe aufgestellt war. Hier unterzeichnete er auf einem Brett, welches als Tisch dienen mußte, bei dem Scheine einer Stallaterne die Urkunde der Übergabe.

Den Augenblick, als der Großherzog mit dem französischen Komman-

danten zusammentraf, schildert der Herzog von Altenburg recht hübsch in einem Briefe an seine Gemahlin, in dem er schreibt:

„Am Tore begrüßte Fritz (der Großherzog) den Kommandanten, ihm die vollste Anerkennung für seine vorzügliche Haltung und trefflich geleitete Verteidigung aussprechend und ihm dabei die Hand reichend. Der arme Mann — übrigens eine angenehme Persönlichkeit — bewahrte eine sehr gute Haltung, sagte aber nichts als: „Oui, je suis très, très malheureux!“ (ja, ich bin sehr, sehr unglücklich), was ich ihm sehr gut nachfühlen konnte. Als ihm aber Fritz die Erlaubnis erteilte, den Degen behalten zu dürfen, verklärte sich sein ganzes Gesicht — nie im Leben habe ich ein „Merci“ mit solcher Innigkeit aussprechen hören. Der arme Mann stürzte sich dabei auf Fritz, dessen rechte Hand mit seinen beiden Händen umklammernd. Unwillkürlich wurde ich ganz weich gestimmt.“

Noch an demselben Tage rückten mehrere Kompagnien der Belagerer in Toul ein, während die gefangenen Franzosen vor der Festung kampieren mußten. Die Stadt fand man in einzelnen Teilen stark beschädigt, doch waren immerhin eine Menge hübscher Häuser verschont geblieben. Arg hatten die deutschen Geschosse auf dem Walle gehauert; viele Kanonen und Mörser waren zerstört, die hohen Schanzkörbe lagen in Fetzen am Boden, manchen Artilleristen fand man zerschmettert neben seinem Geschütz. Von den Einwohnern waren während des Bombardements 8 getötet und 20 verwundet worden; viele geängstigte Familien hatten die letzten Tage in Kellern zugebracht. Nach der Kapitulation kamen sie nun alle wieder zum Vorschein, und als bald darauf das gesamte Belagerungskorps unter klingendem Spiele und mit wehenden Fahnen seinen Einzug in die eroberte Stadt hielt, auf dem Marktplatz halt machte und ein dreimaliges Hoch auf König Wilhelm ausbrachte — da bemächtigte sich auch der Bevölkerung ein freudiges Gefühl wiedererlangter Sicherheit, und unsre Truppen wurden wider alles Erwarten gut aufgenommen, ja von vielen Bewohnern als „Befreier aus Not und Elend“ mit freundlichem Händedruck bewillkommenet. Ein gutherziger Mecklenburger erzählte später einem Freunde: „Eine Frau hett mich so affküst (abgeküst), dett ich docht (dachte), se was (wäre) nich klauf (flug).“ — Diese Freude der Bewohner, endlich der Gefahren ledig zu sein, entsprang einem natürlichen Gefühle; denn sechs Wochen hindurch hatten sie in Angst und Sorge innerhalb der Festungswälle verbringen müssen, sechs bange Wochen lang hatten sie ohne Gefahr für das Leben die Straße nicht betreten können.

Dreiundzwanzigster Abschnitt.

Eroberung von Straßburg, der wiedergewonnenen „Wacht am Rhein“.

Da liegt sie vor uns, die liebe, alte Reichsstadt mit dem ehrwürdigen Münster, dem erhabenen Denkmale deutscher Baukunst. Während 189 Jahren war uns diese deutsche Rheinwacht entrissen gewesen, fast zwei Jahrhunderte versanken in das Zeitmeer, bevor die Deutschen sich ermanneten und mit dröhnenden Geschossen das geraubte Juwel der deutschen Länderkrone zurückforderten.

Zwar ist die Lage der Festung in der Ebene an der Ill, einem Nebenflusse des Rheins, welcher hier drei Inseln bildet, keine besonders günstige; dennoch war Straßburg für die Franzosen von großer militärischer Bedeutung, indem es ihnen den Besitz des Elsaß sicherte und zugleich als Brückenkopf über den Rhein eine Ausfallspforte nach Deutschland bildete.

Nachdem Louvois, der Vertraute Ludwigs XIV., am 30. September 1681 mitten im Frieden auf seines Gebieters Geheiß sich Straßburgs bemächtigt hatte, erbaute der große Ingenieur Vauban zwischen der Stadt und dem Rhein die Zitadelle, deren Tore sich von jenem Zeitpunkte an nur allzu häufig öffneten, um die benachbarten deutschen Gebiete mit Krieg und schweren Nöten zu überziehen. Dies Bollwerk bildete ein Fünfeck mit fünf Bastionen und ebenso vielen Vorwerken und war von der Stadt durch einen offenen Platz, die Esplanade, geschieden. Die der Zitadelle entgegengesetzte und den Vogesen zugekehrte Grundlinie des Dreiecks war stark befestigt und mit zwei Forts an ihren beiden Enden versehen; im Norden befand sich das Fort des Pierres, in dessen Nähe die Kaserne Finckmatt lag; im Süden erhob sich das Fort Blanc. Die südliche der beiden andern Seiten des Festungsdreiecks, vom Fort Blanc bis zur Zitadelle, hatte man durch vorzüglich angelegte Wassergräben, die eine schnelle Überschwemmung des umliegenden Geländes gestatten, für den Feind so gut wie unnahbar gemacht. Auch die Nordseite der Stadumwallung erhielt auf ähnliche Weise eine bedeutende Stärke.

Die Besatzung der Festung war ein buntes Gemisch von allen möglichen Truppenteilen. Als Marschall Mac Mahon das Elsaß räumte, waren dem Kommandanten von Straßburg nur drei Linienbataillone geblieben; durch Angehörige verschiedener Regimenter, die bei Wörth versprengt worden waren, durch mehrere vierte Bataillone und Erfahabteilungen,



General Joh. Jos. Alex. Urich, der Verteidiger von Straßburg.

endlich durch Mobil- und Nationalgarden war aber deren Garnison immerhin auf 23 000 Mann verstärkt worden, worunter sich freilich gar keine Geniemannschaft, die doch für die Festungsbesatzung so wichtig gewesen wäre, befand. Mit Geschütz war die Festung reichlich ausgerüstet.

Auf deutscher Seite hatte man die Bezwingung von Straßburg sofort nach dem Siege bei Wörth ins Auge gefaßt. Bereits am 11. August trafen vor Straßburg die Spitzen der badischen Division ein. Ihr Kommandeur, der Generalleutnant von Beyer, ließ den französischen Festungs-

Kommandanten, General Uhrich, noch an demselben Tage zur Übergabe auffordern, indem er darauf hinwies, daß die französische Armee geschlagen, an einen Entsatz Straßburgs nicht mehr zu denken und somit eine Verteidigung nutzlos sei. Der feindliche General, ein achtungswerter alter Kriegsmann, wies die Aufforderung zurück. Die badische Division begann nun den Platz einzuschließen; sie ging trotz ihrer geringen Stärke, ohne vom Feinde daran gehindert zu werden, auf der Ruprechtsau bis zum Rhein-Il-Kanal vor, besetzte das nur auf Gewehrschußweite von den Werken entfernte Dorf Schiltigheim, das sogleich zur Verteidigung eingerichtet wurde, und drang in die Vorstadt Königshofen ein, vermochte aber bei ihren schwachen Kräften anfänglich nicht zu verhindern, daß der Feind noch Proviant, namentlich Vieh, in die Festung schaffte; auch gelang es ihm, Eisenbahn und Telegraph zu zerstören.

Die eigentlichen Feindseligkeiten begannen erst mit dem 13. August, als das Oberkommando über die zur Belagerung von Straßburg bestimmten meist badischen Truppen in die Hände des preußischen Generals von Werder überging. Dieser verstärkte bis zum 24. August seine Streitkräfte durch Heranziehung der 1. Reserve- und der Gardelandwehrdivision sowie der Belagerungsartillerie und der erforderlichen technischen Truppen bis auf etwa 40 000 Mann.

Das Hauptquartier befand sich in Lampertheim, nördlich von Straßburg, wohin sich auch der Großherzog von Baden begeben hatte. Dort wurde auch ein Fahrpark eingerichtet und Magazine angelegt, während ein Ingenieurdepot bei Hausberge errichtet wurde.

Die Einschließungslinie berührte nun die Dörfer Ostwald im Süden, Lingolsheim, Königshofen und Wolfisheim im Westen und Schiltigheim und Ruprechtsau im Norden. Damit war für die Festung jedweder Verkehr nach außen abgeschnitten. Zwar versuchte der Feind mit 1500 Mann einen Ausfall nach Ostwald und Illkirch zu machen, wurde aber von den Badensern mit dem Bajonett zurückgetrieben, wobei drei Kanonen und etliche Gefangene in den Händen der Sieger blieben. Die erbeuteten Kanonen wurden jubelnd in das Lager gebracht, um später auf dem Schloßplatz der Residenz Karlsruhe aufgestellt zu werden. Der Feldtelegraph, der die Postierungen der Belagerer untereinander verband, sorgte dafür, daß jede bedrohliche Bewegung des Feindes gegen einen Punkt rasch den übrigen sowie dem Oberkommando mitgeteilt werden konnte.

Da man deutscherseits sich anfangs der Hoffnung hingeeben hatte, bei dem mangelhaften Verteidigungsstande der Festung durch ein Bombardement die Übergabe der Stadt herbeiführen zu können, so wurde nach dem Eintreffen der ersten schweren Geschütze mit diesen und durch die gesamte Feldartillerie in der Nacht zum 23. eine lebhafte Beschießung

begonnen, welche mit kurzen Unterbrechungen bis zum 26. August dauerte und täglich durch neu eingetroffene Geschütze verstärkt wurde; namentlich wütete in der Nacht zum 26. August der Geschützkampf.

Die Wälle Straßburgs erzitterten von den dorthin geschleuderten Geschossen; die Gegenwehr französischerseits richtete sich namentlich gegen das



General Aug. von Werder.

unglückliche Städtchen Kehl, das in Flammen aufging. Die schwer geprüften Bewohner hatten sich mit dem Notdürftigsten in die nächsten Orte geflüchtet, und nur hin und wieder kehrten einzelne in die öde Stadt zurück. Den Beschädigten wurde später aus der deutschen Heimat reiche Hilfe zuteil. Furchtbar war auch die Wirkung der verheerenden Geschosse der Deutschen in der schwer heimgesuchten Festung; voll Schrecken und Angst flüchteten die Einwohner in die entferntesten Verstecke der Wohnhäuser.

Feuersbrünste erleuchteten bei Nacht weithin die Gegend; der Donner der Geschütze, das Saufen, Einschlagen und Platzen der Geschosse erschütterte stundenweit die Luft. Ernst und majestätisch ragte inmitten allen Lärms Erwins Denkmal, das Münster, aus Rauch und Dampf zum Himmel empor, und während der Nächte flimmerte elektrisches Licht auf seinem Turme, um den deutschen Artilleristen anzudeuten, wohin sie nicht zielen sollten. Trotzdem waren die letzteren gezwungen, einige Schüsse nach dem Ehrendenkmal deutscher Kunst abzufeuern, als der Feind auf der Plattform des Turmes einen Beobachtungsposten aufstellte. Die Beschädigungen, welche dadurch das Münster erlitt, waren glücklicherweise nicht sehr bedeutend. Nur der Dachstuhl über dem Gewölbe brannte ab, das Innere jedoch, mit Ausnahme eines der bunten Glasfenster, blieb unverletzt, und auch die berühmte astronomische Uhr ward nicht beschädigt. Traurig aber sah es in der Stadt selbst aus; viele Prachtgebäude gingen in Flammen auf, so die neue Kirche, das Gymnasium, das Schloß, das Museum, das Theater und auch die berühmte Bibliothek mit 400 000 Bänden und kostbaren Manuskripten.

Die deutscherseits von dieser Beschießung erhoffte Wirkung blieb gleichwohl aus. Eine Anzahl Bürger hatte, jedoch vergeblich, den Kommandanten mit Vermittlungsvorschlägen bestürmt; der bei weitem größere Teil der Einwohnerschaft verließ sich zuversichtlich auf die Widerstandskraft der Festungswerke. Das leuchtende Beispiel, mit welchem General Ubrich allen voranging, belebte den guten Mut der Bürger. Er hatte ihnen kundgetan, daß Stadt und Festung von ihm so lange verteidigt werden würden, als ein Soldat, ein Laib Kommissbrot und eine Patrone übrig seien. Später mußte man freilich auch hier zu dem Behelfe greifen, die sinkende Hoffnung bei der Einwohnerschaft und den Soldaten durch falsche Gerüchte zu beleben. Hiernach sollte Mac Mahon mit einem Ersatzheere herannahen, die Preußen vor Metz furchtbare Niederlagen erlitten haben. Leichtgläubig taten denn auch die Bürger keinerlei weitere Schritte, den Kommandanten zur Übergabe zu bewegen.

Da nun in dieser Hinsicht durch das Bombardement der Stadt anscheinend nichts erreicht werden konnte, so ward beschlossen, es einzustellen, dafür aber die förmliche Belagerung unverweilt einzuleiten.

Bei jeder Belagerung einer Festung ist es notwendig, daß der Belagerer allmählich bis an die Mauern der Festung vordringt, um dann zur Erstürmung zu schreiten. In dem Borgelände der Festung hat der Verteidiger in der Regel beizeiten alles entfernt, was den Angreifer bei seinem Vorgehen Schutz bieten könnte. Damit also das Feuer aus der Festung möglichst geringen Schaden verursacht und den eignen Geschützen der Kampf mit der gedeckt stehenden Festungsartillerie erleichtert wird,



Die Beschießung von Straßburg.
Zeichnung von M. Knöfel.

muß der Belagerer sich selbst Deckungsmittel schaffen, indem er im Zickzack geführte Gräben aushebt, welche auf die Festung zuführen. Von diesen Laufgräben (Tranchéen) aus werden dann wieder breite und ziemlich tiefe Ausgrabungen vorgenommen, welche sich parallel mit dem angegriffenen Teil der Festung hinziehen und daher Parallelen genannt werden. Die nach der feindlichen Seite zu ausgeworfene Erde bildet hierbei eine etwa $1\frac{1}{2}$ m hohe Brustwehr und schützt, wenn auch nicht gegen Geschütz, so doch gegen Gewehrfeuer. Hauptsächlich dienen solche Parallelen zur Errichtung von Belagerungsbatterien und zur gedeckten Aufstellung von Infanterie, um erstere und zugleich die vorschreitenden Arbeiten zu schützen.

In dieser Weise sollte nun Straßburg angegriffen werden. Der mit der Leitung der Belagerungsarbeiten beauftragte Generalmajor von Mertens ließ in der Nacht zum 30. August bei Schiltigheim, etwa 800 Schritte von der Festung entfernt, die erste Parallele eröffnen. In der Regel widersteht sich der Feind solchem Vorgehen, und aus diesem Grunde waren 44 Geschütze in die Batterien geführt worden, welche einige hundert Schritt hinter der ersten Parallele lagen. Bei Anlegung der letzteren störte indessen der Feind wider Erwarten die Erdarbeiten nur wenig. Nicht bei Schiltigheim führt die Landstraße an dem außerhalb der Stadt gelegenen Straßburger Kirchhof vorüber; zwischen diesem und dem Dorfe zog sich in langen Linien mit verbogenen Flügeln nach beiden Seiten die etwa 2 m breite und einschließlic der Brustwehr über 2 m hohe Parallele hin. Diese Arbeiten erheischten freilich seitens der Belagerer ganz außerordentliche Anstrengungen; dazu strömte fast unaufhörlich der Regen hernieder, und bei dem von natürlichen und künstlichen Kanälen vielfach durchschnittenen Terrain verwandelte sich der fette Lehmboden bald in einen Sumpf, in welchem unsre Soldaten oft bis an die Knie herumwaten. Zwölf Stunden Dienst in den Laufgräben — das will schon etwas sagen, aber das Pflichtgefühl und die zähe Ausdauer unsrer braven Truppen, verbunden mit ihrem glücklichen Soldatenhumor, halfen auch hier über die größten Beschwerlichkeiten hinweg. Im Quartier aber fanden unsre Landwehrleute nach getaner Arbeit meist freundliche Aufnahme und gute Verpflegung, denn mit der fast rein deutschen Bevölkerung hatten sich die meisten bald auf einen guten Fuß zu setzen verstanden.

Unter denjenigen, welche sich bei der Belagerung von Straßburg durch hervorragende Kühnheit auszeichneten, verdient an dieser Stelle besonderer Erwähnung der Ingenieurhauptmann Ledebur. Er wagte sich bei verschiedenen Gelegenheiten mit wenigen Begleitern nachts bis in die Werke des Feindes, ließ sich an Stricken in den Festungsgraben hinab, den er bei einer solchen Gelegenheit durchschwamm, untersuchte und zerstörte

die unterirdischen Minengänge der Franzosen, erlitt aber leider wenige Tage vor der Einnahme Straßburgs eine schwere Verwundung, der er Anfang Oktober erlag. Sein Name als der eines Helden bleibt eng verbunden mit der Eroberung Straßburgs!

Von der ersten Parallele schritten die Tranchéen zur zweiten vor, die in der Nacht zum 2. September bereits begonnen und trotz feindlicher Angriffe durchgesetzt ward, wiewohl die Arbeiten infolge der geringeren Entfernung von der Festung immer gefährlicher wurden. Zur glücklichen Durchführung trugen lediglich die badischen Artilleristen bei. Diese hatten nämlich auf der Kehler Seite eine sogenannte fliegende Batterie errichtet, die denen in der Festung mancherlei Schaden zufügte. Sie ließ bei Nacht bald da, bald dort ihr Feuer spielen, bis der Feind antwortete, worauf sie sofort ihren Standpunkt wechselte und von einer andern Stelle aus von neuem darauf los donnerte.

Gleichzeitig mit der Herstellung der zweiten Parallele wurde auch die Errichtung der eigentlichen Belagerungsbatterien eifrig betrieben. Der Feind, diesem Vordringen beugend, unterhielt ein lebhaftes Infanterie- und Geschützfeuer und unternahm am 2. September früh 4 Uhr Ausfälle an zwei Stellen. Die eine feindliche Kolonne bewegte sich nach dem linken Flügel der Einschließungstruppen, in der Richtung der Insel Wacken zu, wurde aber von Truppen des 30. Infanterieregiments energisch zurückgeworfen. Ernstlicher gestaltete sich das zweite Gefecht; drei feindliche Kolonnen griffen den deutschen rechten Flügel am Bahnhof an, welchen eine Kompagnie badischer Grenadiere besetzt hielt. Diese boten dem überlegenen Feinde kühn die Stirn, aber trotz ihres Widerstandes wären die braven Grenadiere sicherlich der feindlichen Übermacht erlegen, hätten sie nicht noch rechtzeitig durch die Gardelandwehr Verstärkung erhalten. Das Kleingewehrfeuer knatterte an jenem Morgen lange hin und her und verursachte den Deutschen einen Verlust von etwa 150 Mann; allein es gelang schließlich doch, den Feind in die Festung zurückzuwerfen.

Während so vor der Festung reges Leben herrschte und die Befestigungsarbeiten rüstig vorwärtsschritten, stieg hinter den Mauern die Trübsal von Tag zu Tage. Die Lage der Einwohnerschaft Straßburgs verschlimmerte sich noch durch den eingetretenen hohen Wasserstand; viele Keller waren hierdurch unter Wasser gesetzt worden und hörten auf, Zufluchtsstätten zu sein.

Die Kirchen, namentlich das Münster, waren mit Schutzsuchenden überfüllt, manche Familie sah sich genötigt, unter freiem Himmel zu lagern, Wind und Wetter und den verderbenbringenden Granaten ausgesetzt. Denn die Belagerer sendeten zeitweilig Geschosse in die Stadt, um dem Feinde, welcher sich aus der nicht mehr bombenfesten Zitadelle zurückge-

zogen hatte, die Errichtung von Verteidigungswerken innerhalb der Stadt unmöglich zu machen. Somit blieb den Franzosen nichts übrig, als den Fortgang der Belagerungsarbeiten nach Möglichkeit durch Ausfälle zu stören, die Laufgräben und Batterien der Deutschen unter Feuer zu nehmen. Die Verteidiger traten auch öfters dem Feinde gegenüber und die Festungsgeschütze arbeiteten fleißig, doch vermochten sie nur die Lafette eines einzigen deutschen Geschützes zu beschädigen.

Bis zum 9. September waren 98 gezogene Kanonen und 40 Mörser gegen die Angriffsfront gerichtet. Von der Kehler Seite aus, eine halbe Stunde von dem Städtchen, beschoß die badische Festungsartillerie mit 32 gezogenen Geschützen und 8 Mörsern in wirksamer Weise die Zitadelle; dazu gesellten sich noch zwei „nette Jungens“, wie die Landwehrlaute sich ausdrückten, nämlich zwei Riesenmörser, welche denen in der Festung den Entschluß zu kapitulieren erleichtern sollten.

In der Nacht zum 12. September wurde zur Aushebung der dritten Parallele geschritten. In den Laufgräben hatten sich die Deutschen inzwischen wohnlicher eingerichtet und die in den Lehmboden eingegrabenen Höhlen mit Bretterdächern versehen, „damit es man nicht in die Nasen regnet“, wie ein preußischer Wehrmann scherzhaft erklärte. Immer enger schloß sich der Kreis, den die deutschen Geschütze um die Festung bildeten.

Auch von Kehl aus hatten die Badener Fortschritte gemacht. Durch den „kleinen Rhein“, einen schmalen Wasserarm, wird von der Festung eine Insel, welche den Namen Sporeninsel führt, getrennt; von hier aus hatte bisher eine französische Ausfallsbatterie ihre Geschosse nach Kehl hinübergesandt. In der Nacht zum 14. September ward die Insel jedoch von badischen Truppen besetzt, die sofort eine Batterie errichteten, mit der sie am nächsten Morgen dem verblüfften Feinde einen vernehmbaren guten Morgen wünschten.

General von Werder hatte dem Kommandanten Ulrich unterdessen mehrfach Aufforderungen zur Übergabe zugehen lassen, aber stets ohne Erfolg. Mit dem 16. September begann man Bresche zu schießen. Aus einer Entfernung von wenigen hundert Schritten entwickelten jetzt die schweren Belagerungsgeschütze nebst den beiden am Bahnhof aufgestellten Riesenmörsern ihre furchtbare Tätigkeit. Die hierdurch verursachte Erschütterung war meilenweit zu verspüren, so daß noch in einem vier Stunden von Straßburg gelegenen Schlosse zu Kolbsheim die Fenster erzitterten, zumal wenn einer der beiden „netten Jungens“ den Feuerschlund auftrat, aus dem die weit über einen Zentner schweren Geschosse gleich feurigen Kugeln die Luft durchschwirrten, um bis zu einer Höhe von 300—320 m aufzusteigen und nach etwa 15 Sekunden in den Festungswerken einzuschlagen. Für die geängstigten Bewohner der Stadt gab es

nirgends Sicherheit, kaum noch in den Kellern; eine Bombe drang in das Dach eines dreistöckigen Hauses bis in den gewölbten Kellerraum und tötete dort fünf Personen. Jeder Tag forderte neue Opfer, und immer größer ward die Zahl der Obdachlosen. Die Preise der Lebensmittel stiegen täglich; ein Pfund Pferdefleisch kostete bereits 2 Frank, ein Pfund Kuhfleisch über 4 Frank, eine Kartoffel 2 Sous, ein Schoppen Milch 15 Sous usw.

Das Feuer der Festung wurde von Tag zu Tage merklich matter, denn nach Vollendung der dritten Parallele vermochten die Festungsgeschütze keinerlei Schaden mehr anzurichten; nur selten schlug noch eine Granate oder Bombe in eine deutsche Batterie ein. Als dies doch einmal stattfand, ergriff ein biederer Westfale kurz entschlossen das gefährliche Sprenggeschloß und warf es über die Brüstung, wo es wenige Sekunden später kreperte. Durch diese kühne Tat war die Mannschaft dem sicheren Tode entgangen, und es gab einen würdigen Ritter des Eisernen Kreuzes mehr.

Um mit Erfolg Bresche schießen zu können, war es nötig, daß die vor dem Steintore liegenden Lünetten 52 und 53 von den deutschen Truppen genommen wurden, denn diese Vorwerke erschwerten die Annäherung an den Hauptwall. Während der Vorbereitungen zu dieser Wegnahme entdeckte ein kühn vorgehender Ingenieuroffizier am 20. September nachmittags, daß die Lünette 53 nicht vom Feinde besetzt sei; er drang daher mit wenigen Leuten in sie ein, sie ward ohne Kampf besetzt und konnte sofort zur Verteidigung eingerichtet werden. Viel Arbeit verursachte die Herstellung eines Damms in dem breiten Wassergraben vor der Lünette. Nachdem Pioniere unter dem Schutze von Sandsäcken und Schanzkörben sich bis an den Rand des Grabens, die „Kontreskarpe“, vorgearbeitet hatten, wurde daselbst eine Mine gelegt und durch deren Sprengung die Grabenmauer an der zum Übergange ausgewählten Stelle in den Graben geworfen. Hierauf stellte man durch Schanzkörbe und aufgeworfenen Schutt vom Walle einen Damm her, über den zuerst die Pioniere, sodann die Infanterie gegen das Werk vordrangen.

In der Nacht vom 21. zum 22. September erfolgte darauf die Besitzergreifung der Lünette 52. Die Franzosen hatten sich aus ihr ebenfalls zurückgezogen, entwickelten aber von der Festung her ein lebhaftes Gewehrfeuer. Trotzdem schritt in der achten Abendstunde eine Kompagnie Pioniere zur Herstellung einer Brücke über den Graben, indem zwei Pioniere mit dem Ende eines Laues in einem Nachen nach dem jenseitigen Ufer fuhren, so daß das Lau sich quer über den breiten Graben spannte. Inzwischen waren große leere Biertonnen herbeigeholt worden; je zwei wurden mit Balken verbunden, so daß sie eine Art Rahmen bildeten, und

nachdem sie an das diesseitige Lauende befestigt waren, wurden sie an das andre Ufer gezogen. So folgte ein Brückenglied dem andern, dann wurden die Rahmen mit Brettern belegt, und gegen 10 Uhr war die Brücke hergestellt. Um jedes Geräusch beim Ubergange zu dämpfen, hatte man die Bretter mit Stroh belegt. Der Feind mußte jedoch die Marschbewegungen der vorrückenden Truppen gehört haben, denn sie wurden durch ein mörderisches Schnellfeuer begrüßt. Mutig gingen indessen die Mannschaften, freilich unter großen Verlusten, vor und besetzten die Lünette, wo sich sechs Geschütze und eine Menge Munition vorfanden. Wieder war ein bedeutender Schritt vorwärts getan.

Aus den Lünetten 52 und 53, wie überhaupt aus allen Vorwerken Straßburgs, führte auf das Festungsglaciis der sogenannte „Kofferweg“, eine in den Graben eingeschnittene Straße, die dem Feinde als gedeckter Verbindungspfad diente, während seine Benutzung den Belagerern durch das Geschützfeuer von den Wällen her verwehrt wurde. Der Feind überschüttete denn auch die vordringenden Angreifer mit einem Kugelhagel; unerschrocken durchschritten jedoch unsre Truppen den gefährlichen Weg, setzten sich auf dem gegenüberliegenden Glaciis fest und begannen es zu krönen. Unter „Krönung“ versteht man eine aus Erde und Schanzkörben aufgeworfene, den feindlichen Werken parallel laufende Deckung, welche die letzten Angriffsbatterien aufzunehmen bestimmt ist und den Aufstellungsort für die Sturmtruppen bildet.

Die Lünetten waren mit Mörsern bewehrt worden, während auf das gekrönte Glaciis Sechs- und Achtpfünder aufgepflanzt wurden.

Wie schnell hatte sich das Belagerungsbild geändert!

Noch wenige Tage zuvor hatten unsre Truppen am Grabenrande gestanden und eine breite Wasserfläche zwischen sich und den Lünetten gehabt, aus denen Chassepot- und Kartätschkugeln flogen — jetzt benutzten die deutschen Soldaten die Vorwerke zu Stützpunkten bei ihren weiteren Unternehmungen.

Es begann nun ein wirksames Brescheschießen, das sich gegen die beim Steintore gelegenen Bastionen 11 und 12 richtete. Der Widerstand des Feindes wurde von Tag zu Tag schwächer. Aus der Zitadelle fiel kein Schuß mehr, denn dort hatten die badischen Artilleristen reine Wirtschafft gemacht und die Baubansche Zwingburg in Trümmer gelegt. Alle Aufenthaltsräume waren zerstört, die Verbindung mit der Festung erschwert und größeren Truppenmassen das Verweilen in der Zitadelle unmöglich gemacht. Die Zeit der Sühne war gekommen, die Stunde der Erlösung hatte geschlagen — Straßburg, die alte, herrliche deutsche Reichsstadt, sollte nach langer Entfremdung endlich wieder in den Besitz der Deutschen gelangen.

Am Nachmittage des 27. September, Schlag 5 Uhr, während noch von beiden Seiten gefeuert wurde, sah man plötzlich vom Münster und den Bastionen 11 und 12 weiße Fahnen wehen. Sie machten den Geschützdonner verstummen. Erwartungsvoll standen die deutschen Krieger da. Es währte nicht lange, so ließ sich ein Parlamentär blicken; er überbrachte ein Schreiben des Generals Urich, worin die Übergabe der Festung auf Gnade und Ungnade angeboten ward. Tausendstimmiger Hurraruf durchdrang bei dieser Nachricht die Lüfte; ein jeder fühlte es, daß ein verlorenes Schmerzenskind sich wiedergefunden, daß einander fremd gewordene Brüder im Begriffe standen, sich wieder zu vereinigen.

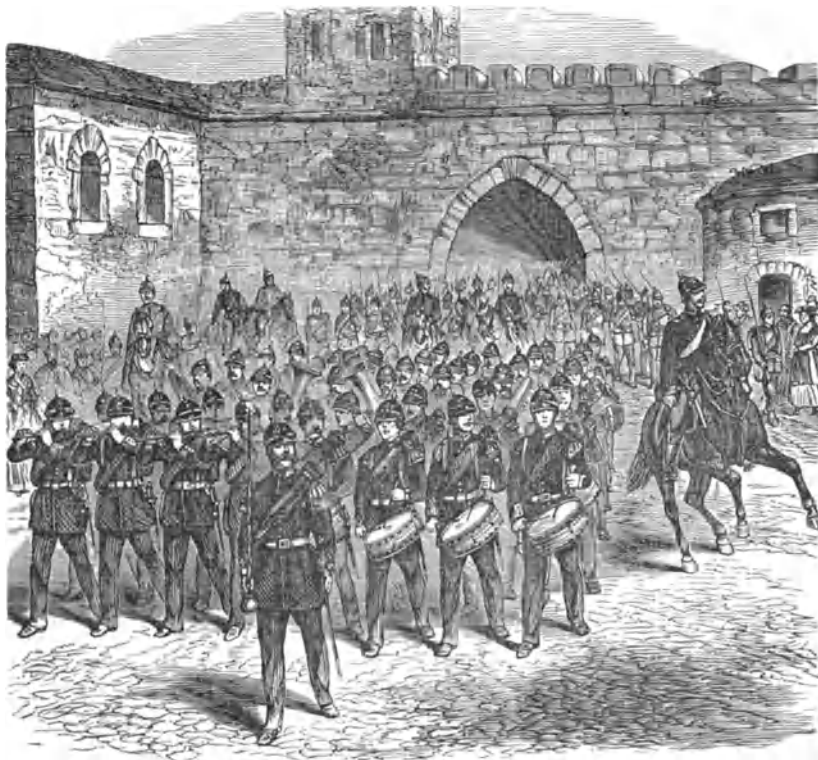
General Urich hatte mit aner kennenswerter Tapferkeit die Festung verteidigt. Nachdem aber in die innere Mauer beim Steintor eine über 10 m breite Bresche gelegt worden war und Straßburg nun, am nächsten Tage vielleicht schon, erstürmt werden konnte, da gewann die menschliche Seite beim Festungskommandanten die Oberhand: er sah das Unnütze ferneren Blutvergießens ein, gedachte der vielen blutigen Opfer, welche ein Sturm fordern würde, und kapitulierte. Nachts 2 Uhr wurde in Königshofen die Übergabeurkunde ausgefertigt und unterzeichnet, nach welcher 17 111 Mann, einschließlich der Nationalgarde, und 451 Offiziere die Waffen streckten und 1843 Pferde nebst einer großen Menge von Kriegsmaterial in des Siegers Hände fielen.

Die Übergabe erfolgte unter denselben Bedingungen wie bei Sedan. Die Offiziere durften gegen Verpfändung ihres Ehrenwortes, in diesem Kriege nicht mehr gegen Deutschland zu kämpfen, frei abziehen. Unter den Kriegsgefangenen befanden sich auch ein Admiral, ein Schiffskapitän und etwa 130 Marinesoldaten. Ihnen sollte ursprünglich die Aufgabe zufallen, mit einer Flotille gegen Mainz zu fahren, um es zu bombardieren. Eine Abteilung Marinesoldaten war eben damit beschäftigt gewesen, die mit der Bahn angelangten Kanonenboote zusammenzufügen, als die Nachrichten von Wörth und Saarbrücken eintrafen. Daraufhin waren die Boote schleunigst wieder eingepackt und in das Innere des Landes zurückgeschickt worden, wo sie später noch zum Teil den Deutschen in die Hände fielen.

Am 28. September, morgens 8 Uhr, besetzten deutsche Truppen die Tore und die Zitadelle. Wenige Stunden später begann das Vorüberziehen der französischen Truppen, an ihrer Spitze General Urich, der vom Großherzog von Baden und vom General Werder achtungsvoll begrüßt wurde. Die ersten Züge der kriegsgefangenen Besatzung zeigten eine würdige Haltung; aber dann folgte eine zügellose Menge Betrunkener, welche kurz zuvor grobe Ausschreitungen verübt, ihre Waffen zerbrochen und ins Wasser geworfen hatten. Erst nachmittags war die Abführung der

Gefangenen beendet und in der Stadt eine leidliche Ordnung hergestellt. Auf den Plätzen und Straßen harrte jedoch eine grollende Menge und begrüßte mit finsternen Blicken die Regimenter, die unter den Klängen der „Wacht am Rhein“ ihren Einzug hielten.

Ruhig, ohne herausfordernde Kundgebungen, marschierten die deutschen Soldaten an der Menge vorüber. Auch von der Kehler Seite her



Einmarsch badischer Truppen in Straßburg.

marschierte mit klingendem Spiele ein badisches Regiment heran, dessen Mannschaften auf der Sporeninsel gelegen und sich nicht hatten abhalten lassen, in Schiffen über den Rhein zu setzen.

Am 30. September, dem Geburtstage der Königin Augusta und dem Jahrestage, an welchem vor 189 Jahren Straßburg in französische Gewalt kam, hielt General von Werder an der Spitze seiner Truppen den Einzug in die alte Reichsstadt.

Der General begab sich sogleich nach der wohlerhalten gebliebenen
Höcker, Der Nationalkrieg gegen Frankreich.

evangelischen Kirche St. Thomas, an deren Eingangspforte er von dem Präsidenten des Konsistoriums empfangen wurde. Der würdige Geistliche schilderte dem preußischen General die Schrecken, die über die belagerte Stadt ergangen waren, und bat ihn, Milde zu üben, was der General in freundlicher Weise zusagte. Bei dem feierlichen Gottesdienst sprach der preußische Divisionsprediger Frommel in seiner Predigt ergreifende Worte der Versöhnung.

Nach sechs Wochen der Belagerung, die wie sechs qualvolle Jahre dahingeschlichen, war nun der Straßburger Bevölkerung der Friede zurückgegeben — aber von Freude über die endliche Erlösung war nichts zu merken!

Die Straßburger waren zwar froh, die Entbehrungen und Lebensgefahren hinter sich zu haben, aber mit unfreundlichen, ja gehässigen Blicken sahen sie auf die „Dütschen“. Als im Jahre 1681 die deutsche Stadt in welsche Hände fiel, da gingen die Frauen und Mädchen in Trauerkleidern umher, und als im Jahre 1870 die deutschen Brüder als Befreier erschienen und Versöhnung verkündigten, da gingen Frauen und Mädchen wiederum in der Farbe der Trauer — weil man sie dem alten Erbfeinde entriß! So ändern sich Zeiten und Menschen...

Das Elend war freilich in Straßburg während der Belagerung groß gewesen und blieb es noch lange nach seinem Falle. Schädliche Ausdünstungen und der Mangel kräftiger Nahrung hatten Krankheiten erzeugt und der Tod hatte gewaltig aufgeräumt. Die Leichen der Verstorbenen hatten innerhalb der Stadt, in den Höfen und Gärten der Häuser beerdigt werden müssen, da der Kirchhof inmitten der deutschen Angriffswerke lag. Ein schreckliches Bild boten die vielen zerstörten Häuser; an 450 waren teils abgebrannt, teils ganz verwüstet, und gegen 10000 Menschen waren obdachlos geworden; ganze Stadtteile waren der Wucht der deutschen Geschosse erlegen, die Kasernen abgebrannt und die Mehrzahl der öffentlichen Gebäude zu Mischenhaufen geworden. In der Steinstraße, gegenüber der Hauptangriffsfront, sah es am schlimmsten aus; hier war kaum ein Stein auf dem andern geblieben. — Ja groß, entsetzlich war das Unglück der Stadt, von deren Einwohnern während der Belagerung allein 1700 verwundet oder getötet worden waren — doch nur auf solche Weise konnte Straßburg, der altberühmte Sitz deutscher Kunst und Dichtung, der lang entbehrte schützende Brückenkopf am Rhein, für Deutschland wiedergewonnen werden.

Viel geschah von deutscher Seite für die hartgeprüfte Stadt; überall wurden zu ihren gunsten Sammlungen veranstaltet. Nach und nach kehrte die alte Lebenslust wieder in die Mauern ein; die geschlossenen Fenster taten sich allmählich wieder auf, und aus den dumpfen, finsternen

Kellern traten die Menschen wieder hervor an das sonnige Licht und feierten die Wiederauferstehung zu neuem Leben. Bald herrschte in den Straßen und auf den Plätzen wieder lebendiges Wogen und Treiben; Hunderte von Arbeitern waren beschäftigt, die Zugänge zur Stadt gangbar zu machen und den inneren Verkehr wieder in Gang zu bringen.

Die Mehrzahl der Belagerungstruppen, von denen leider 933 tapfere Streiter (39 Offiziere und 894 Mann) den schönen Sieg der deutschen Waffen mit ihrem Blute hatten bezahlen müssen, erhielt alsbald Befehl, den Marsch auf Paris anzutreten. Als sie abzogen, sah die deutsche Schildwache, die auf dem zertrümmerten Walle selbstbewußt umherschritt, lange den Scheidenden nach und winkte ihnen grüßend zu; dann aber blickte sie leuchtenden Auges zu dem mächtigen Dome empor, der nun wieder deutsch geworden war.

Vierundzwanzigster Abschnitt.

Kampf- und Ruhetag vor Paris.

Bereits seit Mitte September umschlossen die deutschen Heere die gewaltigste Festung im Feindeslande, die Seele Frankreichs, oder, um mit Viktor Hugo zu reden, die „Weltseele“. Eine Viertelmillion siegreicher Krieger verlangte nach dem Einzuge in die stolze Landeshauptstadt mit ihren zwei Millionen Bewohnern, die sich zum Widerstande auf Leben und Tod gerüstet hatten.

Der Tag von Sedan hatte die militärische Niederlage Frankreichs bereits entschieden. Wenn trotzdem die republikanische Regierung den Krieg weiter fortführte, so geschah dies nur, weil sie meinte, daß es ein Leichtes sei, die ganze Nation für den Krieg gegen die Deutschen zu begeistern und neue Armeen von Hunderttausenden ins Leben zu rufen, die dann nicht eher an den heimischen Herd heimkehren sollten, bis der letzte Eindringling vom heiligen Boden Frankreichs verjagt worden. Viele Tausende hingeopferten Menschenleben und Milliarden an Kriegskosten sollten den betörten Gewalthabern erst zeigen, daß nicht die Menge der Bewaffneten, selbst nicht eine gewisse Opferwilligkeit allein, sondern vor allem eine im Volke eingewurzelte Disziplin und die Betätigung unerschütterlicher Treue für Herrscher und Vaterland die festen Stützen in Not und Gefahr sind.

Dank der zähen Latkraft und rückhaltlosen Entschlossenheit des damaligen Gewalthabers Gambetta erhoben sich Tausende zur Verteidigung des heimischen Herdes. Von neuem flammte allerorten der Krieg auf, dessen nahem Ende man schon entgegengesehen hatte. Im Norden, Westen, Süden und Südosten Frankreichs entstanden neue Heere, wie dem Erdboden entwachsen, für deren Bewaffnung und Ausrüstung, soweit die vorhandenen Vorräte nicht reichten, namentlich England und Amerika trotz ihrer Neutralität gegen gute Bezahlung Sorge trugen. Allmählich sah sich die gesamte wehrhafte männliche Bevölkerung von 20—49 Jahren

genötigt, zu den Fahnen zu eilen. In Beispielen nachahmungswürdiger Opferwilligkeit fehlte es auch in Frankreich keineswegs.

Der eigentliche Kern dieser neuen Streitkräfte bestand aus Resten der früheren kaiserlichen Armee, den Reservisten des Heeres oder solchen Heerteilen, welche in den Festungen standen, oder die aus Algier herangezogen wurden, und endlich aus jenen Leuten, die kurz vorher noch als Matrosen oder Marinetruppen auf hoher See gewesen waren. Damit vereinigte die französische Regierung Mobilgarden, Nationalgarden und Freikorps. Große Sorgfalt wendete man namentlich jenen Mannschaften zu, die sich im Mittelpunkte Frankreichs, bei Bourges und Nevers, ansammelten und bald nachher unter dem Namen „Loirearmee“ den deutschen Heeren in einer Stärke von mehr als 100 000 Mann zum Schutze der Landeshauptstadt gegenübertraten.

Der Vormarsch der Deutschen gegen die stolze Millionenstadt war ohne erhebliche Störung vor sich gegangen; nur bei den in südlicher Richtung von Paris gelegenen Orten Melun und Bretonnes hatten sich feindliche Haufen, meist Franktireurs, den Vormarschierenden entgeggestellt. Das Häuflein, etwa 700 Mann an der Zahl, wurde umzingelt und gefangen genommen. Im übrigen fielen nur hin und wieder auf die an der Spitze befindlichen Kavalleriepatrouillen Schüsse aus sicherem Hinterhalt. Aber man hatte auf andre Weise den Deutschen das Vordringen nach Möglichkeit zu erschweren gesucht; da lagen gefällte Bäume barrikadenartig quer über die Landstraßen, da waren Strecken der letzteren in einer Breite von 3—4 m aufgerissen und eine größere Anzahl Brücken abgebrochen worden. Allein die preussischen Pioniere beseitigten in kurzer Zeit alle diese Hindernisse, und so schauten im Hochsommer des Jahres 1870 eines Abends die deutschen Heere zum drittenmal in diesem Jahrhundert auf das vor ihnen sich ausbreitende Paris.

Inmitten einer wohlangebauten, mit Gärten und prächtigen Landhäusern geschmückten Ebene liegt sie da — die stolze Riesenstadt! Nur im Süden und Südwesten begrenzen namhafte Höhenzüge das Talbecken, in dem sie lagert.

Als unsre Väter im Jahre 1814 Paris zu ihren Füßen sahen, umgab noch keine Ringmauer die Hauptstadt Frankreichs. Die Befestigung von Paris, wie sie unsern Truppen 1870 gegenübertrat, wurde im Jahre 1840 infolge der damaligen Erregung gegen Deutschland beschlossen und verdankte ihr Entstehen dem französischen Staatsmanne Thiers, als er Minister unter König Louis Philipp war. Eine 9 m hohe, mit 94 Vorsprüngen (Bastionen) versehene Festungsmauer sowie ein 11 m breiter Wassergraben umgaben die „Weltseele“ im Umfange von sieben Stunden! Der befestigte Umkreis ward im Jahre 1870 noch von einem

Gürtel von 15 Forts geschützt, deren gegenseitige Entfernung etwa 2000 m betrug.

Infolgedessen belief sich der Gesamtumfang der Festungswerke von Paris auf zwölf Stunden. Von den Forts hatten mehrere den Wert selbständiger Plätze; zwei von ihnen, die Forts auf dem Berge Valerien im Westen und St. Denis im Norden, waren stärker als manche ansehnliche Festung. Den stärksten Teil der Befestigung bildete die nach Deutschland gerichtete Seite. Dort lagen an einem 125 m hohen Höhenzuge drei Forts, nämlich: Romainville, Noissy und Rosny, südlich davon das Fort Nogent.

Die Räume zwischen diesen Forts waren wiederum durch kleinere Werke (Redouten) verteidigt und von der Art, daß jede sich zwischen dieselben wagende feindliche Abteilung in ein verderbliches Kreuzfeuer geraten mußte.

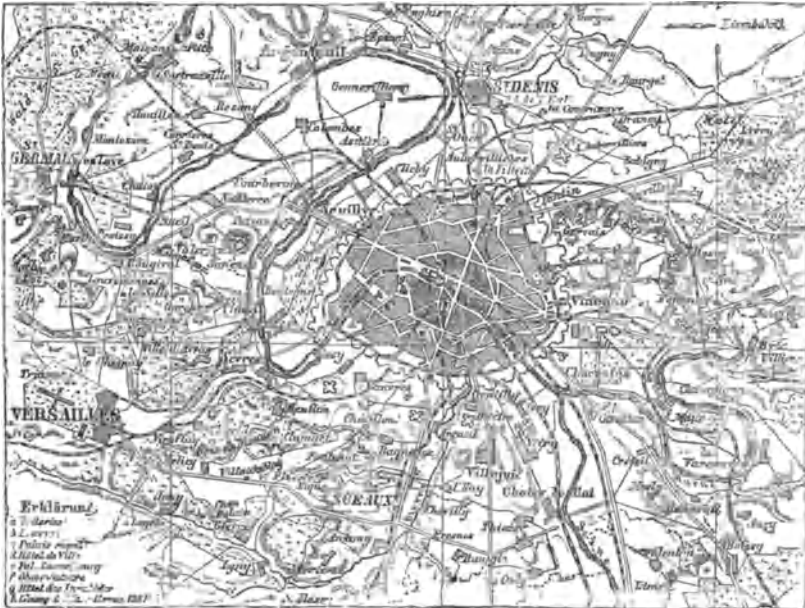
Die Forts hatten nicht allein bombensichere Kasernen, sondern auch alle jene Einrichtungen, die der dauernde Aufenthalt einer größeren Besatzung erforderte. An die Rückseite dieser Forts schloß sich der Wald von Vincennes mit einem großen befestigten Schloß an, dem Hauptwaffenplatz der Forts der Ostfront. An die letztere lehnte sich im Nordosten das Fort Aubervilliers und an dieses schloß sich wiederum im Norden die Stadt St. Denis an mit ihrer überaus starken Befestigung, bestehend aus den Forts de la Briche, Double Couronne und de l'Est, durch Wälle und Gräben zu einer förmlichen Festung verbunden. Im Südosten aber breitete sich ein starkes Fort, Charenton, zwischen der Seine und Marne aus, während die Südseite von Paris durch fünf Forts gedeckt wurde, die die Namen Ivry, Bicêtre, Montrouge, Vanvres und Issy führten. Diese hatten insofern geringere militärische Bedeutung, als sie von Höhenzügen des linken Seineufers beherrscht wurden. Die Westseite von Paris war, da die dreifache Windung der Seine schon an und für sich eine gewisse Deckung bietet, nur durch ein mächtiges Werk auf dem Mont Valerien geschützt, von dem nächsten nördlichen Fort, de la Briche, etwa vier Stunden entfernt gelegen.

Daß ein solcher Platz nicht in der Art und Weise, wie beispielsweise Straßburg, umzingelt werden konnte, liegt auf der Hand; dazu reichte selbst die bedeutende Truppenzahl der deutschen Belagerer nicht aus, zumal die Paris umgebende Ebene mannigfach von der gerade dort in zahlreichen Windungen hinfließenden Seine und Marne durchschnitten und mit Gärten, Landhäusern und Ortschaften bedeckt war. Man konnte nur darauf bedacht sein, die Riesenstadt von jedem Verkehr abzuschneiden und sie durch Hunger zur Übergabe zu zwingen.

Im ganzen umschlossen acht Armeekorps und die Division der Würt-

temberger sowie vier Kavalleriedivisionen, wohl 260 000 Mann, die Riesenfeste, und zwar nahm die Maasarmee im Norden und Nordosten ihre Aufstellung, während den Süden und Südwesten die dritte Armee besetzt hielt. Dabei schoben sich die äußersten Flügel beider Armeen, aus Kavallerie bestehend, nach und nach so weit vor, daß man auch die westliche Seite genau beobachten konnte.

Die Einschließung von Paris vollzog sich nicht ohne heftige Kämpfe. Dicht an der von Chevreuse nach Paris führenden Landstraße erhob sich



Plan von Paris und Umgebung (1870—71).

zwischen Chatillon und Plessis-Piquet auf einem waldigen Plateau eine Windmühle, Moulin de la Tour. Diese Stelle war von der Pariser Verteidigungskommission zur Errichtung einer Schanze ausersehen worden, an der gegen 10 000 Personen arbeiteten. Das Werk ging seiner Vollendung entgegen, als die deutsche Heere anrückten. Ein 4 m breiter und 6 m tiefer Graben umgab die Schanze, die eine Längenausdehnung von 44 m und eine Tiefseite von 34 m hatte und den südwestlichen Forts, namentlich denen von Vanvres, Montrouge und Issy, die nötige Deckung gewähren sollte.

Von den Orten Sceaux und Plessis-Piquet und jener Schanze aus unternahmen die Franzosen am Morgen des 19. September einen Vor-

stoß gegen die auf Versailles und St. Cloud anrückenden Deutschen. Trotz ihrer Minderzahl nahmen die Abteilungen des preußischen V. Korps das Gefecht auf und behaupteten sich anderthalb Stunden mit heldenmütiger Tapferkeit, ungeachtet des lebhaften Artilleriefeuers des überlegenen Feindes. Sie würden jedoch schließlich wohl unterlegen sein, wenn nicht noch rechtzeitig eine Division des II. bayrischen Korps, das bei Billeneuve St. Georges die Seine überschritten hatte, in das Gefecht eingegriffen hätte.

Mit lautem Hurra begrüßten die Posener die Waffenbrüder. Der Kampf kam nun bald zum Stehen; immer heftiger drängten unsere Truppen die Franzosen, die ins Schwanken gerieten und endlich ihre Stellungen aufgaben. Nachdem sie sich hinter die Verschanzungen von Moulin de la Tour zurückgezogen hatten, eröffneten sie von dort aus ein heftiges Mitrailleusenfeuer, das aber bald verstummte, als eine bayrische Brigade mit einer geschickten Flankenbewegung in der Richtung von Sceaur östlich über Bourg eingriff und bayrische Batterien mit Erfolg den Gegner zu beschießen begannen.

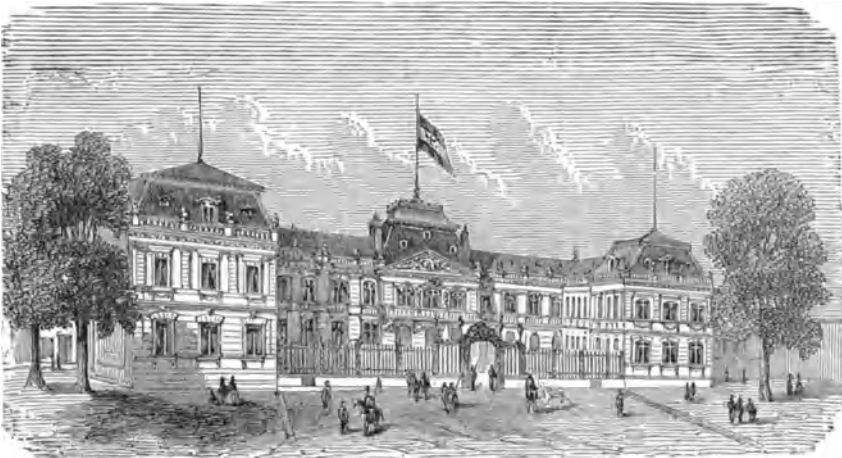
Bald verschwand von den Wällen ein feindliches Geschütz nach dem andern, und nun gingen die Posener und Bayern gegen die Schanze vor, die unter Siegesjubel erstürmt wurde. In wildem Durcheinander jagten die Franzosen davon; ein Zuavenregiment hielt im Laufem nicht eher inne, als bis es die Stadt erreicht hatte. General Ducrot, der sich durch die Flucht der Gefangenschaft entzogen, hatte das Kommando über die schnellfüßigen Truppen geführt, von denen 1000 Gefangene in deutschen Händen blieben.

Die eroberte Schanze, in der sich acht vom Feinde zurückgelassene Feldgeschütze vorfanden, erwies sich keineswegs als fertig, die Kasematten und unterirdischen Gänge bedurften noch sehr des Ausbaues.

Die Bayern gingen sofort an die Arbeit, und als am folgenden Tage der Kronprinz das genommene Werk besichtigte, waren die fleißigen Mannschaften dabei, an der Paris zugekehrten Schanzenseite neue Schanzen aufzuwerfen. Dabei kamen Minen zum Vorschein, deren eine mit 20 Petroleumfässern angefüllt war. Auf solche kleine Überraschungen stießen die Belagerer noch öfters.

Moulin de la Tour eignete sich trefflich zum Einblick in die Stadt Paris. In heiterem Sonnenglanze lag die „Weltseele“ zu Füßen der bewaldeten Hügelkette, und mit Leichtigkeit erkannte das Auge, namentlich im westlichen Stadtheil, die größeren Gebäude. Aus diesem Grunde, aber auch um den Bewegungen des Feindes in den rechts und links liegenden Forts besser folgen zu können, ließ der Kronprinz auf der Schanze einen Beobachtungsposten errichten.

Von Moulin de la Tour aus begab sich der Oberbefehlshaber der dritten Armee nach seinem Hauptquartier Versailles, welches von 2000 Mobilgardisten besetzt gewesen und von diesen so lange gehalten worden war, als sich keine Pickelhaube zeigte. Sobald diese aber in der Ferne blinkten, kapitulierten Stadt und Mannschaft schleunigst. Bei seiner Ankunft in Versailles harrete des Kronprinzen vor und in der Stadt eine neugierige Menschenmenge, um den Sieger von Wörth in Person zu schauen; ja, vor dem Präfekturgebäude, welches von nun an die Kronprinzliche Residenz bildete, stand eine so dichte Volksmasse, daß hier kaum durchzukommen war.



Das Präfekturgebäude zu Versailles. Hauptquartier des Königs Wilhelm.

Die Residenz Ludwigs XIV. war vor der Hand preußisch geworden, und der preußische Adler glänzte über dem Balkon des Präfekturgebäudes. Auch St. Cloud, das Lieblingschloß der Napoleoniden, wurde am 21. September besetzt und eine Schar Franktireurs, welche bis dahin den Park besetzt hielt, verjagt.

In demselben Zimmer, in welchem Napoleon III. vor wenigen Monaten die Kriegserklärung unterzeichnet hatte, standen nun deutsche Soldaten, welche sich die Abbildungen verschiedener preußischer Truppenkörper neben den in einem der kaiserlichen Gemächer auf einem grünen Tische liegenden Kriegskarten beschauten. Wie hatte sich das Blättchen gewendet: Paris war von einem eisernen Ring umschlossen, die Deutschen standen als Sieger in St. Cloud — der ehemalige Besitzer des Schlosses saß gefangen auf Wilhelmshöhe!...

In langgestrecktem Bogen zogen sich die Korps der dritten Armee

hin. Bei dem nördlich von Versailles und nordwestlich von St. Cloud gelegenen Bougival fing er an und berührte in südlicher Richtung die Orte Sevres, Meudon, Bourg, l'Hay, Chevilly, Thiais, Choisy-le-Moi, um südöstlich von Paris bei Bonneuil zu enden. Nordöstlich von diesem Orte begann bei Gournay sur Marne eine zweite Linie, die sich nach dem Nordwesten fortsetzte und aus den Truppenteilen der vierten Armee bestand, deren Hauptquartier sich in dem nordöstlich von Paris gelegenen Grand-Tremblay befand. Die von dieser Aufstellung berührten Orte waren Gournay sur Marne, der Wald von Bondy, Sevran, le Blanc Mesnil, Pierrefitte und Argenteuil.

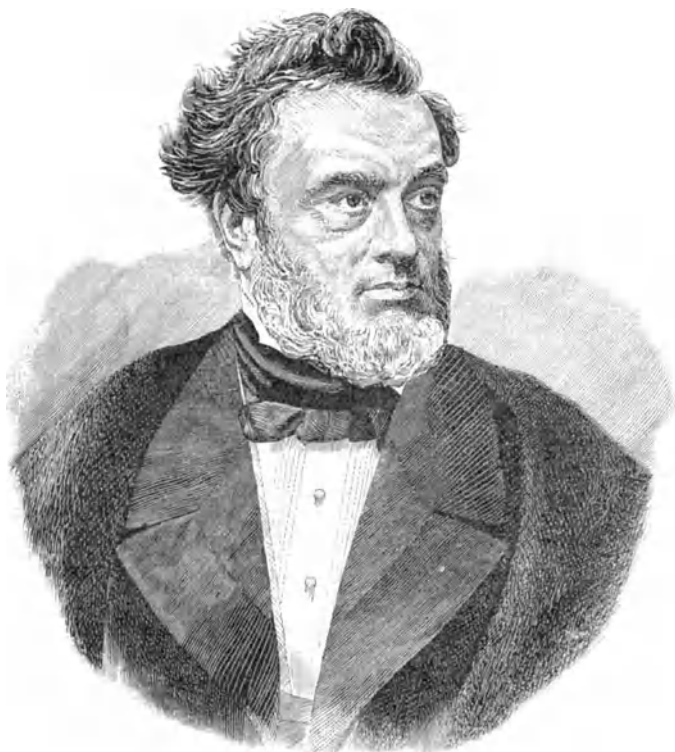
Die Württemberger standen oberhalb Bonneuil als rechter Flügel der dritten Armee, an sie schlossen sich die Schlesier, an diese die Posener und an letztere wiederum die Bayern; den Schluß bildete bei Bougival das XI. Korps.

Das Zentrum der vierten Armee bildeten die Garden unter dem Prinzen August von Württemberg, dessen Hauptquartier sich in dem nordöstlich von St. Denis liegenden Gonesse befand. Der rechte Flügel setzte sich aus dem IV. Korps (Provinz Sachsen), der linke aus den Sachsen des XII. zusammen. Die Herstellung und Vollendung dieses Riesenringes suchte natürlich die französische provisorische Regierung möglichst zu hintertreiben. Sie sann auf Mittel, um die im Gange befindlichen Rüstungen zu vollenden und die hierzu erforderliche Zeit zu gewinnen. Deshalb trat sie mit dem deutschen Hauptquartier zu Ferrières in Unterhandlungen und nahm dabei die Maske der Friedensbedürftigkeit vor. Während der Lage des Waffenstillstandes konnten ja die Rüstungen französischerseits ungehindert weiter betrieben werden. War der Zweck erreicht, so ließen sich die Verhandlungen abbrechen; jedenfalls ließ sich die Zeit benutzen, neue Heere heranzuziehen, um den eisernen Gürtel zu durchbrechen.

In der That recht schlau, doch die klugen Leute hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht; denn es gab einen, der aufmerksam alle Vorkommnisse ins Auge faßte und seine Leute wohl kannte, und dieser nannte sich Graf Otto von Bismarck-Schönhausen.

Am 19. September, als Straßburg und Toul noch nicht gefallen waren, langte der französische Unterhändler, Jules Favre, im deutschen Hauptquartier an und brachte in einer Unterredung mit dem Bundeskanzler sein Anliegen vor. Der letztere, das verdächtige Spiel durchschauend, stellte eine Bewilligung des Waffenstillstandes nur für den Fall in Aussicht, daß Straßburg, Toul und Bitsch übergeben würden. Dadurch war der Plan der französischen Regierung zuschanden gemacht, denn mit dem Falle dieser Festungen wurde ein neues deutsches Heer für Paris ver-

füßbar. Die französischen Diplomaten erklärten am 23. September die gestellten Bedingungen für unannehmbar, und die Verhandlungen wurden abgebrochen. Eine Zeitlang glaubte man auch im deutschen Hauptquartier, daß der Krieg nun bald zu Ende sein werde; selbst maßgebende Personen hielten die Franzosen für entmutigt. Bald zeigte sich indessen, daß die dermaligen Leiter der Republik zum Widerstande bis aufs äußerste ent-



Jules Favre.

schlossen waren, und immer neue Armeen erschienen auf Gambettas Betreiben im Felde.

Um das Scheitern der Friedensverhandlungen vor ihrem Lande und Europa zu beschönigen und ihre Landsleute zu neuem Widerstande aufzustacheln, übertrieben die Pariser Machthaber die preußischen Forderungen. Sie sprengten aus, Graf Bismarck habe die Übergabe des bedeutendsten Pariser Forts, des Mont Valerien, verlangt und davon gesprochen, Frankreich zu einer Macht zweiten Ranges herabzudrücken.

Natürlich fand diese Lüge von deutscher Seite die gebührende Erwiderung, allein die verblendeten Franzosen schenkten ihr dennoch Glauben, und um ihrem Verdruß über das Fehlschlagen ihrer Erwartungen Luft zu machen und der überhand nehmenden Aufregung einigermaßen Rechnung zu tragen, gebot die Regierung nun, auch alle im südlichen Frankreich noch verweilenden Deutschen aus dem Lande zu weisen.

Die Pause, die dem Gefecht vom 19. September folgte, benutzte die Belagerungsarmee, um sich vor der Riesenstadt häuslich einzurichten. Von den deutschen Truppen, die die Seineübergänge im Süden und Nordwesten bereits besetzt hatten, wurden an mehreren wichtigen Punkten Schanzen aufgeworfen, und es währte nicht lange, so zogen sich in langen Linien doppelte, ja auch dreifache Schützengräben hin; in den Steinmauern prachtvoller Lustschlösser und Villen wurden Schießscharten angebracht und schwache Punkte verbarricadiert. Die Umgebung von Paris bot jetzt ein eigenartig belebtes kriegerisches Bild dar. In den von ihren Bewohnern verlassenen Dörfern, Landhäusern und Schlössern machten es sich die deutschen Soldaten bequem; gar mancher Held von Wörth und Sedan ruhte auf einem samtnen Divan, und in manchem Putzgemach hallte der Tritt preussischer Dragoner und bayrischer Chevaurlegers wider. An dem verlassenen Kaminherd bereiteten an Stelle zierlicher Französinen jetzt bärtige Krieger das Mittagsmahl, und auf dem Melkschemel im Stalle saßen statt rotwangiger Bauernbirnen wettergebräunte deutsche Bauernjöhne. Daß den Kellern fleißig Besuche abgestattet wurden, kann man sich denken, und wenn solche sich nicht von selbst bemerkbar machten, so stieß die Fingigkeit des Soldatenauges gar bald auf verborgene Schätze, die in Gestalt von gefüllten Wein- und Likörflaschen an das Sonnenlicht gefördert wurden.

Unsre Vorposten standen auf der Linie Bougival-St. Cloud und wagten sich nur bei nächtlichen Streifpatrouillen an den Felskegel des Mont Valerien heran. Dies mußte freilich mit großer Vorsicht geschehen, da die Besatzung jenes Bollwerks in der Regel während der Nächte die Gegend nach allen Seiten hin elektrisch beleuchtete, wozu ihr ein trefflicher Apparat zur Verfügung stand.

Den wichtigsten Mittelpunkt für die Beobachtung der zuletzt genannten fünf Forts bildete, außer der genommenen Schanze von Moulin de la Tour, der Park von St. Cloud. Auf einer Anhöhe stand dort ein Bauwerk, dem die Volkssprache den Namen „Die Laterne des Diogenes“ gegeben hatte. Es war ein etwa 13 m hoher, turmartiger Bau, auf dessen Spitze sich ein Pavillon erhob. Im weitesten Panorama dehnte sich dort vor den Augen des Beschauers der gesamte südliche und westliche Teil von Paris aus mit dem aus dem Häusermeer hervorragenden Dom der

Invaliden, den verschiedenen Türmen und dem Siegestor. Zur Linken stieg stolz der 250 m hohe, abgestumpfte Felskegel des Mont Valerien mit seinen massigen, bastionartig gebildeten Erdwerken auf.

Die Wachtposten, die am 27. und 28. September von der Zinne der „Laternen des Diogenes“ nach allen Seiten eifrig spähten, bemerkten auf der Eisenbahn, die rings um Paris herum lief und daher auch Gürtelbahn genannt wurde, ein ungewöhnlich bewegtes Treiben. Bedeutende Truppenmassen wurden auf jener Bahn, die auch die Verbindung der inneren Stadt mit den Forts herstellte, nach den Forts Issy, Montrouge und Bicêtre befördert. Sofort erhielt das Hauptquartier der dritten Armee von diesem Vorgange Nachricht.

Ein Ausfall war für den nächsten Tag zu erwarten und es ward deswegen für die Truppen, welche in Versailles und Umgegend lagen, Generalmarsch geschlagen. Allein der 29. September verging ohne Störung. Nur vom Mont Valerien donnerten zeitweilig die Kanonen, ohne jedoch viel Schaden anzurichten. Ein gutmütiger Thüringer meinte zu dieser Pulververschwendung: „Die Franzosen duhn wohl Viktoria schießen, weil Straßburg gefallen ist.“

In undurchdringlichen Morgennebel gehüllt lag am Morgen des 30. September die Landschaft. Aus dem Fort Issy brachen zwei Kompanien französischer Infanterie unter dem Schutze der Nebeldecke gegen eine kleine Abteilung des V. Armeekorps vor. Es waren die Königsgrenadiere, denen wir am Vorabend der Schlacht von Weißenburg zuerst begegneten und die seit jener Zeit an manchem heißen Schlachttage gekämpft hatten. Obgleich die unerschrockenen Krieger unvermutet von einer Überzahl Franzosen sich überfallen sahen, brachten sie dennoch dem Feinde empfindliche Verluste bei, so daß er sich, von einer Jägerabteilung im linken Flügel geschickt umgangen, bald zurückzog. In gleicher Weise war auch gegen eine Brigade des XI. Korps ein Vorstoß erfolgt, aber auch hier mußten die Franzosen sich zurückziehen.

Den Hauptstoß hatte an diesem Tage das schlesische Korps auszuhalten, das hier größtenteils zum erstenmal während des Feldzugs ins Feuer kam. Die feindlichen Abteilungen, die dem Binoy'schen Korps angehörten, brachen gleichzeitig aus den Forts Montrouge und Bicêtre hervor und griffen auf der Linie Billejuif-Choissy-le-Roi bis La belle Epine an. Die stämmigen Schlesier brannten vor Begierde, sich auch einmal mit den Rothosen zu messen. Fast schien es, als wollten sie das Versäumte nun mit einem Male nachholen, so erbittert schlugen sie auf die Feinde los. Immer weiter drangen die Tapferen vor, und immer weiter wichen die Gegner zurück; als die Uhr die elfte Morgenstunde verkündete, war vom Feinde nichts mehr zu sehen. Unter den Gefallenen

befand sich auch der französische Divisionsgeneral Guilhelm. Der Gesamtverlust der Franzosen an diesem Tage betrug gegen 2000 Mann, während er deutscherseits sich auf etwa 450 Mann belief.

Diesem zweiten mißlungenen Ausfall der Franzosen folgten wieder ruhigere Tage; jedoch im Innern der Stadt ging es lebhaft genug zu, denn der Feind bereitete im stillen einen Massenausfall vor, der gleichzeitig mit dem Anmarsch der Loirearmee erfolgen sollte. Auch arbeitete man an der Verstärkung der Stadtbefestigung, errichtete neue Batterien und bemühte sich, die Befestigungsarbeiten der Belagerer nach Möglichkeit zu stören. Einzelne Forts unterhielten zu diesem Zweck ein lebhaftes Geschützfeuer; doch litten glücklicherweise die deutschen Vorposten durch diese Geschosse weniger als die Schlösser von St. Cloud und Meudon, welches letzteres vom Fort Issy aus beschossen wurde. Auf dem Mont Valerien verschwendete man die Munition; die von dort entsendeten Granaten galten nicht allein St. Cloud, sondern auch Bougival und Malmaison. So unterhielten die Franzosen unausgesetzt ein Höllefeuer, bald hier, bald dort, ließen marschieren und exerzieren und zeigten eine fieberhafte Unruhe — die Deutschen hingegen schonten sich und ihre Munition.

Inzwischen rückten auch noch die preussischen Gardelandwehrregimenter in den eisernen Ring geräuschlos ein, und die schweren Geschütze, die nach der Übergabe von Toul und Straßburg verfügbar wurden, verstärkten den Artilleriepark der Belagerer.

Die Pariser Besatzung verzichtete zu dieser Zeit darauf, Ausfälle zu unternehmen; nur eine absonderliche Art von „Heldentat“ ließ sie sich zuschulden kommen. Am 13. Oktober entsandte nämlich der Mont Valerien so viel Granaten nach dem Schlosse von St. Cloud, daß dieser prächtige Bau bald in hellen Flammen stand. Da die Beschießung auch dann noch fort dauerte, so konnte von all den Kunstschätzen, mit denen das Schloß angefüllt war, nur wenig gerettet werden. Am andern Morgen zeigten nur rauchende Mauerwände die Stelle an, wo tags zuvor noch das prächtige Schloß gestanden hatte.

Es galt bei diesem Heldenstück wohl weniger dem Beobachtungsposten, der deutscherseits in dem oberen Stockwerk des Schlosses errichtet worden war, als vielmehr dem Haß der Pariser Machthaber gegen Napoleon III., dessen Lieblingsaufenthalt St. Cloud bekanntlich gewesen war, Ausdruck zu verleihen.

Überhaupt übten die Franzosen ihre Schießfertigkeit, freilich ohne rechten Vorteil, an verschiedenen Sehenswürdigkeiten der Umgebung von Paris. So ward auch der lustige Pavillon der „Laternen des Diogenes“ von den Granaten des Mont Valerien zertrümmert. Jahre vergingen,

bevor die Wunden, die das fanatische Paris sich selbst geschlagen, vernarben; unvertilgbar wird aber für den echten Pariser die schmerzliche Erinnerung bleiben, wenn er den Park von St. Cloud betritt und sich sagen muß: „Hier stand einst ein herrliches Kaiserschloß!“

Der 5. Oktober, an welchem Tage König Wilhelm sein Hauptquartier von Ferrières in die ehemalige Residenz Ludwigs XIV., nach Versailles, verlegte, gestaltete sich für ihn wie für die dritte Armee, an deren Truppenteilen er vorüber kam, zu einem wahren Festtage. Auf allen Wegen, die der greise Held passierte, empfingen ihn Hochrufe der begeisterten Soldaten. Der Zufall wollte es, daß der Einzug des Königs in Versailles gerade an dem Tage erfolgte, an dem vor 81 Jahren wildlärmende Volksmassen von hier aus den unglücklichen Ludwig XVI. nebst dessen Gemahlin ihrem dunklen Verhängnis entgegenführten. — Das reizende Versailles sah heute ein erhebenderes Bild.

Zahlreiche Menschenmassen umwogten das Gebäude der Präfektur, und als gegen 6 Uhr abends, nach einer anstrengenden Fahrt von neun Meilen, der geliebte Monarch mit dem Kronprinzen anlangte, da erzitterte die Luft von den Freudenrufen, die den Ankommenden von fürstlichen Gästen, Generalen und Soldaten entgegenschallten. Halb ängstlich, halb neugierig richtete die Bevölkerung ihre Blicke auf den greisen Helden und durch die Reihen ging das Flüstern: „Seht, das ist der König! Welche Gestalt! Welch ein schöner alter Herr!“...

Fünfundzwanzigster Abschnitt.

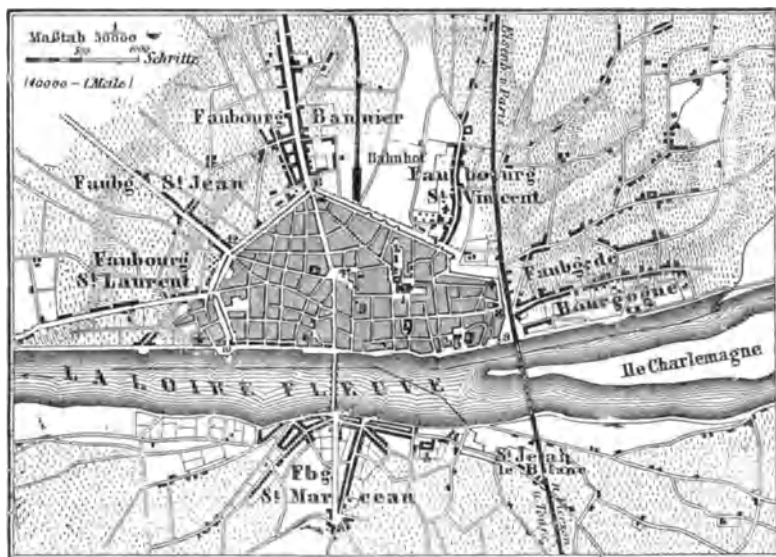
Die Einnahme von Orleans und Chateaudun.

Am 7. Oktober kam Leon Gambetta, das hervorragendste Mitglied der „Regierung der nationalen Verteidigung“, im Luftballon von Paris nach Tours und ergriff mit außerordentlicher Entschlossenheit die Zügel der Regierung. In der That wurde von diesem Augenblicke an die Kriegführung mit größtem Eifer betrieben. Der unbegreifliche Wahn Frankreichs, von der provisorischen Regierung geschürt, währte noch fort in voller Kraft. Es bedurfte weiterer Schicksalsschläge, um das unglückliche Land zum Verständnis seiner Lage zu bringen; zum vollen Bewußtsein gelangte es selbst nach geschlossenem Frieden nicht.

Wiederholt hatten die Freischaren, die rund um Paris ihr Wesen trieben, ein Einschreiten unserer Truppen behufs Verhinderung weiterer Ansammlung solcher Banden nötig gemacht. Der Zweck der Bewegungen dieser Scharen trat immer deutlicher zutage; sie sollten die Streifzüge, welche von den deutschen Armeen über die nächste Umgebung von Paris hinaus unternommen wurden, erschweren oder verhindern, damit die im Norden und namentlich an der Loire sich bildenden französischen Heere ungehindert heranzumarschieren und Paris zu Hilfe kommen könnten, indem sie den Belagerern in den Rücken fielen. Man gab daher deutscherseits den Kavalleriedivisionen einige Infanteriebataillone bei. Infolge dieser Maßnahme vermochten sich die gefürchteten „Mauern“ namentlich im Süden weiter auszubreiten; die 4. Kavalleriedivision, unter der Führung des Prinzen Albrecht von Preußen, ritt sogar bis zu dem nur neun Stunden von Orleans entfernten Tours vor.

Um Orleans hatte sich das neugebildete XV. französische Korps zu drei Divisionen in der Stärke von 60000 Mann versammelt und hielt die mächtige, mehr als 15 Stunden weit am rechten Ufer der Loire sich hin erstreckende Waldzone besetzt. Kaum erhielt dieses von der Nähe der preussischen Kavallerie Kunde, als es ihr auch sogleich beträchtliche Streitkräfte entgegenwarf.

Die Division vermochte mit einer solchen Übermacht den Kampf nicht aufzunehmen und zog sich über Angerville nach Etampes zurück. Als die Nachricht hiervon im deutschen Hauptquartier anlangte, wurde den Bedrängten unter den Oberbefehl des Generals von der Lann ein aus dem I. bayrischen Korps, der 22. preußischen Division (vom XI. Armeekorps) und der 2. Kavalleriedivision bestehendes Truppenkorps entgegengesandt, welches bei dem nördlich von Etampes liegenden Arpajon seine Vereinigung mit der 4. Kavalleriedivision bewirkte.



Übersichtsplan von Orleans und seinen Vorstädten.

Am 9. Oktober stießen die vereinigten deutschen Streitkräfte bei Etampes auf die Vorposten der Loirearmee, die sich nach kurzem Gefecht zurückzogen. Das deutsche Korps folgte ihnen und fand am nächstfolgenden Tage den Gegner zwei Meilen von Orleans bei Artenay in starker Stellung. General von Motterouge, der Befehlshaber des XV. Korps, war den Deutschen entgegengerückt.

Die vorderste Linie der Franzosen war bald über den Haufen gerannt; doch leisteten die starken Massen des Feindes in seiner Hauptstellung hartnäckigen Widerstand. Das heftige Geschützfeuer ließ General von der Lann durch seine wohlbediente Artillerie kräftig beantworten. Während dieses Geschützkampfes umfaßte die deutsche Kavallerie allmählich den Gegner auf beiden Flanken, und als er sich hierauf zum Rückzuge an-

schickte, stürmten die deutschen Reiter und das bayrische Fußvolk mit lautem Hurra unter Trompetengeschmetter von allen Seiten auf ihn ein. Erst der schützende Wald von Orleans hemmte die Flucht der Franzosen, die vier Geschütze und an Gefangenen gegen 1000 Mann verloren. Dank den trefflichen Anordnungen des Generals von der Lann war dieser Sieg deutscherseits mit dem verhältnismäßig geringen Verlust von etwa 200 Mann erkauft worden.

Dieser erste Zusammenstoß mit der „Loirearmee“ war nicht geeignet, den Deutschen besondere Achtung vor dem neu auftretenden Gegner einzuflößen. Wohl fehlte es dem besseren Teil, bestehend aus 17- oder 18-jährigen Leuten, nicht an vaterländischer Begeisterung, doch waren sie meist ungenügend einexerziert und den wackeren Bayern in keiner Weise gewachsen. Voll Zuversicht traten die Deutschen am nächsten Morgen den Weitermarsch auf Orleans an. „Heute mittag“, sagte ein bayrischer Offizier zu seinen Leuten, „ziehen wir in Orleans ein, und heute nachmittag machen wir der Jungfrau Johanna unsre Aufwartung.“

Gegen 8 Uhr morgens stießen die Spitzen des Lannschen Korps auf die Nachhut der „Loirearmee“, die, etwa 15000 Mann stark, jenseit des Waldes Stellung genommen hatte, und bald entbrannte ein heftiger Kampf bei dem eine Meile nordwestlich von Orleans gelegenen Dorfe Ormes. Die Franzosen hatten hinter Schanzwerken, die auf den zahlreichen Nebhügeln errichtet waren, eine treffliche Stellung inne. Den Angriff erwartend, entsandten sie aus 30 Feuerschlünden ihre Granaten.

Bald tobte der Kampf auf der ganzen Linie der französischen Aufstellung. Leider vermochte die deutsche Artillerie und wegen der Terrain-schwierigkeiten auch die Kavallerie nicht zur vollen Geltung zu gelangen. Es fiel daher in dem Labyrinth von Ortschaften, Gärten und Weinbergen die Hauptarbeit während des Kampfes der Infanterie zu; namentlich hatte auf dem linken Flügel die 3. bayrische Brigade einen sehr schweren Stand. Gehöft für Gehöft, Garten für Garten mußte blutig erkämpft werden, und wiederholt sahen einzelne Abteilungen sich genötigt, eine teuer erkaupte Stellung dem mit Uebermacht anstürmenden Feinde wieder preiszugeben. Aber Zähigkeit und Ausdauer führten auch hier endlich zum Ziele. Preußen und Bayern wetteiferten im edlen Streben nach der Siegespalme!

Bei dem hartnäckigen Widerstande des Feindes ward es Abend, ehe man bis vor Orleans anlangte. Noch um 4¹/₂ Uhr behauptete sich der Feind hartnäckig in Les Aides, bis das Vorgehen der 4. bayrischen Brigade nach Murlins seinen Rückzug bedrohte. Erneute Gegenwehr leistete er dann hinter dem Eisenbahndamm, 1000 Schritte vor der Stadt, und auch der Bahnhof und die Gasfabrik mußten im Sturme genommen



Die Bayern unter General von der Tann bei Orleans am 11. Oktober 1870.

Zeichnung von R. Kwoitel.

werden. Es war bereits 5 Uhr, als General von der Lann seine Reserve, die 1. bayrische Brigade, zur letzten Entscheidung heranzog. Von dem vorgehenden 32. Regiment in der linken Flanke bedroht, zogen sich die Verteidiger in die Vorstadt St. Jean zurück. Noch wurde das 1. bayrische Regiment, das nacheilte, am Eingangstore der Stadt mit lebhaftem Feuer empfangen, aber, indem sämtliche Offiziere an die Spitze traten, wurde um 7 Uhr endlich der Marktplatz erreicht. Die Franzosen eilten der Loirebrücke zu, Orleans war in den Händen der Deutschen. Die preussische 43. und die bayrische 1. Brigade besetzten die Hauptgebäude und die Flußübergänge.

Von weiterem Vorgehen sah man in Anbetracht der bereits eingetretenen Dunkelheit ab. Ein Teil der Truppen nächtigte bei lustigen Wachtfeuern auf dem Plage du Martroi zu Füßen des großartigen Reiterstandbildes der Jungfrau von Orleans.

Der Sieg, den von der Lann am 11. Oktober erstritten, war von großer Bedeutung. Vor allem war nun der Rücken der Einschließungstruppen nach Süden hin gedeckt, jede Gefahr einer Beunruhigung von dieser Seite völlig beseitigt; außerdem war der Besitz von Orleans und der nördlich der Stadt sich ausbreitenden Landschaft Beauce, des „Gartens von Frankreich“, auch für die Verpflegung der Armeen vor Paris von großer Wichtigkeit, denn die von den Lasten des Krieges noch wenig berührte Gegend konnte den Belagerern der Seinestadt bedeutende Vorräte an Lebensmitteln liefern; die 10 Lokomotiven und 60 Eisenbahnwagen, die den Siegern in die Hände fielen, waren eine hochwillkommene Beute. — Den Deutschen hatte der Sieg 900 Mann gekostet, die Franzosen hatten allein an Gefangenen 1800 Mann verloren; immerhin ist der Mut und die Zähigkeit anzuerkennen, mit der die jungen Truppen den Abzug des Gros einen ganzen Tag gegen überlegene Kräfte geschützt hatten.

Der Kronprinz von Preußen als Oberbefehlshaber stellte es dem Ermessen von der Lanns anheim, das Vordringen in südlicher Richtung gegen Vierzon und Tours fortzusetzen oder aber eine beobachtende Stellung einzunehmen. Der General hielt vorerst das letztere für das Geeignenste, da er verhältnismäßig nur wenig Infanterie hatte und auf allen Seiten Ansammlungen feindlicher Truppen stattfanden. In Blois unterhalb und in Orléans oberhalb Orleans war ein neues, das XVI. französische Armeekorps erschienen, am Walde von Marchenoir und vor Chateaudun die Kavallerie auf Widerstand gestoßen. So begnügte sich General von der Lann, mit dem bayrischen Korps und der 2. Kavalleriedivision Orleans und die Loirelinie besetzt zu halten, während die 22. Division unter Führung des Generals von Wittich und die Kavalleriedivision des Prinz-

zen Abrecht zur dritten Armee zurückgesandt wurde; auf dem Marsche dahin sollte sie aber die Gegend von Chateaudun und Chartres vom Feinde säubern.

Am 18. Oktober bereits stieß diese Abteilung auf den Feind. Dieser, etwa 1800 Franktireurs und Nationalgarden, hielt die an der Eisenbahn von Tours nach Paris gelegene Stadt Chateaudun besetzt und verteidigte sie, von den Bürgern unterstützt, auf das hartnäckigste. Die Landstraße war durch Verschanzungen ungangbar gemacht worden, so daß erst die Artillerie die Barrikaden wegräumen mußte. Als nach Beseitigung dieses Hindernisses der Vormarsch erfolgen sollte, stellte es sich heraus, daß hinter den Verschanzungen die Straße 40 Schritt weit mit Glascherben, Nägeln u. dgl. bestreut war. Nachdem man auch dieses Hemmnis glücklich bewältigt hatte, stieß man auf einen vier Fuß breiten und ebenso tiefen Graben, hinter dem sich eine Schanze erhob, von der ein heftiges Kleingewehrfeuer die Anrückenden begrüßte. Die Artillerie schoß das Erdwerk bald in Grund und Boden, und in kürzester Zeit war auch der Graben ausgefüllt. Trotz des fortwährenden feindlichen Feuers drangen die Preußen weiter vor, bis sie endlich gegen Abend vor Chateaudun standen. Dort wurde der Kampf von dem Gegner mit solcher Erbitterung fortgesetzt, daß den Unsrigen, obgleich der Ort nicht regelmäßig befestigt war, nur die Beschießung übrigblieb. Es währte nicht lange, so loderte in der zwecklos sich verteidigenden Stadt ein Brand nach dem andern empor, und als die Besatzung noch immer von Ubergabe nichts wissen wollte, mußte sie mit Sturm genommen werden. Die Sieger vermochten sich, als sie einrückten, nur langsam den Weg zu bahnen; eingestürztes Mauerwerk und verkohlte Balken formten sich zu natürlichen Barrikaden. Ein orkanähnlicher Herbststurm machte den unwirklichen Ort noch unheimlicher und entfachte neue Schadenfeuer, indem er die Flammen über die ganze Stadt hinwehte. Als am 20. Oktober, morgens 5 Uhr, die Deutschen die unglückliche Stadt verließen, schlugen noch immer feurige Lohen aus den Aschenhaufen und leuchteten den Siegern bei ihrem Ausmarsch.

Die Kolonnen der Deutschen wandten sich nun in nördlicher Richtung Chartres zu. Der Vormarsch erfolgte unter unbedeutenden Gefechten mit Franktireurs. Durch Gefangene erfuhr man, daß die Hauptstadt des Departements Eure und Loire von 7000 Mann Nationalgarden und Freischützen besetzt sei. Als daher die preussischen Truppen sich der zum Teil auf einer Anhöhe erbauten feindlichen Stadt näherten, erfolgte die Aufstellung der gesamten Artillerie in einem Halbbogen südöstlich von Chartres. Obwohl letzteres mit Mauern und einem Graben umgeben ist, konnte es trotzdem auf den Namen einer befestigten Stadt keinen An-

spruch machen und wäre aus diesem Grunde bei etwaigem Widerstande einem gleichen Schicksal ausgesetzt gewesen wie Chateaudun.

Das mochte wohl auch der Beweggrund sein, weshalb sich der Geistliche eines unweit der gefährdeten Stadt gelegenen Dorfes bei dem General von Wittich anmelden ließ und sich erbot, nach Chartres zu gehen, um die Stadt zur Übergabe zu bewegen. Natürlich erhielt der geistliche Herr die Zustimmung des Generals, der mit dem Beginn des Bombardements bis 1 Uhr mittags zu warten versprach. Vor Ablauf des gestellten Termins kehrte der Pfarrer freudig erregt ins preußische Lager zurück. Seine Sendung war geglückt. Die Behörden von Chartres hatten sich angesichts der drohenden Gefahr zur freiwilligen Übergabe entschlossen.

Nach Unterzeichnung der Kapitulation zogen die Deutschen am Abend unter klingendem Spiel in das hell erleuchtete Chartres ein. Da bedungen worden war, daß alle Läden und Magazine geöffnet bleiben sollten, so füllten die ersteren sich sehr bald mit preußischen Soldaten, die einen vortrefflichen Appetit mitgebracht hatten und ihr Abendbrot kauften, zu großem Erstaunen der Einwohner. Von barem Gelde war bei den französischen Soldaten nie die Rede gewesen. Bald sahen daher die Bürger von Chartres unsern Truppen mit weniger feindlichen Blicken nach, als erst. Man würde sich überhaupt täuschen, wenn man auf Grund einzelner Beispiele der Erbitterung von Landesbewohnern Schlüsse ziehen wollte auf das allgemeine Verhalten der gesamten Bevölkerung Frankreichs. Die fanatische Verbissenheit trat hauptsächlich bei den Freischarenkorps und in den durch Agitatoren planmäßig aufgeregten Orten zutage. Mancher von den heimgekehrten deutschen Kriegern weiß vielmehr die Gutmütigkeit und das menschliche Mitgefühl des französischen Landvolkes zu rühmen, und den Verwundeten wurde zumeist ohne Unterschied der Nationalität eine aufmerksame und selbst liebevolle Behandlung und Pflege zuteil.

General von Wittich erhielt Befehl, einstweilen in Chartres zu bleiben; die Kavallerie besetzte Maintenon: so war die Einschließungsarmee von Paris auch gegen Westen gesichert.

Sechszwanzigster Abschnitt.

Die Vertreibung der Banden aus Elsaß und Lothringen.

In der zweiten Hälfte des September begannen in der wildromantischen Gegend, die das etwa 75 km südwestlich von Straßburg gelegene Städtedreieck St. Dié-Nambervillers-Baccarat umfaßt, zahlreiche Freischarenbanden, von Mobilgarden unterstützt, ihr Unwesen zu treiben. Sie erhielten namhafte Verstärkungen aus Lyon, der Hauptstadt des Rhonedepartements, die der Sammelpunkt für eine neue Streitmacht, die „Lyoner Armee“, war, gebildet aus Resten regulärer Truppen, aus Mobil- und Nationalgarden und Franktireurs.

Der Zweck der „Lyoner Armee“ lag klar zutage. Sie sollte die Deutschen von ihren Verbindungsstraßen mit der Heimat abschneiden, die Heranziehung von Proviant und Munition erschweren, die Erbitterung gegen die Deutschen in der Bevölkerung der besetzten Landesteile von Elsaß und Lothringen anfachen und schüren helfen.

Es war höchste Zeit, ernstlich gegen die immer mehr um sich greifenden Banden vorzugehen. Die Übergabe Straßburgs begünstigte dieses Vorhaben, und so beschloß denn der kommandierende General von Werder, durch eine Abteilung seines Armeekorps einen Teil des Wasgaves durchstreifen zu lassen. Gerade in diesen Gebirgsgegenden hauste eine überaus verbissene und rohe Bevölkerung, die zudem noch von fanatischen Geistlichen gegen die Deutschen aufgestachelt worden war. Unstre Landwehrleute hatten daher auf den Etappenstraßen einen schweren Dienst, und gar manchen traf die Kugel solcher Buschklepper. Diese Rotten waren schließlich so kühn geworden, daß sie die Feldposten überfielen und ausplünderten, so daß die Wagen nur unter starker Bedeckung den gefährlichen Weg zurücklegen durften.

Auch im südlichen Teile des Elsaß rührte sich jetzt das Bandenwesen; in dem gewerbereichen Mühlhausen brachen Arbeiterunruhen aus, die durch Aufwiegeleien von Mobilgarden und Franktireurs frische Nahrung erhielten. Es war daher nötig, daß auch dieser Teil des Elsaß von

deutschen Truppen besetzt wurde, zumal die verschiedenen daselbst liegenden kleineren und größeren Festungen den Belagerern bequeme Schlupfwinkel darboten. Um diesem Unwesen ein Ziel zu setzen, ward am oberen Rhein bei Freiburg unter General von Schmeling die preußische 4. Reserve-division zusammengezogen. Sie besetzte Mülhausen und Kolmar, wurde aber nach einiger Zeit von der 1. Reserve-division unter General von Tresckow abgelöst.



Ausmarsch der Todeschar. (Abteilung französischer und italienischer Freischaren.)

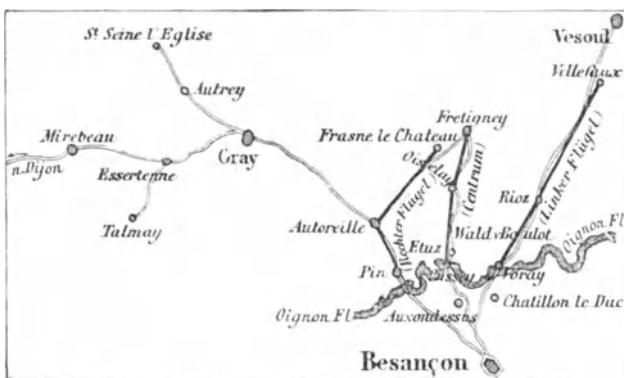
General von Werder entsandte außerdem gegen die Franktireursbanden und Abteilungen der Lyoner Armee in dem Vogesendepartement am 1. Oktober eine aus badischen Truppen bestehende Kolonne unter dem Oberbefehl des Generalmajors von Degenfeld. Die Truppen teilten sich in zwei Züge, die gesondert gegen das nördlich von St. Dié gelegene Städtchen Naon l'Etape und auf Etival vorgingen. Die Kolonnen bildeten gleichsam die Avantgarde des XIV. Armeekorps, welches letzteres am 6. Oktober Straßburg verlassen und auf den beiden Seiten über Schirmeck und Barr die Vogesen durchschritten hatte.

Die Freischaren hatten an vielen Stellen Verhaue und Schützengräben angelegt; da man jedoch solche Widerwärtigkeiten vorausgesehen hatte,

so folgten den Jügen Wagen mit Hacken, Sägen usw. Die Bauern der umliegenden Orte mußten zur Beseitigung der Hindernisse mit eingreifen, und so waren diese in kurzer Zeit beseitigt. Der Feind zeigte sich vorerst noch nicht, sondern hielt sich fern von den heranrückenden Truppen. Nur die mittlere Abteilung der Kolonne hatte am 4. Oktober in dem Dorfe Champenay ein Abenteuer zu bestehen, das die Art und Weise der Franktireurs, gegen den Gegner vorzugehen, genügend beleuchtet. In das genannte Dorf wurde eine Patrouille entsandt, um auszuspiiren, ob es von Franktireurs besetzt sei. Die vorgeschobenen Posten sahen sich durch Flintenschüsse begrüßt. Als aber darauf die ganze Abteilung nach dem Dorfe vorrückte, fand sich keine Spur vom Feinde, nur Bauern mit weißer Zipfmütze standen, die Hände in den Hosentaschen, in ihren blauen Blusen in den Dorfstraßen und blickten mehr schläfrig als dreist die einziehenden Badener an. Kaum hatten diese sich jedoch wieder zurückgezogen und eine neue Patrouille vorgeschoben, als es wieder im Dorfe lebendig ward und der Feind Feuer gab. Es war nicht schwer zu erraten, daß jene blöde in den Lag lugenden Blusenmänner die „Helden“ spielten, in denen der Mut seine Spannkraft übte, sobald die deutschen Soldaten sich in der Minderzahl befanden. Bei einer Durchsuchung des Dorfes fanden sich auch die Waffen vor — doch die Franktireurs hatten inzwischen das Weite gesucht. So trieben es die Banden überall, im Norden, Osten, Süden und Westen Frankreichs, und wo man ihnen längere Zeit vergönnte, ihr Heldentum zu üben und leuchten zu lassen, da zeigte sich die üble Nachwirkung auf das Landvolk. Furagierungen und Requisitionen waren dann mit Gefahren und viel Verdruß verknüpft, besonders wenn sie in entfernt und einsam liegenden Dörfern stattfanden.

Am 5. Oktober erreichten die Badener den in einem romantischen Tale gelegenen Marktflecken Raon l'Etape, der von hohen Gebirgszügen begrenzt wird. Dicht vor dem Orte erhoben sich Barrikaden und Verschanzungen aller Art. Hinter ihnen hatte sich eine Franktireursbande in der Stärke von 600 Mann festgesetzt und empfing die deutschen Truppen mit lebhaftem Feuer. Nach kurzem Gefecht zogen die Gegner sich zurück und besetzten, verfolgt von den Deutschen, die Häuser des Städtchens; es wahrte nicht lange, so waren sämtliche Türen und Fenster zererschossen und gesprengt; die Franktireurs entflohen, wurden aber von den nacheilenden Dragonern eingeholt und teils gefangen, teils zerstreut. Der Ort selbst mußte zur Strafe dafür, daß seine Einwohner Widerstand geleistet hatten, 3000 Frank bezahlen. Da sich in Raon l'Etape sehr viele Waffen vorfanden und der Platz sich zur Anlegung eines größeren Magazins gut eignete, so blieben zwei Bataillone zur Deckung zurück, indes die übrigen Mannschaften tagsdarauf den Weitermarsch gegen St. Dié fortsetzten.

Die Landstraße führte längs der Eisenbahn durch eine von der Meurthe durchströmte, schöne, breite Niederung, in deren Mitte das Städtchen Etival lag. Dort hatten sich Abteilungen der Lyoner Armee in einer Stärke von 14 000 Mann in einer lang ausgedehnten, teilweise verschanzten Stellung festgesetzt, sich dabei rechts auf das Dorf St. Remy, links auf das Dorf Rompatelize stützend. Namentlich bot ein hinter dem letztgenannten sich erhebender, über 60 m hoher Berg eine treffliche Stellung, und der Feind hatte es nicht versäumt, den Höhenzug zu besetzen. Aber auch in den Dörfern selbst standen die Gegner in ansehnlicher Zahl zum Empfang der Deutschen bereit. Als nun die badische Brigade heranrückte, entspann sich ein hitziger Kampf, in dem die Franzosen nur nach hartnäckigster Gegenwehr das Feld räumten. Namentlich befand sich der badische rechte Flügel



Umgegend von Besançon.

eine Zeitlang in recht bedenklicher Lage, wurde aber aus ihr durch das Eingreifen der von Raon l'Etape herangezogenen Verstärkungen noch rechtzeitig befreit.

Ein Teil der letzteren hatte sich dem linken Flügel zugewendet, wo man nun zum Angriff auf die Hauptstellung des Feindes, den Wald von Jumelles, vorging. Als die Reihen sich zum Sturmarsch ordneten, trat ein Major vor die Front und rief: „Leute, der alte Gott lebt noch, er wird weiter helfen; der Wald muß genommen werden mit seinen Höhen, sonst sind wir verloren!“ Die Trommeln wirbelten und unter todesmutigem Hurra ging es im heftigsten Kugelregen, vom wirksamen Feuer zweier Batterien unterstützt, vorwärts. Bald war der Waldessaum erreicht, der Feind wich, und als die Badener in den Wald ein- und die Höhen hinaufdrangen, verstummte das Feuer auf französischer Seite mehr und mehr. Jetzt drückte auch der rechte deutsche Flügel kräftig nach, und nach wenigen Minuten war die Höhe des Berges erreicht. Da oben sah es entsetzlich aus;

der Tod hatte die Reihen des Gegners entsetzlich gelichtet. Die Überlebenden wälzten sich in wilder Flucht den steilen Abhang hinunter, bei der Verfolgung wurden indes noch gegen 600 Mann gefangen. Wohl 800 tote und verwundete Franzosen lagen neben weggeworfenen Gewehren, Tornistern und Käppis auf der Walfstatt. Aber auch deutsches Blut war reichlich geflossen, namentlich beim Anstürmen gegen den Waldsaum; 400 tapfere Badener wurden kampfunfähig gemacht.

Der heiße, blutige Tag nahte seinem Ende. Müde und matt bezog die kleine tapfere Schar auf dem Schlachtfeld das Bivak. Als dann die heldenmütige Mannschaft des Generalmajors von Degenfeld am 8. Oktober mit klingendem Spiel in St. Dié einrückte, fand sie die Stadt bereits von einem andern Teile der badischen Division besetzt, die sich zum Willkommen der Kameraden in den Straßen aufgestellt hatte und die Einmarschierenden mit donnernden Hurras begrüßte.

In den folgenden Tagen rückte das XIV. Armeekorps, dessen Teile sich bei St. Dié vereinigt hatten, unter täglichen mehr oder minder heftigen Zusammenstößen weiter vor und erreichte am 13. Oktober die Stadt Epinal. Hierauf wurde die Verbindung mit dem zwölf Stunden entfernten Luneville hergestellt und dadurch die deutsche Etappenstraße gegen Überfälle von Süden gesichert. Nach kurzer Rast begann der Vormarsch wieder nach dieser Richtung. Es war ein buntbewegtes Leben, das die Truppen während dieser Marschtage führten; heute bivakiierten sie auf freiem Felde, morgen lagen sie in warmen, weichen, in Plombières im Lustschlosse Napoleons zum Teil sogar in seidenen Betten, und dann zur Abwechslung wieder einmal in elenden Bauernhütten auf Stroh. Doch schlief sich's auch darauf ganz gut; für die Müdigkeit sorgten schon die französischen Mobilgarden und Freischaren, die alltäglich auftauchten, bis sie schließlich, größtenteils zersprengt, ihren Rückzug teils nach dem besetzten Lager von Belfort, teils ostwärts auf der Eisenbahn nach Dijon zu bewerkstelligten.

Am 10. Oktober besetzte General von Werder Vesoul, die Hauptstadt des Departements an der oberen Saone. Der Weitermarsch sollte nun in südwestlicher Richtung nach Dijon erfolgen; man erfuhr jedoch, daß in dem etwa 45 km entfernten Besançon, das zu den Festungen ersten Ranges gehörte, stärkere feindliche Truppenmassen unter General Cambriels sich ansammelten.

Infolgedessen änderte das XIV. Korps am 21. Oktober seine Marschrichtung und bog südlich gegen den Feind ab. Seit dem 10. Oktober wurde die badische Division wieder von dem Generalleutnant von Beyer befehligt, der, wie bereits erwähnt, beim Beginn der Belagerung von Straßburg sein Kommando krankheits halber hatte abgeben müssen.

In drei Hauptkolonnen näherte sich nun das Korps dem Dignonflusse, der die Departements Obersaone und Doubs scheidet, und an dem der Feind mit beträchtlichen Kräften des Angriffs harrete. Der rechte Flügel der Deutschen unter Prinz Wilhelm von Baden rückte von Frasne le Chateau über Autoreille auf Pin vor; das Zentrum, von Generalmajor von Degenfeld befehligt, bewegte sich von Fretigney über Diselay gegen Etuz und Cusssey, während der linke Flügel unter dem badischen Generalmajor Keller die Richtung Bellefaur, Rioz und Voray einschlug.

Erst in der Gegend von Etuz begannen die beiden Divisionen des Generals Cambriels Widerstand zu leisten. Es war ein trüber melancholischer Tag. Die Sonne hatte sich grämlich zurückgezogen, schwer hing die Wolkendecke herunter, um sich schließlich in einen Landregen aufzulösen. Das hinderte die deutschen Truppen jedoch nicht, dem Gegner zu Leibe zu gehen und ihn aus Etuz herauszuwerfen.

In und bei dem Dorfe Etuz erfolgte nunmehr die regelrechte Aufstellung der Truppenteile, als plötzlich die linke Flanke durch feindliche Abteilungen, die sich im Walde von Boulot gesammelt hatten, bedroht wurde. Als jedoch die Hauptmacht entschieden vorging, zog der Gegner ab, und es begann der Angriff auf das zweite, am andern Ufer des Dignon auf einer Anhöhe liegende stark besetzte Dorf Cusssey.

Der Feind bot seine ganze Kraft auf, den Übergang der Deutschen auf einer großen steinernen Brücke, die nach dem Dorfe führt, zu hindern. Es war in der vierten Nachmittagsstunde, als die Infanterie, zur Rechten und zur Linken von zwei Batterien wirksam unterstützt, mit donnerndem Hurra sich der Brücke bemächtigte und gegen Cusssey vorstürmte. Bald war das Dorf erreicht und mit dem Bajonett ebenso schnell genommen. Der Feind floh unter Zurücklassung von nahezu 2000 Gefangenen.

Der Siegesjubel schwoll immer mehr und mehr an und erreichte seinen Höhegrad, als der allgemein beliebte General von Werder in Cusssey anlangte. Endlose Zurufe und Hurras begrüßten den Feldherrn, so daß er zu wiederholten Malen ausrief: „Nicht mir, sondern euch bringt die Hurras aus!“

Die Kavallerie hatte unterdessen den fliehenden Gegner, der sich unterwegs zum großen Teil seiner Gewehre und Tornister entledigte, in der Richtung auf Auxonnessus zu verfolgt, als unvermutet auf einer bergartig aufsteigenden, walddreichen Höhe, die von dem Dorfe Chatillon-le-Duc gekrönt wird, französische Artillerie erschien und dem weiteren Vordringen der Dragoner ein Ziel setzte. Selbst als auf deutscher Seite Infanterie unterstützend eingriff, verwehrete der Gegner mit Erfolg den Vormarsch und entsandte einen Hagel von Granaten und Schrapnells, verstärkt durch

ein so eifrig unterhaltenes Chassepotfeuer, daß bisweilen der ganze untere Waldsaum in Flammen zu stehen schien.

Mit einem Schlage änderte sich jedoch die Szene. Zur Linken des bewaldeten Berges, den die Franzosen besetzt hielten, erhebt sich ein mit einem hübschen Schloß geziertes Plateau. Der Abhang fällt steil in Weinbergen nach einem breiten Wiesental ab, das in allmählicher Erhebung zum jenseitigen Berge von Chatillon-le-Duc ansteigt. Auf jener Hochebene hatte sich, von der bereits eingebrochenen Dämmerung begünstigt, die deutsche Artillerie aufgestellt und entwickelte nun ein ungemein heftiges Geschützfeuer; Granate auf Granate sauste zum Feinde hinüber und schlug inmitten seiner Reihen ein. Nach einer kleinen Weile waren die französischen Batterien verstummt, und auch an der Waldesgrenze wurde es dunkler und dunkler; nur vereinzelt leuchtete es, verlöschenden Kohlen gleich, noch matt auf. Dagegen knatterten jetzt um so lustiger die deutschen Zündnadelgewehre, und alsbald stürmten die mutigen Mannschaften die Höhe hinauf. Der Feind war jedoch spurlos verschwunden. Weiter geht nun die nächtliche Jagd, bald ist auch Muxondessus erreicht. Noch einmal entbrennt dort auf kurze Zeit der Kampf, dann zieht sich der ermattete Gegner aus dem brennenden Orte zurück und wirft sich hinter die Festungsmauern von Besançon.

Ein neuer Sieg war errungen, er hatte den Deutschen 120, den Franzosen 150 Mann an Toten und Verwundeten gekostet, den letzteren aber außerdem noch etwa 200 Gefangene.

Der Regen hatte aufgehört, der Wolkenvorhang war verschwunden, und in magischem Glanze beschien die silberhelle Mondsichel auf dem Felde der Ehre ein deutsches Bivak....

Am 24. Oktober wandte sich General von Werder mit seinem Korps zunächst dem Saonetal zu, um dann über Gray und Dijon den Anordnungen des großen Hauptquartiers gemäß in westlicher Richtung weiter vorzurücken.

Schon an diesem Tage erreichten die vor den Kolonnen streifenden Kavallerieabteilungen den Ort Gray, bei welchem sich dann bis zum 27. allmählich die Hauptstreitkräfte sammelten, da, wie es hieß, der Feind mit einer ansehnlichen Macht bei Dijon Stellung genommen hatte, aus der man ihn vertreiben wollte. Ein Teil der Brigade des Prinzen Wilhelm unternahm von Gray aus Streifzüge gegen die nördlich gelegenen Orte Autrey und St. Seine l'Eglise, sowie in südwestlicher Richtung gegen Essertenne und Talmay. Die Patrouillen stießen bald bei Autrey auf Verhaue, in St. Seine l'Eglise auf bewaffnetes Bauernvolk, das, durch lügenhafte Berichte der französischen Regierung in Tours irreführt, in dem Wahne stand, daß die deutschen Truppen eine Schlacht bei

Besançon verloren hätten und sich auf dem Rückzuge befänden. Es kam in dem Dorfe zu einem Gefecht, bei welchem die Bauern an Toten und Gefangenen einen Verlust von 100 Mann erlitten. Sie wurden versprengt und ließen eine vollständige Ausrüstung für 600 Mann in den Händen der Deutschen. Auch in dem südlich gelegenen Essertenne und Talmay stießen am Nachmittage desselben Tages die badischen Grenadiere auf feindliche Scharen. Namentlich leisteten diese bei Talmay hartnäckigen Widerstand, wo Teile der Lyoner Armee unter dem General Michel den Ort und die Waldungen besetzt hielten; doch wurden sie mit Macht zurückgedrängt. Bei Talmay wie bei Essertenne suchte der Feind sein Heil in der Flucht, indem er über 500 Gefangene zurückließ, während der Verlust der Deutschen im ganzen nur 117 Mann betrug.

Nachdem hierauf am 28. der Vormarsch gegen Dijon fortgesetzt war, ohne daß man Fühlung mit dem Feinde erlangt hatte, erhielt General von Werder neue Weisungen aus dem großen Hauptquartier, infolge deren er beschloß, mit dem XIV. Korps zunächst nach Besoul abzurücken. Da er jedoch gleichzeitig die Meldung erhielt, daß Dijon vom Feinde stark besetzt sei, so wurde General von Beyer beauftragt, die Stadt mit zwei badischen Brigaden anzugreifen und zu besetzen. Diese rückten zu dem Zwecke am 30. Oktober früh vor.

Dijon war bereits von der französischen Besatzung geräumt gewesen; aber die Einwohner setzten es durch, daß die Truppen zu ihrer Verteidigung neuerdings herangezogen wurden; sie bedangen sich nur aus, daß das Gefecht außerhalb der Stadt geliefert würde. Der französische Befehlshaber verfügte über etwa 8000 Mann. Die an der Spitze marschierenden Truppen stießen daher nach Vertreibung einzelner am Lillebach stehender feindlicher Abteilungen bei dem auf einer Anhöhe vor Dijon liegenden Dorfe Apollinaire auf lebhaftesten Widerstand. Die Aufgabe, das Dorf zu nehmen, war nicht leicht, denn der Feind hatte die Anhöhe mit zahlreichen Geschützen und Mitrailleusen besetzt. Er wußte, daß dieser Punkt, welcher Dijon beherrscht, der Schlüssel zur Stadt selbst war, daher bot er alles auf, sich zu behaupten. Unter dichtem Kugelregen schritt Prinz Wilhelm von Baden an der Spitze seiner Truppen gegen den Ort vor, ohne indessen zum Ziele zu gelangen. Darauf wurde die Höhe von vier verschiedenen Seiten aus gleichzeitig angegriffen, wobei die Südseite von drei Batterien, die Nordseite von mehreren Feldgeschützen mit Erfolg Feuer erhielt. Nach Verlauf von zwei Stunden war das feindliche Zentrum durchbrochen und weit über die Hälfte der Höhe erstürmt; nur die beiden Flügel leisteten, durch ihre Stellung in den Weinbergen begünstigt, noch Widerstand, bis auch sie sich genötigt sahen, der Tapferkeit der Deutschen zu weichen und sich in zwei der Vorstädte Dijons, St. Nikolas und St. Pierre, zurückzu-

ziehen. Die badischen Grenadiere folgten dem Gegner auf dem Fuße. In den Straßen der genannten Vorstädte wütete ein blutiges Ringen; an der Verteidigung beteiligte sich hier das aufs äußerste erregte niedere Volk, selbst Weiber hatten die Waffen ergriffen, und sogar aus den Häusern, die durch weiße Fahnen als Spitäler bezeichnet waren, flogen die Kugeln. Trotz dieses Widerstandes ward Haus für Haus und Barrikade auf Barrikade von den badischen Grenadieren gestürmt. Bald befanden sich die beiden Vorstädte in deutschem Besitz, und nun ging es der inneren Stadt zu, welche durch Wall, Mauern und den tiefeingeschnittenen Suzonbach von den Vorstädten getrennt war und sich zur Verteidigung durch Infanterie vorzüglich eignete.

Es war bereits 4 Uhr nachmittags und vorauszusehen, daß es nicht möglich sein werde, den bevorstehenden schweren Kampf um die eigentliche Stadt vor Eintritt der Dunkelheit zu beenden. General von Beyer brach daher das Gefecht ab. Die siegesgewiß weiter vordringenden Grenadiere erhielten den Befehl, den Rückzug anzutreten, denn Dijon sollte nicht mit allzu schweren Verlusten erkaufte werden. In größter Ordnung gaben die Badener die erkämpften Positionen Schritt für Schritt auf und nahmen hierbei ihre Verwundeten mit. Der Feind zeigte sich nicht sehr eifrig, ihnen zu folgen.

Sobald der letzte Mann die feindliche Stadt verlassen hatte, begann die badische Artillerie, diese zu beschießen. Feuerssäulen stiegen aus der Stadt empor, deren Lohe der ununterbrochen niederströmende Regen nicht zu dämpfen vermochte. Deshalb erließ das deutsche Oberkommando den Befehl, das Geschützfeuer einzustellen und erst am nächsten Morgen damit wieder zu beginnen. Allein der Feind zog, unter Zurücklassung von 560 Toten und Verwundeten, in aller Stille unter dem Schutze der Dunkelheit ab, und noch in der Nacht langten Abgeordnete der städtischen Behörde Dijons im deutschen Lager an, um die Übergabe der Stadt anzubieten. Am 31. Oktober zog Generalleutnant von Beyer an der Spitze seiner Tapferen mit klingendem Spiel in Dijon ein. Die Mannschaften verbrachten daselbst einige wohlverdiente Ruhetage und ließen sich den feurigen Burgunder trefflich munden. Nur der häufige Vorpostendienst erinnerte an die Beschwerden des Kriegslebens. Jederzeit mußte man auf das Heranrücken feindlicher Streitkräfte gefaßt sein, von denen sich namentlich eine neugebildete Truppe pomphaft angekündigt hatte: die Garibaldianer.

Garibaldi als Erretter Frankreichs. Frankreich von seinen Niedergelagen wieder aufzurichten und die deutschen Barbaren von dem geweihten Boden der Republik zu vertreiben, hatte sich ein Mann anheischig gemacht, der bisher als ein Freiheitsheld hochgehalten worden war: der allbekannte

italienische General und Freischarenführer Garibaldi. Bald nach seiner Ankunft in Tours am 9. Oktober hatte er den Oberbefehl über die französische Ostarmee übernommen und fünf Tage später bereits seinen Einzug in Besançon gehalten. Obwohl die Mehrzahl der französischen Bevölkerung ihn mit Auszeichnung empfing, waren die von ihm gesammelten Scharen doch nicht die Leute, um größere Siegeshoffnungen zu rechtfertigen. Die italienischen, ungarischen, polnischen, spanischen und amerikanischen Abenteurer, welche sich unter der Fahne Garibaldis zusammengerottet hatten, bildeten eine schlecht organisierte Bande, deren Anmaßung gleichen Schritt mit ihrer Zuchtlosigkeit hielt. Von Unterordnung im Sinne militärischen Gehorsams war bei ihnen nicht die Rede. Jeder dieser „Soldaten der Freiheit“ bildete sich ein, den Feldherrn ersetzen zu können. Ebenso schlecht wie um die Disziplin stand es auch um Bewaffnung und Bekleidung dieser Abenteurer. Die Flinten stammten aus den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts, einheitliches Exerzitium und übereinstimmende Kleidung galten als Luxus, und so trabten viele einher in Zivil, und ihre Würde als Garibaldianer war nur an einer rotwollenen Decke zu erkennen, durch deren aufgeschlitzte Mitte der Kopf gesteckt wurde; sie bildete den einzigen Schutz gegen Regen und Kälte. Geradezu komisch wirkte der Anblick der Reiterci, aus höchstens 200—300 Mann bestehend. Die Streitrösse dieser Helden gehörten meist der Gattung der Karrenpferde an, die noch nie einen regelrechten Reiter getragen hatten. Die französische Regierung hatte denn auch selbst wenig Vertrauen zu dieser Hilfstruppe und stellte deshalb ihren ohnehin äußerst spärlichen Zuschuß zu deren Unterhaltung bald gänzlich ein. Überdies weigerten sich die lange gedienten französischen Truppenführer, unter dem alten, zum Überfluß noch von der Gicht heimgesuchten Freiheitshelden zu dienen, oder aber sie mißachteten seine Befehle. Mit noch größerem Mißtrauen blickte die gesamte katholische Priesterschaft des Landes auf das Tun des italienischen Republikaners, den sie als den gefährlichsten Feind der Kirche betrachtete und der ihren Haß nach Kräften erwiderte. So äußerte ein Pfarrer laut und öffentlich: „Ich hasse als echter Franzose auf das bitterste alle Preußen, aber als guter Katholik hasse ich Garibaldi doch noch mehr, und ich verweigere allen denen aus der Gemeinde die Absolution, welche es wagen, diesen Feind der Kirche zu unterstützen oder gar unter ihm zu dienen.“ Die Folge war, daß die Franktireurs sich massenhaft von Garibaldi abwandten und ihren Kampf gegen die Deutschen auf eigne Faust fortsetzten.

Die Garibaldianer spielten denn auch in der Folgezeit, wie wir noch sehen werden, keine vorteilhafte Rolle, und enttäuscht und ohne neue Lorbeeren zog sich der gepriesene Held von Caprera nach Beendigung des Feldzugs auf seine Ziegeninsel zurück.

Siebenundzwanzigster Abschnitt.

Der Fall von Metz und andern französischen Plätzen.

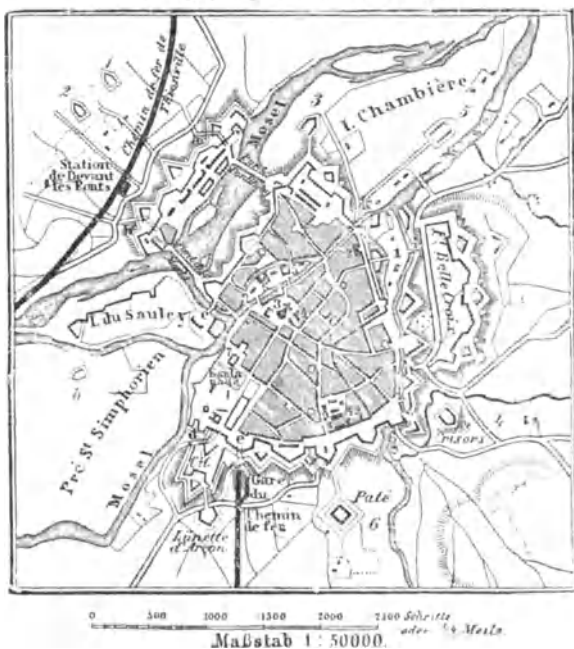
Hinter den Wällen der großen Festung Metz hatte Marschall Bazaine nach den blutigen Augustschlachten mit den Trümmern seines noch gegen 180 000 Mann starken Heeres Schutz vor der Übermacht der Deutschen gesucht; es sollte sich nun zeigen, ob die Feste, die im Laufe der Jahrhunderte mehrfachen Belagerungen trotzte, mit Recht sich auch ferner die unbezwingbare oder die „jungfräuliche“ Festung nennen dürfe, ob ihre Mauern den neuen Geschossen, ihre Verteidiger der Kraft eines Volkes in Waffen zu widerstehen vermochten.

Metz ist seit seinem Bestehen befestigt gewesen und hat wiederholt mit dem Wechsel der Ansichten von der Befestigungskunst auch seine Befestigungsanlagen verändert; der Zustand, in dem es die angreifenden Deutschen fanden, entsprach den neuesten Fortschritten und Erfahrungen der Kriegswissenschaft. Die Forts St. Quentin, St. Julien, Queuleu und Carrières bei Plappeville waren erst nach 1866 erbaut und auf diese Verstärkung sowie auf den weiteren Ausbau der Feste eine Summe von 15 Millionen Frank verwendet worden. Metz war von einer doppelten Ringmauer umgeben, die Gräben waren zumeist mit Wasser gefüllt, und es waren Einrichtungen getroffen, das vorliegende Gelände überschwemmen zu können. Die Hauptwerke der Festung waren die südlich gelegene, nach außen durch ein sogenanntes Hornwerk gedeckte Zitadelle, östlich ein großes Fort Bellecroix und westlich, jenseit der Mosel, das Fort Moselle. Zwischen diesen lagen zahlreiche kleinere Forts und Feldschanzen. Der Umfang der Festungswerke betrug etwa 15 km.

Als Bazaine mit seiner Armee nach der Schlacht von Gravelotte in Metz einrückte, konnte natürlich die von den Deutschen sofort ins Werk gesetzte Einschließung sich nicht so schnell vollziehen, daß es dem Marschall nicht möglich gewesen wäre, ansehnliche Proviantvorräte noch nach der Festung schaffen zu lassen, und selbst als dieselbe vollständig umzingelt war, gab es immer noch einige Dörfer, die innerhalb des Festungskreises,

von den Außenforts geschützt, lagen und deren Vorräte und Feldfrüchte Bazaine zur Verfügung standen. Für die nächste Zukunft war man daher mit Lebensmitteln versorgt; immerhin aber ließ sich bei dem starken täglichen Verbrauch einer Armee von über 170 000 Mann sowie der zahlreichen Einwohnerschaft schon jetzt der Augenblick vorhersehen, an dem Mangel eintreten mußte.

Die Festungswerte von Metz.



Forts: 1 Fort Carrières. 2 Fort Mont St. Quentin. 3 Fort Moselle. 4 Fort Bellecroix. 5 Fort St. Julien. 6 Fort Pâte. 7 Fort Dueulen. 8 Fort St. Privat. Tore: a Tor nach Thionville. b Tor nach Frankreich. c Tor nach Saulcy. d Citadellentor. e Tor Serpenoise. f Tor St. Thiebault. g Tor Majelle. h Tor der Deutschen. i Tor St. Barbe. k Tor Chambière. Gebäude: 1 Zeughaus. 2 Artillerieschule. 3 Kathedrale. 4 Stadthaus. 5 Präfektur. 6 Theater. 7 Justizpalast. 8 Arsenal des Geniecorps. 9 Gendarmerie.

Anfänglich zählte Bazaine zuversichtlich auf Entsatz durch Mac Mahon. Er unternahm aus diesem Grunde nichts gegen die Deutschen, um seine Kräfte zu schonen. Dies kam der Einschließungsarmee sehr zu statten, denn sie konnte sich unbehelligt in ihren Stellungen täglich besser einrichten und befestigen.

Um alle Bewegungen der Franzosen übersehen zu können, waren auf mehreren hochgelegenen Punkten und Kirchtürmen Beobachtungsposten eingerichtet worden. Offiziere überwachten von dort aus mit Hilfe aus-

gezeichneter Fernrohre die Tätigkeit des Gegners und erstatteten darüber fortlaufend Bericht.

Gegen Ende August stand die deutsche Vorpostenlinie eng und geschlossen auf Gewehrschußweite um die Forts. In einer Entfernung von etwa 2000 Schritt befanden sich hinter ihr größere Abteilungen, um die Vorposten bei einem Ausfalle des Feindes zu schützen und aufzunehmen, und erst hinter dieser Heeresabteilung lagerte die Hauptmacht, soweit wie es anging, in den von den Einwohnern verlassenen Dörfern untergebracht. An jedem wichtigen Punkte standen Geschütze in Schanzen, eine Telegraphenleitung umzog die ganze Festung. Ein einziges telegraphisches Zeichen von einer der zahlreichen Stationen genügte, das gesamte Belagerungsheer wie durch einen Zauberschlag kampfbereit zu machen. — So waren zwölf Tage nach der Schlacht bei Gravelotte vergangen, ohne daß es zu ernstern Zusammenstößen gekommen wäre; nur am 26. August hatten die Franzosen sich in Massen auf dem rechten Moselufer angesammelt, wie es schien, zu einem Durchbruchversuch.

Aber man ließ es bei den Vorbereitungen bewenden und belästigte nur wie in den Tagen zuvor die Vorpostenstellungen der Deutschen mit einem fast wirkungslosen Granatfeuer, während zufällig aufeinander stoßende Patrouillen hier und da ein paar Kugeln miteinander wechselten. Nach einer geräuschvollen Nacht nahmen die deutschen Beobachtungsposten beim ersten Tagesdämmer des 31. August große Bewegungen unter den Franzosen wahr. Der Gegner vereinigte auf dem rechten Ufer im Norden seiner Stellung bedeutende Massen. Schleunigst traf man deutscherseits Gegenmaßregeln und stand gerüstet, als der Gegner nachmittags 4 Uhr zum Angriff vorging.

In der Nähe des Forts St. Julien entbrannte nun ein heißer Kampf. Die Geschütze krachten, die Mitrailleusen rasselten, wie wenn der 31. August nur die Fortsetzung des 18. bilden sollte. Dabei bombardierte der Feind von der Festung aus mit schweren Granaten drein. Die Franzosen kämpften aufs tapferste, vermochten aber trotz aller Anstrengungen nicht, Bahn zu gewinnen. Als der Abend dem Kampf ein Ziel setzte, sah man sie noch an früherer Stelle. Im Dunkel der Nacht versuchten nun die Franzosen einen Handstreich. Dichte Massen tauchten plötzlich und geräuschlos vor den deutschen Vorposten auf und überrannten diese, so daß es dem Feinde gelang, sich nach Mitternacht einiger Dörfer zu bemächtigen. Allein die Preußen sorgten dafür, daß die Freude nicht lange währte; am Morgen des 1. September wurden die Rothosen von ostpreussischen Kolbenstößen gar unangenehm aufgeschreckt und schließlich mit dem Bajonett wieder dahin getrieben, von wannen sie gekommen waren. Ihrer 800 gerieten dabei in deutsche Gefangenschaft. Vergebens versuchten die Franzosen

auf ihrem linken Flügel nochmals, durch Massenangriffe sich den Weg nach Norden zu öffnen; das wohlgezielte Feuer der deutschen Artillerie und die zähe Tapferkeit der Infanterie brachten jeden Versuch zum Scheitern. So gab denn endlich Bazaine die Siegeshoffnungen auf. Seine Voraussagung, daß er den Marschall Mac Mahon an der Spitze der Armee von Chalons unweit Metz treffen und zum Eingreifen bereitfinden werde, hatte sich nicht bestätigt. Er ließ daher gegen Mittag seine Truppen wieder unter die Mauern von Metz zurückkehren. Dieser Versuch, sich von der eisernen Umklammerung der Deutschen zu befreien, hatte dem Feinde etwa 3500 Mann gekostet; auch deutscherseits waren die Verluste nicht viel geringer, besonders beim I. Armeekorps, das den Hauptkampf geführt hatte und von der 3. Reservedivision und Teilen des VII. und IX. Armeekorps unterstützt worden war.

Nach der Schlacht bei Roisseville verhielt sich der Gegner wieder wochenlang ruhig, und auch deutscherseits wurde kein ernstlicher Angriff unternommen. Nur hin und wieder, namentlich am 9. September, wechselte man einige Kugelgrüße. Auf eine energische Beschießung der Festung mit schwerem Geschütz war es deutscherseits nicht abgesehen, denn man scheute sich, den vielen Opfern, welche der Krieg bereits gefordert hatte, noch weitere hinzuzufügen; 50 schwere Zwölfpfünder wurden zwar aus der Heimat herangeschafft und an besonders geeigneten Punkten aufgestellt, doch hatte dies nur den Zweck, den Gegner und dessen schwere Artillerie etwas in Schranken zu halten. Zudem konnte an eine Erstürmung des Platzes seiner mächtigen Außenwerke wegen nicht gedacht werden. Dagegen mußte die enge Umschließung der Festung, in deren Folge Hungersnot unausbleiblich war, über kurz oder lang doch zur Übergabe führen.

So beschränkten sich denn Freund und Feind auf die Sicherung dessen, was sie in Besitz hatten, und es kam nur dann und wann zu kleinen Zusammenstößen bei einzelnen Vorpostenabteilungen, die es sich öfter nicht versagen konnten, den Gegner zu necken oder die Gelegenheit zu einem Handstreich zu benutzen. Zu solchen Unternehmungen wurde meist die Nacht gewählt, in der man überraschen und ebenso schnell verschwinden konnte, wenn der Gegner sich zu stark zeigte. Manche Waffentat solcher Art hat die Geschichte einzelner Regimenter aufzuweisen, und manches Eiserne Kreuz ward in ritterlichem Kampfe im Dunkel der Nacht erworben.

Die Lage des eingeschlossenen Heeres wurde inzwischen von Tag zu Tag unbehaglicher. Man erfuhr nichts mehr von dem, was sich draußen im Lande ereignete; die Kunde der Kapitulation von Sedan gelangte nur dadurch ins französische Lager, daß man deutscherseits einen Teil der bei jener Gelegenheit gemachten Kriegsgefangenen mit in Metz befindlichen deutschen Soldaten austauschte. War nun zwar jede Hoffnung auf Hilfe

verschwunden, so dachte man doch auf französischer Seite fürs erste nicht im entferntesten daran, die Waffen zu strecken. Es konnte ja noch immer ein Umschwung in der Kriegslage eintreten, und man rechnete noch immer mit der Möglichkeit, auf irgendwelche Weise der Gefangenschaft zu entgehen.

Alle erdenklichen Mittel, um mit der Außenwelt in Verbindung zu treten, wurden versucht; man ließ z. B. Briefe in verschlossenen Flaschen die Mosel hinabtreiben, und als die Deutschen dahinterkamen, nahm man die Luft zu Hilfe und ließ die Nachrichten in Ballons über den Häuptern der Deutschen hinwegfliegen ins Land hinein. So stieg auch am 9. September ein etwa 1 m hoher, aus wasserdichtem leichten Stoffe gefertigter Luftballon auf, welcher die Inschrift: „Poste aérostatique. Ville de Metz, 9. Septembre. 7^{me} Ballon.“ trug. Beim Herabfallen zeigte es sich, daß er den Zweck hatte, als französische Feldpost zu dienen. In einem Felleisen befand sich eine Menge von Briefen, welche vom Führer des Ballons der nächsten Post übergeben werden sollten. Die Absender hatten jedenfalls erwartet, daß ein günstiger Wind diese Post ins Innere Frankreichs treiben werde; statt dessen langte der Ballon auf deutscher Erde, in Baden, an.

Nachdem der Feind sich wochenlang ruhig verhalten hatte, zeigte er sich vom 22. September ab wieder kampflustiger. Es kam wiederholt zu kleineren Gefechten mit feindlichen Abteilungen, die für Rasse und Mannschaft Futrage und Proviant aus den umliegenden Ortschaften heimzuführen suchten, denn die Not machte sich schon sehr fühlbar.

Derartige Ausfälle fanden am 22. und 23. September statt, wurden aber von Truppen des ostpreussischen und westfälischen Korps und von Bataillonen der 3. Reserivedivision unter Mitwirkung mehrerer Batterien entschieden zurückgewiesen. Am 27. September ließ sich der Feind wiederum bei Mercy-le-Haut sehen und griff gleichzeitig auf dem linken Moselufer die Vorposten des X. Korps bei dem Dorfe La Mare an. Dieser Ausfall galt in erster Reihe den Vorräten, die in Courcelles aufgespeichert lagen, und den Ochsenherden, die in der Umgegend weideten.

Der Ausfall erfolgte rasch mit etwa 10000 Mann, die hinter den Forts vordrangen, mehrere Ausfallsbatterien mit sich führend, während Reservetruppen und einige Mitrailleusen mittels der Eisenbahn fast bis in die deutsche Vorpostenlinie befördert wurden. Der Angriff wurde zwar von der preussischen Artillerie unter schweren Verlusten des Feindes zurückgewiesen, doch auch deutscherseits waren die Verluste nicht gering; eine Kompagnie wurde sogar abgeschnitten und geriet zum größten Teile in Gefangenschaft. Den eigentlichen Zweck des Unternehmens hatten indessen die Franzosen nicht erreicht; es gelang, die weidenden Ochsen „rückwärts zu konzentrieren“; nur 40 fielen in die Hände der Franzosen.

Einen größeren Umfang nahm ein am 7. Oktober um 1 Uhr nachmittags begonnenes Gefecht an, das den Zweck hatte, aus den Pachtböfen nördlich des Schlosses Ladonchamps die Vorräte fortzuführen.

Mit Macht warf sich die französische Garde auf die Vorposten der Division Kummer, und in tapferer Gegenwehr mußte hier mancher brave Landwehrmann sein Leben aushauchen. Erst nach hartnäckigem Widerstande räumten die vordersten Truppen die besetzten Gehöfte.



: Die Landwehr unter General Kummer bei Noisseville.

Fast gleichzeitig mit diesem Vorgehen der französischen Garde auf dem linken Moselufer waren weniger heftige Vorstöße auf der andern Seite des Flusses gegen die Truppen des I. Korps bei Servigny und Noisseville sowie gegen das X. Korps auf der Linie Malroy-Charly ausgeführt worden. Als aber die deutschen Heerführer erkannten, daß der Gegner sie hier nur täuschen und verhindern wollte, der bedrohten Reserve division Hilfe zu bringen, wurde allmählich der größte Teil des X. Korps nach dem linken Moselufer entsandt, wo er lebhaft in den Kampf eingriff. Die Franzosen waren inzwischen langsam weiter vorgedrungen — schon frohlockten sie, schon glaubten sie sich ihres Sieges sicher — da ertönte es in voller Regimentsmusik: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben“ —

und in aufgelöster Gefechtsordnung kamen im Geschwindschritt hannöversche Füsilier an, die bei Argancy die Mosel überschritten hatten, um nun mit der Landwehr gemeinschaftlich vorzugehen; ihnen folgten in geschlossenen Kolonnen mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele Bataillon auf Bataillon.

Gleichzeitig richtete preußische Artillerie ihr Feuer auf den an der Mosel entlang vordringenden Feind, der inzwischen auch in seiner linken Flanke von zwei Regimentern des III. Korps angegriffen worden war. Diesen vereinten Anstrengungen gelang es, den Gegner zurückzutreiben. In dem Dorfe La Mare, wo steinerne Mauern einen Schutz boten, hielt er nochmals stand. Die Preußen gingen aber trotz des Geschosshagels, mit dem sie überschüttet wurden, sogleich zum Sturm vor und trieben nach erbittertem Gefecht den Feind auch aus dieser letzten Verteidigungsstellung bis unter die Kanonen von Metz zurück.

In welche heftigen Kämpfe die Division Kummer verwickelt war, beweist der Umstand, daß von den 1700 Mann, die an diesem Tage durch Tod, Verwundung oder Gefangenschaft Aufnahme in den Verlustlisten fanden, über 1200 jener Division angehörten. Hierunter befanden sich allerdings 500 Mann, die ihren Posten nicht verlassen wollten, obgleich sie vollständig vom Feinde umzingelt waren, und deshalb schließlich, nachdem die letzte Patrone verschossen, die Waffen strecken mußten.

Von seiten des deutschen Oberkommandos war inzwischen die Anordnung getroffen worden, aus den in der Vorpostenlinie liegenden Ortschaften sämtliche Vorräte zu entfernen oder sie zu vernichten, so daß den Franzosen nun auch diese Hilfsquelle abgeschnitten war. Ihre Lage gestaltete sich infolgedessen von Tag zu Tag bedenklicher. Krankheiten lichteteten die Reihen der Verteidiger, der Hunger war zum täglichen Gast geworden; auch das Salz mangelte ganz und gar, Pferdefleisch galt als Delikatesse. Die Soldaten erhielten schon seit längerer Zeit nur noch halbe Portionen. Daher nahm die Unzufriedenheit der Armee schnell zu; fast täglich liefen ganze Scharen zum Feinde über. Mit Heißhunger fielen sie über alles her, was man ihnen an Lebensmitteln reichete. Sie entwarfen von den Zuständen in der Festung ein trübes Bild. Nach ihren Aussagen wurden an die einzelnen Soldaten nur acht Lot Brot und drei Lot Fleisch von getöteten halbverhungerten Pferden verteilt. Als die Zahl der Überläufer immer größer ward, mußten die meisten zurückgewiesen werden.

In der Erwartung, daß Bazaine noch einen verzweifelten Versuch machen werde, sich durchzuschlagen, traf man im preußischen Lager die umfassendsten Vorkehrungen, um diesem letzten Kampfe mit Nachdruck beizugehen zu können.

Aber schneller noch, als man erwartet, trat die Wendung ein. Bazaine,

seine Lage erkennend, sandte seinen Adjutanten, den General Boyer, nach Versailles, wo sich das königliche Hauptquartier befand.

Die ersten Verhandlungen konnten zu keinem befriedigenden Ergebnis führen, da die Bedingungen, die Bazaine stellen zu dürfen glaubte, nur den Beweis lieferten, daß der französische Hochmut noch nicht gebrochen sei. Bazaine forderte freien Abzug mit seiner ganzen Armee und wollte sich nur verpflichten, mit dieser innerhalb drei Monaten nicht gegen Deutschland zu fechten. Von Übergabe der Festung wollte er durchaus nichts wissen, vielmehr verlangte er, daß in derselben eine Besatzung von 16 000 Mann bleiben solle. Zuletzt schlug er gar vor, man möge ihm und seiner Armee gestatten, sich nach Algier zu begeben.

Die Zustände in Mex wurden inzwischen unerträglich; die Festung war ursprünglich mit Proviant für 90—100 000 Seelen versehen (Einwohnerschaft und Besatzung) und hatte nun während 2 $\frac{1}{2}$ Monaten 240 000 Menschen ernähren müssen. Der Festungskommandant, General Coffinières, versorgte mit dem geringen Reste von Proviant vor allem die Garnison, so daß der vor der Stadt lagernden Bazaine'schen Armee der sichere Hungertod bevorstand. Da ein nochmaliger Versuch, durchzubrechen, voraussichtlich mißlungen wäre, so entschloß sich der Oberbefehlshaber endlich schweren Herzens, zu kapitulieren, und zeigte dies am 24. Oktober spät abends dem Prinzen Friedrich Karl an.

Am 25. Oktober traf der greise General Changanier im preußischen Hauptquartier ein. Auch ihm gelang es indessen nicht, freien Abzug für die Armee zu erwirken. Tief erschüttert sagte Changanier bei seinem Weggange zu den deutschen Offizieren: „Wir werden fallen; aber mit Ehren. Ich wünsche Ihnen, meine Herren, daß Sie und keiner Ihrer braven Soldaten so etwas erleben.“

Die Verhandlungen wegen der Übergabe wurden im Schlosse Frescati geführt und zogen sich bis zum 27. Oktober hin, an welchem Tage die Bevollmächtigten der Kriegführenden die Kapitulationsurkunde auf die Bedingungen von Sedan unterzeichneten. Den Offizieren wurde es freigestellt, entweder auf ihr Ehrenwort, in diesem Kriege nicht mehr gegen Deutschland das Schwert zu ziehen, in Frankreich zu bleiben, oder nach Deutschland in Gefangenschaft zu gehen. In anbetraht ihrer bewiesenen Tapferkeit wurde ihnen der Degen gelassen.

Als die Übergabe in Mex bekannt wurde, spielten sich vor und in der Stadt heftige Szenen ab. Namentlich die Gardes weigerten sich, die Waffen abzuliefern, und wurden in ihrem Widerstande von der Bevölkerung unterstützt. Ein Teil der Truppen zerstörte in der ersten Aufregung ihre Adler, diese ihnen heilig gewordenen Feldzeichen! Am Morgen des 29. wurden die Forts von der preußischen Artillerie in Besiz genommen,

und nach 1 Uhr begann der Ausmarsch der gefangenen Armee, auf die Frankreich so große Hoffnungen gesetzt hatte. Man war auf den Anblick zerlumpter und ausgehungertter Truppen gefaßt, allein die meisten, namentlich die Garden, erschienen in sauberer, ja die Offiziere selbst in glänzender Uniform, auch zeigte ihr Äußeres wenig Spuren von Hunger und übermäßigen Entbehrungen. Die Pferde allerdings sahen äußerst herabgekommen aus.

Prinz Friedrich Karl hatte sich mit dem gesamten Generalstabe an der Chaussee nach Frescati aufgestellt und begrüßte Bazaine, der an der Spitze der französischen Garden erschien, äußerst zuvorkommend. Gegen 4 Uhr wurden dann die französischen Posten in Metz von preussischen abgelöst, nachdem zuvor zwei Regimenter Infanterie und ein Regiment Kavallerie von der Stadt und Festung Besitz ergriffen hatten. Die preussischen Soldaten wurden zwar recht scheel und finster angesehen, doch zeigten sich die Metzger immerhin etwas freundlicher als die Straßburger gegen ihre unwillkommenen Gäste. In den noch am Tage zuvor so öden Straßen drängten sich dichte Menschenmäuel; zahllose Fuhrwerke, mit Proviant versehen, rasselten durch die Stadt; alle Läden waren geöffnet.

Gegen 1570 Geschütze und Mitrailleusen, 260 000 Chassepots und andre Handfeuerwaffen, auch 56 kaiserliche Adler fielen den Siegern in die Hände. 3 Marschälle (Bazaine, Canrobert und Leboeuf), 90 Generale, 4000 Offiziere und 173 000 Mann wurden durch die Kapitulation außer Gefecht gesetzt. Die Gefangennahme einer so gewaltigen Armee sieht einzig da in der Geschichte.

Von der großen Belagerungsarmee blieb nach der Übergabe von Metz nur ein kleiner Teil unter dem General von Löwenfeld in der Festung zurück, die übrigen Truppen erhielten sofort Marschbefehl nach andern Theilen des Kriegsschauplatzes, da der deutsche Kriegsplan vor allem darauf hinzielte, dem blutigen Kriege möglichst schnell ein Ende zu machen. Die braven Landwehrtruppen, die unter Führung des Generals von Kummer so mannhaft bei Noisseville und während der letzten Ausfälle gestritten hatten, bildeten die Eskorte der gefangenen französischen Armee bei deren Beförderung nach Deutschland und blieben dann in der Heimat. Wahrlich, sie hatten die Ruhetage wohl verdient!

König Wilhelm fand die höchste Befriedigung darin, die Tapferen von Metz zu belohnen und auszuzeichnen. Das Eiserne Kreuz schmückte so manche Brust; den großen „Denker der Schlachten“, Freiherrn von Moltke, erhob der dankbare Monarch in den Grafenstand; die beiden Prinzen des königlichen Hauses, der tapfere „rote Prinz“, der mit so viel Ausdauer, Geschick und Umsicht den Fall von Metz zustande gebracht, und der Thronerbe Preußens, der als Oberbefehlshaber den größten Theil des deutschen

Heeres nach Paris geführt hatte — beide wurden zu Generalfeldmarschällen ernannt.

* * *

*

Den Marsch nach Paris hatten unmittelbar nach dem großen Siege bei Sedan die beiden Armeen des preußischen und sächsischen Kronprinzen wieder aufgenommen, und zwar verfolgte die dritte Armee die Marne in südlicher Richtung, während der rechte Flügel der vierten oder Maasarmee auf der Straße marschierte, die von Belgien her über Laon und Soissons nach Paris führt.

Die unbedeutende Festung Laon, die von ihrer Höhe die kleine Stadt gleichen Namens beherrscht, und wo in der Nacht zum 10. März 1814 ein Teil der Blücherschen Armee einen herrlichen Sieg erfochten hatte, fand man nur von Mobilgarden besetzt. Beim Herannahen der Deutschen wendeten sich die Bürger der Stadt an den Festungskommandanten mit der Bitte, die Zitadelle dem Gegner zu räumen und dadurch unnützem Blutvergießen vorzubeugen. Als nun am Nachmittage des 8. September ein Zug preußischer Mannen erschien und die Übergabe der Festung verlangte, zeigte sich der feindliche Befehlshaber nicht abgeneigt, und schon am nächsten Tage wurde mit Herzog Wilhelm von Mecklenburg, der die 6. Kavalleriedivision befehligte, die Kapitulation abgeschlossen, die Zitadelle von einer Jägerkompagnie besetzt und die französische Besatzung, etwa 2000 Mann Mobilgardisten und ein Zug Linieninfanterie, entwaffnet.

Aber der letzte Mobilgardist hatte die Zitadelle noch nicht verlassen, als zwei donnerähnliche Schläge erfolgten: das Pulvermagazin mit seinem Vorrat von Bomben, Granaten und Patronen war in die Luft gesprengt worden.

Die von verruchter Hand angerichtete Zerstörung war grauenerregend. Sprenggeschosse, Steine und Massen von Mauerwerk flogen bis in die Stadt und verursachten weit umher Schrecken und Verluste.

Unter den Trümmern der Zitadelle lagen an 100 preußische Jäger, aber auch 300 französische Mobilgardisten begraben, meist tot oder schwerverwundet; unter den leichter Verwundeten befand sich Herzog Wilhelm.

Leider wurde auf französischer Seite dieses Bubenstück noch zu einer nachahmungswürdigen Heldentat gestempelt, und frohlockend riefen französische Zeitungen aus: „Werden nun diese Preußen begreifen, was es heißt, Paris anzugreifen, wenn ein tapferer Held ein solches Beispiel gibt!“

Auf dem Vormarsche nach Paris berührte ein Teil der Maasarmee am 11. September auch die an der Aisne gelegene Festung Soissons. Der Kommandant wies die Übergabe von der Hand; sie wurde nunmehr

zunächst beobachtet und dann von den Truppen der Landwehrdivision Seichow allmählich eng eingeschlossen. Nachdem hierauf von dem eroberten Toul her schwere Belagerungsgeschütze eingetroffen waren, wurde am 12. Oktober unter den Augen des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin die Beschießung der Festung eröffnet. Nur kurze Zeit widerstand der Platz der Wirkung der Feuerschlünde; am 15. Oktober lag ein Teil der Stadtwand in Trümmern. Der Gegner, eine Erstürmung befürchtend, knüpfte hierauf wegen der Übergabe Unterhandlungen an, und am andern Tage rückte der Großherzog mit seinen Truppen in den Platz ein, wo etwa 150 Geschütze erbeutet und gegen 4500 Mann Besatzung zu Gefangenen gemacht wurden.

Etwas längeren Widerstand als Soissons leistete die Festung Verdun. Als die Sachsen auf ihrem Marsche nach Paris schon am 24. September vor der Festung erschienen, beschossen sie dieselbe kurze Zeit mit Feldgeschützen, erzielten aber keinen Erfolg und überließen sodann die Beobachtung des Platzes andern Truppen. Allmählich verwandelte sich nun auch hier die Beobachtung in eine enge Einschließung. Die Besatzung leistete zähen Widerstand und trotzte auch einer mehrtägigen Beschießung aus schwerem Geschütz. Erst als Metz gefallen war, und von dort Belagerungsmaterial in Menge herbeigeschafft werden konnte, übergab der tapfere Kommandant, die Nutzlosigkeit weiteren Widerstandes einsehend, unter ehrenvollen Bedingungen am 8. November die Festung den Deutschen, die neben andern Kriegsmaterial dort 140 Geschütze vorfanden; die Besatzung hatte mehr als 6000 Mann betragen.

Zwei Tage nach diesem Ereignis wehte die weiße Fahne auf den Wällen von Neubreisach, wo ebenso wie in Schlettstadt zahlreiche Franktireurbanden eine Zufluchtsstätte gefunden hatten. Beide Festungen waren während der Belagerung von Straßburg nur leicht beobachtet worden. Als aber nach dessen Fall die Deutschen auf Belfort vordrangen, sahen sie von Schlettstadt und Neubreisach aus ihre Verbindung mit der Heimat empfindlich gestört, und es ward daher die 4. Reservedivision unter General von Schmeling mit der Wegnahme beider beauftragt. Zunächst wendete sich der General gegen Schlettstadt. Am 20. Oktober eröffnete er aus 44 von Straßburg angelangten schweren Geschützen das Feuer gegen die Festungswerke, und bereits am 24. übergab der Kommandant den Platz und die aus 2000 Mann zuchtloser Mobilgarden bestehende Besatzung.

Nun ward deutscherseits mit aller Energie gegen Neubreisach vorgegangen. Bereits am 2. November konnten sechs Belagerungsbatterien ihr Feuer gegen die Festung und das abgesondert am Rhein liegende Fort Mortier richten. Dieses ergab sich am 7., die Festung selbst harrte noch bis zum 10. aus, an welchem Tage der Kommandant, dem Drängen der

Bevölkerung nachgebend, die Übergabe des noch verteidigungsfähigen Platzes herbeiführte, wo eine Besatzung von 5000 Mann mit 108 Geschützen den Deutschen entgegengestanden hatte.

Nur wenige Tage mehr als drei Monate hatten somit hingereicht, um eine stattliche Reihe französischer Bollwerke in die Gewalt der Deutschen zu bringen; obenan die beiden Hauptfestungen Straßburg und Metz, sodann Lichtenberg, Lützelstein, Marsal, Vitry-le-français, Sedan, Laon, Toul, Soissons, Schlettstadt, Verdun und Neubreisach.

Abgesehen von den Verlusten auf den Schlachtfeldern und in den Lazarettten — kaum weniger als 100 000 Mann — war bis auf wenige Regimenter die gesamte, Ende Juli gegen uns ausmarschierte französische Feldarmee gefangen — über 325 000 Mann. Ihre Führer, vier Marschälle samt dem Kaiser, 150 Generale, mehr als 10 000 Offiziere befanden sich in der Gewalt der Deutschen.

In den Feldschlachten, die wir bis dahin geschlagen hatten, und durch Eroberung der oben erwähnten festen Plätze waren gegen 4000 Geschütze, 260 Mitrailleusen, nicht weniger als 500 000 Handfeuerwaffen, ferner ein unermessliches Kriegsmaterial im Gesamtwerte von wohl 150 Millionen Frank in die Hände der deutschen Sieger gelangt.

Alsbald nach dem Falle von Metz hatten sich auch die anderweitig verwendbaren Truppenmassen nach verschiedenen Richtungen in Bewegung gesetzt. Das I., VII. und VIII. Korps marschierte weiter in der Richtung nach der Pikardie, Normandie und Bretagne, das II., III., IX. und X. Korps dagegen schlug die Straße nach Troyes ein. Auch das nördliche und mittlere Frankreich sollten bald Gelegenheit haben, mit den deutschen Armeen Bekanntschaft zu machen.

Achtundzwanzigster Abschnitt.

Kämpfe vor Paris.

Die Fabel erzählt: „Ein Hamster war vom frühen Morgen bis in die späte Nacht bemüht, sich reich mit Vorrat zu versorgen, weil jeder gute Wirt auch auf die Zukunft sieht.“ Wohl selten ließ sich zwischen dem Tun dieses fürsorglichen Tieres und demjenigen des Menschen ein passenderer Vergleich finden, als zu jener spätherbstlichen, bald winterlichen Zeit, während welcher unsre deutschen Truppen Paris von allen Verbindungen abgeschlossen hielten. Damals heimstern sie fleißig ein und gedachten der kalten strengen Tage, welche bald hereinbrechen mußten. Aus den strammen deutschen Soldaten wurden daher zeitweilig Schnitter und Landwirte, die Kornfelder abräumten und Getreidehaufen in Sicherheit brachten. Dann hörte man aus den Scheunen den einförmigen Lakt der Dreschflegel, auf deren Führung sich unsre deutschen Krieger gar wohl verstanden; auch als einstweilige Inhaber der Windmühlen, an denen die Umgebung von Paris nicht arm ist, betätigten sich die deutschen Vaterlandsverteidiger. Ebenso eifrig arbeiteten aber auch die militärischen Schneider, Schuster und Waffenschmiede darauf los, dem durch die Schlachten, Märsche und Strapazen herabgekommenen Außern ihrer Kameraden wieder etwas aufzuhelfen. So fanden denn unsre deutschen Soldaten, auch wenn sie nicht feindliche Ausfälle abzuwehren hatten, Beschäftigung genug.

Die zeitweilige Ruhe, die die Pariser Besatzung der deutschen Einschließungsarmee gegönnt hatte, schien gegen Mitte Oktober sich ihrem Ende zuzuneigen. An demselben 13. Oktober, an dem das Schloß St. Cloud, wie bereits erwähnt, durch die Geschosse des Mont Valerien nutzlos in Trümmer geschossen und ein Raub der Flammen wurde, brach General Vinoy mit 25000 Mann und 80 Geschützen hinter den Südforts von Paris vor, um sich Gewißheit darüber zu verschaffen, ob dort, wie man in Folge der Entsendung bedeutender Truppenmassen gegen die Loirearmee vermutete, nur noch schwache Abteilungen der Deutschen ständen. Ein

heftiges Geschützfeuer aus den eben bezeichneten Forts eröffnete morgens 9 Uhr den Kampf, zu dessen weiterer Durchführung dann zwei starke Kolonnen auf Bagneur und Chatillon vorrückten. Sie wurden von den Vorposten des II. bayrischen Korps mit lebhaftem Schnellfeuer empfangen und gelangten erst nach wiederholten Angriffen unter großen Verlusten in den Besitz des erstgenannten Dorfes, während Chatillon zum Teil in den Händen der Bayern blieb. Aber nur vorübergehend sollten sich die Franzosen ihres Erfolgs erfreuen. Die herbeigeeilten Verstärkungen des bayrischen Korps warfen sich mit Ungestüm von allen Seiten auf die vordersten Abteilungen des Feindes, der, überall zurückgedrängt, bereits um 3 Uhr seinen Rückzug antreten mußte. Er hatte in dem Gefecht gegen 400 Mann, ebensoviel wie die Bayern, verloren.

Acht Tage danach, in der Nacht zum 20. Oktober, erfolgte auf die Vorposten des schlesischen Korps bei Chevilly, in südlicher Richtung des Forts von Bicêtre, ein Angriff, der deutscherseits ohne Verluste abgewiesen wurde. Am 22. Oktober, mittags 1 Uhr, rückten die Franzosen mit etwa 10 000 Mann, durch 120 Feldgeschütze unterstützt, in der Richtung auf Malmaison und Bougival vor und stürmten nach anderthalbstündigem heftigen Geschützfeuer gegen die Vorposten der 9. und 10. Infanteriedivision des V. Korps an; sie besetzten auch den Park von Malmaison und nahmen zwischen Bougival und dem Mont Valerien Stellung. Gemeinschaftlich mit den Kanonen des Mont Valerien eröffneten sie von neuem ein ungemein heftiges Granatfeuer. Deutscherseits ließ man die feindlichen Scharen ruhig herankommen, um sie im geeigneten Augenblicke desto sicherer fassen zu können. In dem Park von Malmaison befindet sich ein großer, steinerner Pavillon, der das ganze Gelände bis Bougival beherrscht. Hier hatte sich der Feind festgesetzt und begann von dort aus ein Schnellfeuer, unter dessen Schutze weitere feindliche Abteilungen auf Bougival vordrangen, welches inzwischen auch von der auf der Linie Bougival-Mont Valerien postierten französischen Infanterie angegriffen worden war.

Unterdessen hatte der Feind sich bis auf 80 Schritte genähert, und nun erst erfolgte der Befehl, ihn auf seiner ganzen Linie anzugreifen. Unter donnerndem Hurra stürmten die Schützenschwärme, Kolonnen hinter sich, im Sturmschritt mit dem Bajonett vor und stürzten sich, ungeachtet des Granatfeuers vom Mont Valerien, auf den Gegner. Die feindlichen Truppen hielten nicht stand, sondern wichen auf der gesamten Linie zurück. Am Pavillon und an der Parkmauer Malmaisons angekommen, suchten sie sich wieder festzusetzen; als aber preussische Artillerie sie mit Granaten begrüßte, machten sie sich eiligst aus dem Staube. Leider war es nicht möglich, den flüchtigen Gegner zu verfolgen, da die Kanonen des Mont

Valerien den Preußen das Weiterdringen verwehrten. Trotz ihrer Überlegenheit — 10 000 Franzosen hatten etwa 5000 Preußen gegenübergestanden — waren die Franzosen vollständig geschlagen; mehr als 120 unverwundete Gefangene und zwei Geschütze ließen sie in den Händen des Siegers zurück. Der Gesamtverlust des Feindes überstieg die Zahl von 600 Mann, während der deutsche etwa 400 Mann betrug.

Kurze Zeit nach diesem siegreich zurückgeschlagenen Ausfall traf vor Paris die Nachricht ein, daß Metz, das stolze Bollwerk, kapituliert habe. Jubelnd vernahmen dies unsre Tapferen; auf den Straßen und in den Wirtshäusern von Versailles sah man überall freudig erregte Gesichter, die Kameraden umarmten sich bewegt, und mehr als einer dachte bei sich im stillen: „Am Ende bist du zu Weihnachten wieder daheim!“ Ein Zufall fügte es übrigens, daß gerade an dem Tage, an dem der Stolz und die Hoffnung Frankreichs, die tapfere Rheinarmee und die jungfräuliche Festung Metz, ihr Schicksal besiegelt sahen, die leicht erregbaren Pariser wieder einmal hoch aufjauchzten ob eines kleinen Waffenerfolges, an den sie im Geiste sofort die kühnsten Erwartungen knüpften.

Im Osten der Werke von St. Denis liegt in einer Ebene das unbedeutende Dorf Le Bourget, welches während der Belagerung ständig von einer preußischen Gardekompanie besetzt war. Am Frühmorgen des 28. Oktober brachen plötzlich die Franzosen mit großer Übermacht gegen dieses Häuflein vor, verdrängten es aus dem Dorfe und befestigten sich dort. Sie wollten in Le Bourget, das sich infolge seiner Lage zur Herichtung einer befestigten Angriffslinie wohl eignete, neue Erdwerke gegen die nördliche deutsche Belagerungsfront errichten.

Doch schon am Morgen des 30. Oktober sah der Feind seine Absicht durch die unter Führung des Generalleutnants von Budritzky zum Angriff vorrückende zweite Gardeinfanteriedivision vereitelt. Le Bourget wird in östlicher und nördlicher Richtung von einer Hügelkette beherrscht, die die Ortschaften Aulnay, Le Blanc-Mesnil, Dugny und Garges umfaßt. Auf jenen Höhen hatten preußische Gardebatterien Stellung genommen und begannen das Dorf zu beschießen, indessen die Infanterie in drei Kolonnen den Vormarsch antrat. Die Hindernisse waren nicht gering: das zu überschreitende Gelände stand teilweise unter Wasser, da der Durcqkanal infolge einer Stauung ausgetreten war und die Ebene überschwemmte, und überdies erhielten die vorwärts dringenden Gardegrenadiere Feuer aus den umliegenden Forts sowie von einer Feldbatterie. Allein die Braven setzten unerschrocken ihren Vormarsch fort.

Bald war die eine Kolonne der südlichen Dorfstraße von Le Bourget nahe gekommen, warf mit aller Kraft den Feind aus seinen Verchanzungen heraus und trieb auch seine Reserven in die Flucht. Dagegen



Die Garden eiführen Le Bourget.

leistete die Besatzung des Ortes selbst den zähesten Widerstand. Namentlich war der nördliche Eingang des Dorfes zu hartnäckiger Verteidigung hergerichtet worden. Dort sperrte eine hohe Barrikade, die die breite Hauptstraße des Dorfes einnahm, den Weg; außerdem hatten die Franzosen in den Umfassungsmauern der Gehöfte Schießscharten angebracht, aus denen sie Schuß auf Schuß dem Angreifer entgegen sandten.



Adolf Thiers.

Trotzdem schritt eine Kompagnie Gardepioniere gegen die Mauern vor, und bald erzitterten diese unter ihren wuchtigen Schlägen. Jetzt ließen sich die Mannschaften nicht länger halten, sondern drängten durch die geöffneten Stellen ein, um im Innern des Dorfes in Haus und Hof den Kampf Mann gegen Mann fortzusetzen. Bald gelang auch die Erstürmung der Barrikade unter den Augen des Befehlshabers der zweiten Gardedivision, Generalleutnants von Budritzky. Ein blutiger Kampf entbrannte in den Dorfstraßen, jedes Haus mußte einzeln genommen

werden. Hierdurch gestaltete sich das Gefecht immer erbitterter, blutiger und verlustreicher; der Feind setzte den Kampf mit wildem Troze bis zum äußersten fort, und selbst als die Hoffnung zu siegen für ihn gänzlich geschwunden war, währte in der Kirche von Le Bourget noch ein erbarmungsloses Ringen fort. Die preußischen Grenadiere hatten die hohen Kirchenfenster erklettern müssen und schlugen sich von dort aus mit dem Feinde, der hinter dem Altar und den Säulen Deckung suchte, so lange herum, bis der größte Teil der Franzosen unter den preußischen Kugeln gefallen war; jetzt erst streckte der geringe Rest die Waffen.

Die Sonne hatte noch nicht die Mittagshöhe erreicht, als der Feind an allen Punkten bis in das südlich gelegene Dorf Drancy zurückwich. Außer beträchtlichen Vorräten fielen viele unverwundete Gefangene, über 1200 Mann und 30 Offiziere, in des Siegers Hände, der Toten und Verwundeten nicht zu gedenken, deren Zahl unbekannt ist. Aber auch die deutschen Verluste beliefen sich ziemlich hoch, denn 34 Offiziere und 433 Mann hatten teils den Tod gefunden, teils Verwundungen erlitten.

Obgleich Paris mit seiner übermütigen Bevölkerung keinerlei Teilnahme verdiente, erachtete es dennoch Graf von Bismarck als eine Gewissenspflicht, die europäischen Regierungen im voraus auf die Gefahren einer Hungersnot aufmerksam zu machen, die die Stadt Paris bei weiter fortgesetztem Widerstande unausbleiblich treffen würde. Infolgedessen hatte sich die englische Regierung veranlaßt gesehen, zur Vermeidung des nahenden Unheils in die provisorische Regierung Frankreichs zu dringen, daß sie in einen Waffenstillstand willige, der zu der Berufung einer Ratsversammlung des französischen Volkes (Konstituante) und dadurch zur Wiederherstellung des Friedens führen könnte. Diese Anregung wurde denn auch seitens der französischen Machthaber in Tours nicht von der Hand gewiesen. Schon waren die auf die Armeen an der Loire, von Lyon und unter Garibaldi gesetzten Hoffnungen so tief herabgesunken, wie das Vertrauen auf Bazaines Ausdauer und die Erhaltung von Metz, und auch Thiers war von seiner diplomatischen Rundreise nach England, Rußland, Oesterreich und Italien zurückgekehrt, ohne Aussicht auf ein Eintreten dieser Mächte zugunsten Frankreichs eröffnen zu können. So erhielt Thiers den Auftrag, zunächst mit der Pariser Regierung und, wenn diese einwillige, im deutschen Hauptquartier über einen Waffenstillstand in Verhandlung zu treten. Auf eine darauf bezügliche Anfrage Englands erklärte sich Graf Bismarck sofort bereit, den französischen Bevollmächtigten durch die deutschen Linien mit sicherem Geleite nach Paris gelangen zu lassen, um dann nach seiner Rückkehr mit ihm zu verhandeln. Am 30. Oktober kam Thiers auf dem Wege nach Paris in Versailles an. Er vermochte seine Hoffnungslosigkeit in bezug auf die Wiedererhebung

Frankreichs nicht zu verbergen, ja, als hier der Weg durch die deutschen Vorposten führte und er die Miesenstadt vor sich liegen sah, wurden seine Augen feucht, und er rief schmerzlich bewegt aus: „O que je suis navré de revoir ainsi la capitale!“ (O, wie schmerzt es mich, die Hauptstadt so wiederzusehen!) Der Aufenthalt Thiers' in Paris war nicht von langer Dauer; er kehrte bereits am nächsten Tage ins deutsche Hauptquartier zurück, und zwar in Begleitung eines Obersten des französischen Generalstabes und einiger französischen Offiziere. Dabei ereignete es sich, daß der erstere den preussischen Offizieren, die die Abgesandten durch die deutsche Vorpostenkette geleiteten, lang und breit auseinandersetzte, daß man in Paris über die jüngsten Vorfälle des Krieges sehr genau unterrichtet sei und nicht allein wisse, daß Bazaine an keinerlei Übergabe denke, sich vielmehr bis zum letzten Mann verteidigen werde, sondern auch, daß Garibaldi mit einem Heere von 100 000 Mann heranziehe, und daß die Loirearmee den Vormarsch auf Paris bereits angetreten habe. Diese Mitteilungen warfen auf die Leichtgläubigkeit der Pariser ein grelles Licht: es war daraus zu ersehen, daß die französische Regierungspartei fortfuhr, Volk und Militär über die Verhältnisse, zumal auf dem Kriegsschauplatz, absichtlich im Dunkel zu lassen.

Der alte Thiers kehrte aus Paris nichts weniger als erbaut zurück. Er hatte bei den fanatisch erregten Mitgliedern der Pariser Regierungspartei nichts durchzusetzen vermocht und war gezwungen, den Grafen Bismarck mit den unverschämten Forderungen derselben bekannt zu machen. Diese Herren gebärdeten sich, als wären sie die Sieger, und verlangten von dem wirklichen Sieger als Grundlage fernerer Verhandlungen: 1. Waffenstillstand auf die Dauer von 25 Tagen; 2. die Verproviantierung der Hauptstadt während dieser Zeit; 3. die freie Beteiligung aller französischen Landesteile, Elsaß und Lothringen nicht ausgeschlossen, an der Wahl der französischen Volksvertreter. In den Verhandlungen trat außerdem deutlich hervor, daß die provisorische Regierung den Gedanken irgendwelcher Gebietsabtretung ganz entschieden zurückweisen würde.

Auf die französischen Forderungen konnte man deutscherseits durchaus nicht eingehen; man hätte die Pariser zur Fortsetzung des Kampfes dadurch nur ermuntert und ihnen Zeit zur Stärkung und zur Bildung neuer Armeen gegeben, so daß die deutschen Heere nach Ablauf der Waffenruhe den Krieg unter wesentlich ungünstigeren Verhältnissen wieder hätten aufnehmen müssen. Die französischen Machthaber bestanden jedoch auf ihren Bedingungen, ohne sich zur Bewilligung irgendeiner militärischen Gegenleistung zu verstehen, und insolgedessen zerشلugen sich die Verhandlungen nach kurzer Dauer.

Neunundzwanzigster Abschnitt.

An der Loire.

Gleich nach der Einnahme von Orleans durch General von der Tann waren die Rüstungen und Armeeneubildungen von Gambetta, der sich mit kühnem Griff der Diktatur bemächtigte, mit fieberhafter Geschäftigkeit betrieben worden. Der Volkstribun stand damals in seinem zweiunddreißigsten Jahre; er konnte als „Mann der Situation“ gelten und genoß seit Jahren allgemeines Vertrauen. Er hatte es verstanden, im letzten Jahrzehnt des vielfach angefochtenen napoleonischen Regiments als Verteidiger von politischen Gegnern desselben sowie als Kammerredner großes Ansehen und weitgehenden Einfluß zu gewinnen. Unter der neuen Regierung übte er als Minister des Innern und gleichzeitig des Krieges nahezu diktatorische Macht. Der heißblütige Mann hielt sich für berufen, zum Retter seines Landes sich aufzuwerfen, und in der That gelang es seinem Feuereifer, neue Heere gleichsam aus dem Boden wachsen zu lassen. Auf sein Andringen sollten sämtliche wehrhaften Männer von 20—40 Jahren, verheiratete nicht ausgeschlossen, zum Heeresdienst herangezogen werden — und er fand Gehorsam. 600 000 Mann mit 1400 Geschützen wurden so binnen wenigen Wochen ins Feld gestellt. Freilich wurde dadurch der Kampf nur verlängert, die Opfer auf beiden Seiten vergrößert, ohne daß das Schicksal zugunsten Frankreichs gewendet werden konnte. Mit rücksichtsloser Härte schickte Gambetta die ins Leben gerufenen Scharen, mangelhaft ausgerüstet und ungenügend ausgebildet, in einzelnen Unternehmungen gegen einen Feind, an dessen fester Fügung ihre Tapferkeit und ihre Hingebung zerschellen mußten.

Unumschränkt verfügte Gambetta über die neugeschaffenen Heere, setzte Befehlshaber ein und ab und strafte die unglücklichen Generale, die nicht zu siegen verstanden. Diejenigen Heerführer, die ein Gefecht oder eine Schlacht verloren — und das war ja fast immer der Fall —, wurden von ihm und seinen Getreuen nicht selten zu „Verrätern des



Leon Gambetta.

Vaterlandes“ gestempelt und womöglich vor ein Kriegsgericht gestellt. Daß dieses fortwährende Wechseln der obersten Führer den Armeen nicht zum Nutzen gereichte, ist begreiflich. So wurde denn auch dem seit-herigen Befehlshaber der Loirearmee, dem greisen General La Motte-rouge, der Feldherrnstab abgenommen und mit demselben ein weniger betagter Offizier, der General Aurelle de Paladines, betraut.

Gegen dessen Wahl ließ sich nichts einwenden; denn der neue Obergeneral war ein Mann von Talent, hielt auf Disziplin und verdiente als einer der besten Heerführer, die Frankreich während des ganzen Feldzugs den Deutschen entgegenstellte, alle Achtung. Hätte der Advokat Gambetta

dem Feldherrn Aurelle freie Hand gelassen, so würde die Loirearmee unsern Truppen wohl noch viel zu schaffen gemacht haben; aber der Rechtsmann war ein Rechthaber, der alles besser verstehen wollte, und so kam es eben anders!

Die Loirearmee, von den französischen Machthabern selbst als „die letzte Hoffnung Frankreichs“ bezeichnet, hatte sich südöstlich von Orleans wieder gesammelt und bedeutend verstärkt, nicht allein durch neu herangezogene Mannschaften, sondern auch durch die besseren Kräfte der Lyoner Armee.

Während in Versailles die Waffenstillstands-Verhandlungen im Gange waren, rückte diese Streitmacht von 100 000 Mann wieder gegen Orleans vor, um, noch ehe die nach dem Falle von Metz frei gewordenen deutschen Truppen helfend einzugreifen vermochten, den General von der Tann zu verdrängen und ihm womöglich den Rückzug nach Norden zu verlegen. Den Deutschen blieben die Absichten des Feindes nicht verborgen, dafür hatten schon die Zeitungen Sorge getragen, die das Vorgehen des neuen Heeres und den gänzlichen Untergang der Gegner prahlerisch ankündigten. Weiterhin ergaben aber auch bereits in den ersten Novembertagen Auskundschafungen unsrer Reiterei, daß der Feind bis Mer und Morée vorgedrungen und daß namentlich der Wald bei Marchenoir von Mobilgarden und Franktireurs besetzt sei.

Schlacht bei Coulmiers. Ein am 7. November von der Kavalleriedivision des Grafen Stolberg unternommener Streifzug ergab mit voller Bestimmtheit, daß hinter jenem Walde sich große Truppenmassen ansammelten und im Vorgehen gegen Orleans begriffen waren. Auch von Osten und Süden her schienen Abteilungen der Franzosen gegen die wichtige Stadt anzurücken. Unter diesen Umständen beschloß General von der Tann, um einem gleichzeitigen Angriff des Gegners vorzubeugen und sich seine Verbindung mit der Einschließungsarmee von Paris zu sichern, mit seinen 20 000 Mann der Hauptmacht des Feindes westlich von Orleans, in dem freien Gelände von Coulmiers, das seiner verhältnismäßig starken Artillerie und Kavallerie die vollste Entfaltung gewährte, die Stirn zu bieten. Seine Truppen hatten am 9. morgens kaum die ausgewählte Stellung besetzt, als die Franzosen auch schon mit zwei Armeekorps, 70 000 Mann mit 150 Geschützen, zum Angriff schritten, dessen Mittelpunkt Coulmiers selbst bildete.

Sieben Stunden wogte der Kampf hin und her, in dem das Zentrum des kleinen bayrischen Korps drei, der rechte Flügel sogar vier heftige Angriffe mit größter Standhaftigkeit und unter sehr beträchtlichen Verlusten des Gegners abwies. Die französische Artillerie bewährte sich bei diesem Kampfe zum erstenmal während des ganzen Feld-

zugs; sie schoß gut und befand sich zahlreich auf dem Platze. General von der Tann, der mit seinen geringen Streitkräften eine Gefechtslinie von zwei Stunden Länge zu halten gezwungen war, brach mit Dunkelwerden das Gefecht ab, trat, zuerst mit dem linken Flügel, den geordneten Rückzug nach St. Peravy an und setzte ihn, um sich mit der von Chartres heranrückenden 22. Division wieder zu vereinigen, am andern Morgen, ohne vom Feinde belästigt zu werden, über Artenay nach Loury fort. Es war das erstemal in dem Riesenkampfe, daß sich deutsche Trup-



General Ludwig von der Tann.

pen genötigt sahen, von feindlicher Übermacht bedrängt, rückwärts zu gehen. Die tapferen Bayern, die etwa 800 Mann eingebüßt hatten, konnten den Rückmarsch mit dem Bewußtsein antreten, ihre Schuldigkeit dem fast vierfach überlegenen Gegner gegenüber getan zu haben. Die Franzosen besetzten noch am 9. abends Orleans, wo leider gegen 450 deutsche Verwundete und Kranke, die General von der Tann dort hatte zurücklassen müssen, in ihre Hände fielen. Eine einzige Trophäe wurde an jenem Tage dem Gegner zuteil, nämlich eine bayrische Munitionskolonne, bestehend aus 26 Munitionswagen, 83 Trainsoldaten, 110 Pferden und zwei Reservegeschützen, die sich verirrt hatte. Trotz ihrer Übermacht wagten die Franzosen es nicht, den zurückgehenden Gegner zu ver-

folgen: General d'Aurelle begnügte sich damit, in fester Stellung vor Orleans weitere Verstärkungen abzuwarten.

Wir haben schon in den vorhergehenden Abschnitten der Thaten des bayrischen Feldherrn, Generals von der Tann, gedacht und nehmen hier Anlaß, über sein Leben einiges mitzuteilen.

Schon vor dem deutschen Kriege von 1866 und mehr noch während der kurzen Friedensperiode von 1866—1870 hatte von der Tann dem Heerwesen seines Vaterlandes eifrige Fürsorge zugewendet und hervorragenden Anteil an der Reorganisation der bayrischen Armee gehabt. In Anerkennung seiner Verdienste wurde er 1867 Inhaber des 11. Infanterieregiments und kommandierender General des I. Armeekorps. Unausgesetzt richtete sich seine Fürsorge darauf, ebenbürtig den übrigen deutschen Kontingenten in den großen Kampf eintreten zu können, dessen Nahen jeder fühlte, und wahrlich, die Tage von Wörth, Sedan, Orleans und Beaugency gaben Zeugnis von den Leistungen der Bayern und den militärischen Tugenden ihres Führers. Von der Maas zur Seine, von der Seine zur Loire führte Tann sein Armeekorps im Siegesturm nach dem Herzen Frankreichs. Im Kampfe ein Held, kalt in der Gefahr, rasch entschlossen, wenn es galt zu handeln, ein Beschützer der Wehrlosen und ein milder Sieger, teilte von der Tann mit seinen Soldaten alle Entbehrungen und Strapazen des Feldzugs. Sein Rückzug von Orleans vor den ihm dreifach überlegenen Franzosen unter d'Aurelle de Paladines gilt als ein Meisterwerk der Strategie.

Überhäuft mit Auszeichnungen aller Art, Ritter des Ordens pour le mérite, Ehrenbürger von München und Ehrendoktor der Universität, führte General von der Tann im Juli 1871 sein Armeekorps im Triumph in die Heimat zurück.

Zum erstenmal, aber auch zum letztenmal während des ganzen Feldzugs hatte die französische Regierung in Wahrheit einen Erfolg verkünden können. Sie tat denn auch dem Jubel ihres Herzens keinen Zwang an und stellte die an und für sich nur geringfügige Errungenschaft dem leichtgläubigen französischen Volke als eine Wendung des ganzen Kampfes dar. Die ganze Nation stimmte siegestrunken in die Lobeslieder von Tours und Paris ein, und über ganz Frankreich ertönten wieder die begeisterten Klänge der Marseillaise. Scharen von Mobilgarden strömten von allen Seiten herbei, teils um sich direkt der Loirearmee anzuschließen, teils um sich im Westen zu sammeln in der Absicht, unter Führung des tatkräftigen früheren Polizeipräfekten Grafen Kératry gegen das deutsche Belagerungsheer vor Paris zu ziehen. Allein die seit 1866 berühmt gewordene „affenartige Geschwindigkeit“ der Preußen vereitelte das Unternehmen. Bereits am 10. November fand bei Loury die Wiedervereini-

gung der Bayern mit der 22. Division und der Kavalleriedivision des Prinzen Albrecht statt, und einen Tag später stieß zu diesen Truppen noch die 17. Infanteriedivision (Mecklenburger) sowie die Kavalleriedivision Rheinbaben, beide als Unterstützung von Paris aus entsendet. Das Kommando über diese kleine Armee führte der Großherzog von Mecklenburg, der nach der Einnahme von Toul und Soissons mit dem XII. Armeekorps nach Paris vorgerückt war.



Friedrich Franz, Großherzog von Mecklenburg-Schwerin.

Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin (geb. 28. Februar 1823, gest. 15. April 1883) war im Jahre 1842 zur Regierung gelangt. Im Kriege von 1866 befehligte er das preußische Reservekorps. Bei Beginn des Krieges im Juli 1870 an die Spitze der zum Küstenschutz gebildeten Nordarmee berufen, dann vorübergehend mit dem Generalgouvernement der von den Deutschen besetzten Landesteile Frankreichs betraut, verließ er Ende Oktober Reims, um vor Paris das Kommando über das XIII. Armeekorps, das aus württembergischer Infanterie und Kavallerie und der von Straßburg herangezogenen preußischen Garde-Landwehrdivision sich zusammensetzte, zu übernehmen; später trat auch das II. bayrische Armeekorps unter seinen Oberbefehl.

Den unter Befehl des Großherzogs vereinigten Streitkräften lag es nun ob, bis zur Ankunft des von der Mosel mit der zweiten Armee herbeieilenden Feldmarschalls Prinzen Friedrich Karl das Feld zu behaupten und der Loirearmee den Weg nach Paris zu verlegen. Dort war man aber nur darauf bedacht, sich gegen einen Rückschlag zu sichern. Aurelle de Paladines verstärkte zunächst seine Stellung nördlich von Orleans; die Zugänge dieser Stadt wurden befestigt und mit 95 weittragenden Geschützen armiert. Die allmählich auf 5 Korps (200 000 Mann) angewachsene Loirearmee besetzte alsdann einen 30 km langen Bogen, dessen Anfangs- und Endpunkt Neuville aux Bois und St. Peravy waren. Inzwischen hatte man jedoch ein neues Unternehmen geplant, das dahin ging, mit dem linken Flügel einen Umgehungsmarsch in nordwestlicher Richtung, auf Chartres zu, auszuführen, um eine Vereinigung mit den im Westen und womöglich auch mit den im Norden versammelten Heeresmassen zu erzielen, während das Zentrum und der rechte Flügel der Armeeabteilung des Großherzogs gegenüber das Feld behaupten sollten. Allein der Wachsamkeit der deutschen Heerführer entgingen die Bewegungen des Gegners nicht. Um ihnen die Spitze abzubringen, rückte der Großherzog von Mecklenburg ebenfalls in nordwestlicher Richtung mit vier Infanterie- und drei Kavalleriedivisionen auf der Linie Chartres-Dreux vor, und es entspann sich am 17. November bei dem nur 37 km von Versailles entfernten Städtchen Dourdan zwischen Mobilgarden und der 17. Division ein ziemlich blutiges Gefecht, das mit der Zurückwerfung des Gegners auf Dreux endigte. Die Verfolgung wurde ununterbrochen fortgesetzt, und so gelang es, noch am Abend die Stadt, den Knotenpunkt verschiedener Eisenbahnen von Bedeutung, zu besetzen.

In raschem Siegeslaufe drangen die deutschen Truppen in der Richtung auf Le Mans nach, wobei sich aber bald herausstellte, daß man hier Truppen einer Westarmee vor sich hatte, während General Aurelle mit den Hauptstreitkräften noch nördlich von Orleans stand. Der Großherzog erhielt daher den Befehl, in Eilmärschen in der Richtung auf Beaugency abzurücken, um vereint mit der zweiten Armee den Hauptgegner aus dem Felde zu schlagen.

Prinz Friedrich Karl hatte in Geschwindmärschen den weiten Weg von Metz über Commercy, Ligny, Brienne, Troyes, Fontainebleau nach der Beauce, unter Überwindung von großen Schwierigkeiten und Hindernissen, zurückgelegt. Südlich von Troyes hatten die Vortruppen größere Freischützenbanden zu verjagen und im Walde von Fontainebleau mächtige Barrikaden, Berhaue u. dgl. zu beseitigen; dazu war die Witterung äußerst rauh und unfreundlich, und der fortdauernde Regen machte an vielen Stellen die Landstraßen unwegsam. Dennoch stand schon am

23. November die zweite Armee mit ihrem rechten Flügel bei Tours an der Straße von Orleans nach Paris, mit ihrem linken bei Beaune la Rolande, dicht vor der Front des Feindes. Den fünf Korps desselben konnte Prinz Friedrich Karl zunächst nur drei schwache Armeekorps (III. brandenburgisches, IX. holstein-hessisches und X. hannöversches) entgegenstellen, den 200 000 Franzosen etwa 45 000 Deutsche.

Bereits Mitte November hatte Gambetta den General Aurelle de Paladines aufgefordert, angriffsweise vorzugehen, über Pithiviers und Malesherbes gegen Paris vorzudringen. Und als der General Bedenken dagegen erhob, nahm er kurz entschlossen die Sache selbst in die Hand. In der Nacht zum 23. November erging telegraphisch der Befehl aus Tours, sofort das XV. Korps bei Chilleurs aux Bois zu versammeln; am 24. sollte dasselbe Pithiviers, das XX. Korps Beaune la Rolande erreichen, sodann über Fontainebleau gegen Paris vorgedrungen werden. Vergebens wies der General darauf hin, daß es ratsamer sei, den Angriff der Deutschen in verschanzter Stellung zu erwarten: damit war für die bedrängte Hauptstadt nichts getan, und es verblieb bei der angeordneten Verstärkung des rechten Flügels. Die anrückenden zwei französischen Korps, das XVIII. und XX., waren es, die unsern Truppen am 24. bei Ladon und Maizières so heftigen Widerstand entgegensetzten. Und für den 28. befahl General Croizat von Chagny, abermals infolge einer (am 26.) aus Tours eingehenden Weisung, das Vorgehen seiner zwei Korps zum umfassenden Angriff auf Beaune la Rolande, und zwar sollte das XVIII. Korps über Suranville, das XX. links über Bois Commun vorgehen; zu ihrer Unterstützung rückten noch das XV. Korps nach Chambon, das Freikorps Cathelineau nach Courcelles vor. Beaune la Rolande war von jenem 16. Infanterieregiment besetzt, das an dem denkwürdigen 16. August bei Mars la Tour den Brandenburgern todesmutig Hilfe gebracht hatte. Die kleine Besatzung hatte den Befehl erhalten, ihre Stellung bis auf den letzten Mann zu behaupten; demgemäß wurden in aller Eile sämtliche Ausgänge des Ortes verbarricadiert und jedes von einer Mauer umschlossene Gehöft in eine kleine Festung umgewandelt. Zu verschiedenen Malen entwickelte der Feind ein wirksames Geschwindfeuer und brachte von drei Seiten Kolonnen auf Kolonnen ins Gefecht; aus seinen Geschützen sandte er Granaten hageldicht in das Städtchen, so daß es an verschiedenen Stellen zu brennen begann.

Indes die erprobte Heldenschar wich und wankte nicht, selbst als der Gegner zum Sturme schritt. Ruhig und festen Blickes erwarteten die braven Sechzehner die feindlichen Scharen; schon hatten sich diese bis auf 200 Schritt genähert, schon schienen sie ihres Sieges gewiß, da ertönte auf deutscher Seite das Kommando: „Feuer!“ — dröhnend

Frachte Salve auf Salve. Zerschmettert lagen Hunderte von Franzosen am Boden; der Rest suchte eiligst das Weite. Aber auf die Dauer hätten die deutschen Truppen weder hier noch in den Stellungen zu beiden Seiten des Ortes der erdrückenden Übermacht des Gegners die Spitze bieten können. Da kam gegen 4 Uhr nachmittags heiß ersehnte, mit Jauchzen begrüßte Hilfe; wie bei Metz die Hannoveraner den Brandenburgern, eilten nun diese jenen in der höchsten Not zu Hilfe.

„Hurra!“ brauste es mächtig von allen Seiten, als die 5. Infanteriedivision sich mit Wucht auf den linken Flügel der Franzosen warf. „Hurra!“ jauchzten die deutschen Kampfesbrüder, denn der Feind wich zurück, Furcht und Unordnung ergriff seine Reihen — die Flucht begann. Ein neuer Sieg war errungen, die Absicht des Feindes, den deutschen linken Flügel zu durchbrechen und sich über Fontainebleau den Weg nach Paris zu bahnen, war vereitelt.

Nach diesem Schlage erfolgte auch die Vereinigung der Truppen des Großherzogs von Mecklenburg mit denen der zweiten Armee, um unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl nun gemeinschaftlich gegen „die letzte Hoffnung Frankreichs“ vorzugehen. Ehe indessen die siegesmutige, stattliche, etwa 120 000 Mann starke Armee ihre Absicht ausführen konnte, sah sie sich ihrerseits selbst von der Loirearmee angegriffen. Gambetta hatte nämlich am 30. die verspätete Mitteilung erhalten, daß General Ducrot mit 100 000 Mann am 29. aus Paris nach Süden durchzubrechen versuchen würde; der Luftballon, der diese Meldung trug, war nach Norwegen verschlagen worden, und erst von da erfolgte die Mitteilung an den Diktator. Man mußte hiernach diese Truppen seit zwei Tagen im Kampfe mit den Deutschen glauben und beschloß, zu ihrer Unterstützung unverweilt mit der Loirearmee dem rechten deutschen Flügel gegenüber vorzubrechen. Im Auftrage Gambettas legte Herr Freycinet, der, obwohl ebenfalls Nichtmilitär, gewissermaßen als Chef des Generalstabes amtierte, dem beim General Aurelle versammelten Kriegsrat den Plan zu einem Vormarsch der gesamten Armee auf Pithiviers vor; für den Fall der Ablehnung führte er das Absetzungsdekret des Oberkommandierenden bei sich. So ward denn der Vormarsch beschlossen. Zunächst sollte der linke Flügel eine Rechtschwenkung ausführen, um so Front gegen Pithiviers zu nehmen, dann sollten auch die Korps des rechten Flügels dahin vorgehen.

Am 1. Dezember trat demgemäß das den linken französischen Flügel bildende XVI. Korps unter dem Befehl des Generals Chanzy in der Richtung gegen Orgères den Vormarsch an, das XVII. folgte bis Patay und St. Peray. Das erstere stieß bei Orgères auf das I. bayrische Korps, das sich eben anschickte, eine größere Rekognoszierung

vorzunehmen. Mit aller Macht warf sich der an Zahl weit überlegene Gegner auf die Bayern und drängte sie nach Boigny zurück. Dem Feinde blieb aber wenig Zeit, seines vorübergehenden Vorteils sich zu freuen. Schnell zogen die Bayern ihre sämtlichen Reservetruppen heran; außerdem war mittlerweile die 17. Division von Mlaines aus vorgerückt und griff am Mittag des 2. Dezember den Feind in dem östlich von Boigny liegenden Dorfe Lumeau an, nahm es nach leichtem Gefecht und trat, die Bayern wirksam unterstützend, in den Kampf ein. Der rechte Flügel des von der Lannschen Korps war unterdessen gleichfalls, und zwar durch die 4. Kavalleriedivision, verstärkt worden, und so gelang es der vereinten Macht, den Feind zurückzuwerfen. Das XVI. Korps, vom XVII. nicht unterstützt, konnte sich nur mit äußerster Anstrengung in der Linie Billepion, Faverolles, Terminiers behaupten. — Auch die 22. Division hatte, von ihrem ursprünglichen Standpunkte bei Loury vorbrechend, den Feind aufgesucht und ihn im Vorrücken auf Poupry gefunden. Es entspann sich nun auch hier in dem waldigen Gelände ein heißer Kampf; dem wilden Ungestüm der anstürmenden französischen Massen setzten die Deutschen eine feste, ruhige Leitung entgegen, und an der trefflichen Ausnutzung der Ortlichkeit und des Zündnadelgewehrs zerschellte schließlich die Kraft der Franzosen. Sie mußten nach Artenay zurückweichen, um dort hinter ihren Verschanzungen Schutz zu suchen. 4000 Mann hatte der hartnäckige Kampf auf jeder Seite gekostet; aber acht Geschütze, eine Mitrailleuse, eine Fahne und 2500 unverwundete Gefangene blieben in den Händen des Siegers.

Und von nun an ging es mit frischem Mute wieder vorwärts. Die Heeresleitung hatte die Überzeugung gewonnen, daß es nun an der Zeit sei, der beständigen Bedrohung der Einschließungsarmee von Süden her ein Ende zu machen, und bereits am 2. Dezember mittags war beim Prinzen Friedrich Karl aus dem großen Hauptquartier der Befehl eingetroffen, mit allen Kräften Orleans anzugreifen. Noch im Laufe des Tages ordnete der Prinz das Nötige dafür an, und mit dem Morgen des 3. drangen die Scharen des Prinzen-Feldmarschalls gegen die im Bogen nördlich von Orleans stehenden Franzosen von allen Seiten vor, auf der Chaussee von Paris das IX. Korps, zur Rechten die Armeeabteilung des Großherzogs, zur Linken das III. und X. Korps. Den Hauptwiderstand leistete der Feind auf der großen Straße von Paris. Kaum war die Avantgarde des IX. Korps über Artenay vorgerückt, als sie durch heftiges Feuer bewillkommenet wurde. In der unmittelbaren südlichen Umgebung Artenays befinden sich zahlreiche Meierhöfe, welche dem Verteidiger vorzügliche Deckung boten und stark besetzt waren. Ein überaus blutiger Kampf begann; in fortwährendem Kreuzfeuer mußten die Deutschen Ge-

höft um Gehöft erstürmen, namentlich um den Besitz einer Windmühle floß viel Blut. Allein das tapfere IX. Korps siegte schließlich doch und vertrieb die Franzosen nicht nur aus ihren festen Stellungen, sondern überhaupt aus allen Dörfern der Umgegend. Unaufhaltsam drang das IX. Korps bis zu dem Dorfe Chevilly nach, und schon stand die Artillerie im Begriff, einige Granaten hineinzuwurfen, als noch rechtzeitig die Kunde kam, daß das Dorf vom Feinde bereits verlassen sei. Die 22. Division, welche von Terminières aus ihren Vormarsch fortgesetzt hatte, besetzte den Ort. Chevilly war der Schlüssel zu dem Walde von Orleans, und am Abend des 3. Dezember stand das IX. Korps am Eingange zu diesem Walde. Eine kalte Nacht folgte dem heißen Kampfe. An Nachtlager in schützender Stube war nicht zu denken, denn die Nähe des Feindes erheischte das Bivakieren unter Gottes freiem Himmel. Bei heftigem Schneegestöber wurden die Bivaks bezogen. Wohl jenen Soldaten, in deren Feldflaschen sich noch erwärmender Inhalt befand; vielen aber wurde die lange Nacht zu Stunden der Qual, und jenem wackeren Hesse konnte man es kaum verdenken, wenn er zähneklappernd ausrief: „Fürs Vaterland kämpfen ist mir recht. Fürs Vaterland frieren, das mag der Teufel holen! Brrr!“

General Aurelle hatte am Abend in Saran die 2. Division des XV. Korps in voller Auflösung vorbeiziehen sehen und gleichzeitig hörte er, daß auch die 1. geworfen worden sei. Die Korps des rechten Flügels waren durch die Schlacht bei Beaune, die des linken durch die Kämpfe bei Loigny in ihrem inneren Halt erschüttert. Der General mußte befürchten, in ungeordneten Massen gegen die Loire und den einzigen Übergang bei Orleans gedrängt zu werden. So befahl er den Rückzug über die Loire, und zwar sollte nur das XV. Korps bei Orleans den Fluß überschreiten, General Crouzat bei Gien, General Chancy bei Beaugency auf das andre Ufer übertreten. Hinter Sauldre sollte dann wieder die Vereinigung stattfinden. Wohl war an Aurelle de Paladines ein gemessener Befehl Gambettas gelangt, Orleans um keinen Preis aufzugeben; allein der französische Obergeneral sah das Nutzlose einer Verteidigung ein, die wiederum viel Blut gekostet hätte. So blieb er bei seinem Befehle.

Am nächsten Morgen setzten die Deutschen den Vormarsch fort. Von Osten und Norden drangen sie gegen Orleans vor. Das III. Korps unter General von Alvensleben marschierte in zwei Kolonnen von Loury über Bennecy nach Loigny, wo kurze Rast gehalten wurde; seine 6. Division erstürmte nachmittags 2 Uhr Baumainbert, das Abteilungen des französischen XV. Korps besetzt hielten, und begrüßte dann von der Höhe nördlich St. Loup mit dem Feuer ihrer Artillerie die Vorstadt

von Orleans. Die nachfolgende 5. Division wurde etwas aufgehalten durch einen neu auf dem Plan erscheinenden Gegner. General Crouzat sollte mit seinem XX. französischen Armeekorps, wie erwähnt, nach dem Befehl des Oberkommandierenden, des Generals Aurelle, über Gien den Rückzug bewerkstelligen. Nachts 4 Uhr hatte er aber einen direkten Befehl aus Tours erhalten, auf Orleans zu marschieren. Er war vorsichtig genug, seinen Train aufs andre Loireufer zu senden; rückte aber natürlich selbst in der anbefohlenen Richtung ab. Nachmittags 2 $\frac{1}{2}$ Uhr stieß er bei Chezy auf zwei Bataillone, die vom III. Korps zur Deckung der linken Flanke entsendet worden waren. Diese dachte er über den Haufen werfen zu können, aber bald sah er sich der ganzen 5. Division gegenüber, die General von Stülpnagel gegen ihn entwickelte. Da gab er den aussichtslosen Versuch auf und ging mit seinem Korps bei Sargeau über die Loire zurück. Als die 5. Division dann vor Orleans eintraf, versuchte General von Alvensleben einen Angriff auf St. Loup, aber zunächst ohne Erfolg; von dem Stande des Gefechts der andren Korps war keine Nachricht eingegangen, der Schatten des Abends lag bereits über der Natur: so beschloß der Korpskommandant mit weiterem Vorgehen bis zum nächsten Morgen zu warten.

Das IX. Korps unter General von Manstein war an demselben 4. Dezember früh von La Croix Briquet gegen Cercottes aufgebrochen, wo die 2. Division des XV. französischen Korps eine stark verschanzte Stellung bezogen hatte. Das übermächtige Feuer der Artillerie vertrieb die Franzosen aus dem Dorfe; aber mit dem Mute der Verzweiflung verteidigten sie die vor der Stadt liegenden Weinberge und Gehöfte gegen die nachdrängende Infanterie, alles umsonst. Noch einmal versuchten sie auf dem Bahnhofe dicht vor Orleans Stellung zu nehmen; er war neben der tiefeingeschnittenen Straße durch Barrikaden und Schützengräben verstärkt und mit Marinegeschützen besetzt, also zu nachhaltiger Verteidigung wohl geeignet. Erst um $\frac{1}{2}$ 6 Uhr konnten sie zur Räumung dieser Stellung gezwungen werden; aber nicht, ohne weiter rückwärts neuen Widerstand zu versuchen. Dunkelheit und Ermüdung setzten dem Vordringen der Deutschen auch hier ein Ziel. Um 7 Uhr abends brach auch General von Manstein das Gefecht ab.

Die Avantgarde der Armeeartheilung des Großherzogs von Mecklenburg war bei Gidy auf den Feind gestoßen, der bei diesem Dorfe in bedeutender Stärke eine stark verschanzte Stellung bezogen hatte. Aber durch das Vorgehen des IX. Korps in der Flanke bedroht, räumten die Franzosen die Stellung unter Zurücklassung von acht Geschützen, und die 17. Division konnte sich gegen Boulay wenden, um im Verein mit dem bayrischen Korps auch diese Stellung zu nehmen, wobei sie aber-

mals eine Anzahl Geschütze erbeutete. Bei der Verfolgung des zurückgehenden Feindes eroberte die Kavallerie noch die Geschütze einer ganzen Batterie und fing auf der Straße nach Chateaudun eine abziehende Wagenkolonne samt der 250 Mann starken Bedeckung ab.

Seitens der Franzosen standen jetzt nur noch im Westen bei Patay und St. Peravy das XVII. Korps im Felde und eine Hälfte des XVI. (nämlich die Division des Generals Chanzy bei Coinces). Die letztere, die seine Flanke bedrohte, zwang aber General von der Tann, von Angriffen abzustehen; sie ging bis hinter den Wald von Montipeau zurück.

Während sich nun die Kavallerie gegen die Loire unterhalb Orleans wandte, mit ihrer Artillerie eine Brücke bei Chapelle zerstörte und auch am jenseitigen Ufer sich zeigende Marschkolonnen und Militärzüge unter Feuer nahm, gingen die Hauptkolonnen unaufhaltsam gegen Orleans vor, das bayrische Korps auf der Chaussee, die 22. Division in Fühlung mit dem IX. Korps auf der alten Straße von Chateaudun, zwischen beiden über La Borde die 17. Division. Die letztere war es, die, nachdem sie noch das Dorf Heurdy und St. Jean de la Nuelle erstürmt, um 6 Uhr abends zuerst am Tore von Orleans anlangte. General Aurelle, der, vormittags von der Regierung gedrängt, doch noch daran gedacht hatte, die Stadt zu behaupten zu versuchen, hatte die Unmöglichkeit längeren Widerstandes erkannt und um 5 Uhr nachmittags definitiv den Befehl zur Räumung gegeben. Erst war die Artillerie fortgeschafft worden, dann folgte die Infanterie. General von Tresckow, der Führer der 17. Division, verhandelte mit der Militärbehörde von Orleans wegen ordnungsgemäßer Besetzung der Stadt. Um 10 Uhr abends kam eine Übereinkunft zustande, und so rückte bald nach Mitternacht der Großherzog von Mecklenburg mit der 17. Division in die Stadt ein. Der Gegner hatte nicht Zeit gefunden, die Brücke über die Loire zu sprengen; sie ward vor allem besetzt; dann bezogen die übrigen Truppen Quartiere westlich und nördlich der Stadt. Bei dem verschanzten Dorfe Cercottes raffte sich der Gegner noch zu einem letzten Widerstande auf. Und als in heiterem Glanze die Sonne am 5. Dezember über Orleans wieder emporstieg, beleuchtete sie das Schauspiel des Wiedereinzuges der Deutschen. Ein enthusiastisches Hurra begrüßte die Kampfesbrüder. Die Begeisterung der Sieger erreichte ihren Höhepunkt, als gegen Mittag der heldenmütige „rote Prinz“ in der wiedereroberten Stadt seinen Einzug hielt.

Die zweitägige Schlacht hatte den Deutschen 1700 Mann gekostet; die Franzosen verloren etwa 2000 Mann an Toten und Verwundeten, aber außerdem fielen über 18000 Mann nebst 74 Geschützen und 4 armierten Kanonenbooten in die Hände der Deutschen. Das wichtigste Er-

gebnis war jedoch, daß die große vor Orleans versammelt gewesene französische Armee in drei Teile auseinandergesprenzt war. Das XV. Korps war, wie wir gesehen haben, bei Orleans, das XX. bei Jargeau, das XVIII. bei Sully über die Loire zurückgegangen, das XVI. und XVII. Korps aber westlich nach Beaugency ausgewichen und auf dem rechten Ufer des Stromes verblieben.

Die ganze Herrlichkeit der gepriesenen Loirearmee hatte ein klägliches Ende genommen. Die noch an den Straßenecken des wiedereroberten Orleans klebende Proklamation Gambettas klang jetzt wie bittere Ironie des Schicksals, da sie von großen Siegen vor Paris und andern Erfolgen der französischen Waffen berichtete, die während der letzten drei Wochen in allen Gefechten von Sieg zu Sieg geeilt sein sollten!

Leon Gambetta stempelte jedoch die Zerspaltung der Loirearmee in einen Erfolg um, indem er die Erfolge von zwei neuen Armeen in Aussicht stellte, jenem Knaben vergleichbar, der, nachdem sein Spazierstock zerbrochen, sich damit tröstete, nun zwei zu besitzen. Der Diktator verkündigte durch eine neue Proklamation, daß man zwei Armeen gebildet hätte, welche diesseit und jenseit der Loire operieren sollten. Auch in diesen Unglückstagen empfand er große Neigung, den General Aurelle, von dem man Unmögliches erwartet hatte, als einen Verräter behandeln und vor ein Kriegsgericht stellen zu lassen; da dieser jedoch von allen wohlmeinenden Männern hoch geachtet war, so begnügte sich der allmächtige Advokat, dem wackeren Kriegsmann ein andres Kommando in Cherbourg zu übertragen. Aurelle aber bedankte sich für die Ehre, unter der Vormundschaft Gambettas den Krieg weiterzuführen. Er trat vom Schauplatz zurück.

Die Uneinigkeit unter den Machthabern Frankreichs nahm von Tag zu Tag zu, und es konnte der deutschen Kraft und Beharrlichkeit schließlich der Sieg nicht mehr entwunden werden. Just um dieselbe Zeit, als sich die Führer und Soldaten der französischen Armeen mit Undank belohnt sahen, sprach König Wilhelm am 6. Dezember den Truppen der verbündeten deutschen Armeen, vom General bis zum gemeinen Soldaten herab, seinen Dank aus, all den Opfer- und Heldennut anerkennend, wodurch so große Erfolge errungen worden waren. Der königliche Feldherr schloß seinen Armeebefehl mit den Worten: „Beharrt der Feind bei einer weiteren Fortsetzung des Krieges, so weiß ich, daß ihr fortfahren werdet, dieselbe Anspannung aller Kräfte zu betätigen, welcher wir unsre bisherigen Erfolge verdanken, bis wir einen ehrenvollen Frieden erringen, der würdig der großen Opfer ist, die an Blut und Leben gebracht worden.“

Und in der That, König Wilhelm hatte sich in seinen Tapferen nicht geirrt.

Dreißigster Abschnitt.

Im Norden Frankreichs.

Gleichzeitig mit der Loirearmee im Süden war auch im Norden Frankreichs, in den Provinzen Normandie und Pikardie, ein neues Volksheer gebildet worden, das im gegebenen Augenblick mit jener zum Entsatze der Hauptstadt zusammenwirken sollte. Rouen und Lille waren die wichtigsten Sammelplätze. Im Laufe des Monats Oktober war diese „Nordarmee“ bereits auf 40—50 000 Mann gestiegen. Ihre Bestandteile waren aus den nördlichen Festungen und Ersatzdepots herangezogen und durch Truppen verstärkt worden, die sich bei Sedan der Gefangenschaft entzogen hatten oder nach Belgien übergetreten und von dort nach Frankreich entkommen waren. Außerdem scharten sich noch eine Menge Freiwilliger um die Fahnen der neugebildeten republikanischen Armee, und später ergänzte sich diese auch durch Marinesoldaten, die aus den Hafenplätzen anlangten. Diese „Nordarmee“ sollte den Deutschen vor Paris in den Rücken fallen und deren Verbindung mit der Heimat womöglich aufheben.

Anfänglich befehligte diese Truppen ein General, dessen wir uns noch von Metz her erinnern: der ehemalige Kommandeur der kaiserlichen Garde, Bourbaki. Dieser war der deutschen Gefangenschaft auf eigentümliche Weise entronnen. Vor Metz erschien im September ein Mann, der behauptete, von der vertriebenen kaiserlichen Familie beauftragt worden zu sein, mit dem Kommandierenden der in Metz eingeschlossenen Rheinararmee über die politische Lage Frankreichs Rücksprache zu nehmen. Da es der deutschen Politik nur willkommen sein konnte, wenn außer der anspruchsvollen aber schwachen Regierung zu Paris noch eine Macht in Frankreich vorhanden war, mit der man sich möglicherweise über den Abschluß des Krieges verständigen konnte, wurde ihm der Eintritt nach der Festung gestattet. Der Betreffende konnte sich indes dem Marschall gegenüber nicht als Bevollmächtigter ausweisen; daraufhin reiste, mit Erlaubnis der deutschen obersten Militärbehörde, General Bourbaki von Metz nach London.

Die Kaiserin lehnte jede Einmischung in die schon so schwierige Lage Frankreichs ab; allein Bourbaki kehrte nach Metz nicht wieder zurück, sondern begab sich nach Tours und stellte sich der Regierung der französischen Republik zur Verfügung. Man vertraute ihm die Organisation der Streitkräfte im Norden an, ersetzte ihn aber, da er im Süden anderweitige Verwendung finden sollte, schon am 1. November durch einen andern, gleichfalls aus Metz entkommenen Offizier, General Farre.

Bevor die französische Nordarmee zur Lösung der ihr gewordenen Aufgabe vorschreiten konnte, sah sie sich von den Deutschen angegriffen und gezwungen, sich gegen die ihr unausgesetzt zu Leibe gehende deutsche erste Armee energisch zu wehren. Nach dem Falle von Metz war letzterer der Befehl erteilt worden, die Mosellinie besetzt zu halten, die Festungen Thionville (Diedenhofen), Montmédy, Longwy und Mézières zu beobachten und zu belagern, sodann gegen die angesammelten Truppen im Norden Frankreichs vorzurücken.

Den Oberbefehl über diese Armee führte General Edwin Hans Karl von Manteuffel (gest. am 19. Juni 1885 als Statthalter von Elsaß-Lothringen), bis dahin Kommandierender des I. Armeekorps, nachdem der greise General von Steinmetz schon während der Einschließung von Metz zum Generalgouverneur der Provinz Posen ernannt worden war.

Das VII. Korps vollzog den ersteren Teil der Aufgabe, das VIII. und I. dagegen setzten sich mit der dritten Kavalleriedivision des Grafen von der Gröben am 7. November nordwestwärts in Bewegung, und zwar verfolgte das I. Korps zur Rechten die Richtung auf Briey-Nethel-Laon-Noyon, das VIII. Korps zur Linken die auf Verdun-Reims-Compiègne.

Am 20. November in weiter Front an der Dife angekommen, erhielt General von Manteuffel die Nachricht, daß der Feind mit beträchtlichen Streitkräften — man schätzte sie auf 15000 Mann — bei Amiens stehe und noch fortwährend Verstärkungen einträfen. Obgleich die 1. Division, deren Transport auf der Eisenbahn von Nethel sich außerordentlich verzögerte, noch nicht eingetroffen war, beschloß der Oberbefehlshaber der ersten Armee, sich zunächst mit seiner gesamten Truppenmacht gegen die Stadt Amiens zu wenden, und er trat am 24. November den Weitermarsch von der Dife in dieser Richtung an. Unter verschiedenen Zusammenstößen mit dem Feinde gelangte man am 26. bis auf etwa 15 km an Amiens heran und gedachte am folgenden Tage die verfügbaren Truppen im Vorgehen dichter zusammenrücken zu lassen und am 28. den Gegner über den Haufen zu werfen. Aber die Vorwärtsbewegung der Deutschen führte bereits am 27. zur Schlacht.

General Farre stand mit seinen in drei Brigaden gegliederten 17500 Mann seitwärts Amiens auf dem südlichen Ufer der Somme bei Willers-

Bretonneur und bei Longeau, an der Straße nach Péronne, die Gehölze und Ortschaften vor der Front besetzt haltend. Außerdem befanden sich 8000 Mobilgarden etwa 4 km vorwärts Amiens und erwarteten ebenfalls in verschanzter Stellung den Angriff. Dieser erfolgte deutscherseits, indem die 16. Division des VIII. Korps den linken Flügel, die 15. Division das Zentrum, und das I. Korps oder vielmehr die 2. Division dieses Korps, von der 3. Kavalleriedivision unterstützt, den rechten Flügel bildeten. Teile der 1. Division dieses Korps waren noch im Anmarsch von Mézières



General Edwin von Manteuffel.

her begriffen, welche Festung kurze Zeit von der Division beobachtet worden war; eine ganze Brigade befand sich hingegen noch vor der kleinen, aber durch ihre Lage an der Eisenbahn wichtigen Festung La Fère, welche an demselben Tage, an dem die Hauptmacht des Korps zur blutigen Feldschlacht schritt, durch die Geschosse der Belagerungsartillerie zur Übergabe gezwungen wurde.

Die Avantgarde der linken Flügelkolonne fand den Gegner in St. Sauflieu, vertrieb ihn aber nach kurzem Gefecht aus dem Orte, den zwei Husarenschwadronen auf der Westseite inzwischen umgangen hatten. Ein starker Nebel verdeckte die Aussicht, dennoch bemerkten die Husaren feind-

liche Tirailleurs, die hin und wieder aus den Nebelschleiern aufstauchten und ihre Aufstellung durch Schüsse verrieten. Dies kam den rheinischen Husaren sehr gelegen; sie hatten sich schon längst den Augenblick herbeigewünscht, einmal dem Feinde zu Leibe gehen zu dürfen, denn bisher waren sie immer nur zur Deckung und Unterstützung anderer Truppen verwendet worden. Als daher der Befehl zur Attacke ertönte, stürzte die Reiterschar mit wildem Hurrageschrei auf den Gegner ein; doch blieb dieser wider Erwarten ruhig stehen, das schußbereite Gewehr in der Hand. Nur wenige Schritte noch und der Zusammenstoß mußte erfolgen. Da im letzten Augenblick gab die feindliche Schar Feuer, und mancher brave Husar sank zu Boden; die Lebenden aber stürmten vorwärts im mutigen Siegeslauf. Bald war die feindliche Linie zersprengt, und nun regnete es deutsche Hiebe! Der Standartenträger des Regiments focht gleich einem rasenden Roland und erwehete sich mit dem Schaft der Standarte der angreifenden Gegner. Die feindlichen Chasseurs, die zum Bajonett ihre Zuflucht genommen hatten, sahen das Fruchtklose ferneren Widerstandes ein und streckten die Waffen.

Während dieses Reiterangriffs hatten die uns von Spichern und Gravelotte her bekannten Bierziger im Verein mit einem andern Regiment den Vormarsch auf Amiens rüstig fortgesetzt und das nächstgelegene Dorf Hébecourt genommen. Etwa 600 Schritt hinter diesem Orte breitet sich ein Wald aus, in dessen Schutz der Feind einen weiteren Angriff erwartete. Kaum bewegten sich die preußischen Angriffskolonnen aus dem Dorfe gegen den Waldessaum auf freiem Felde vorwärts, als der Gegner sie auch sofort mit einem heftigen Feuer begrüßte und größere Massen zu entwickeln begann. Unter solchen Umständen blieb ihnen, zumal Artillerie nicht einzugreifen vermochte und Gewehrfeuer nutzlos war, nichts weiter übrig, als mit dem Bajonett vorzugehen, was denn auch in drei getrennten Kolonnen geschah. Im Lauffschritt, von dem kurzen Schläge der Trommeln begleitet, ging's über das Feld, bis der Wald erreicht war. Da ertönte auf der ganzen Linie Hurra, und vorwärts ging's ins Dickicht hinein.

Der Feind leistete anfänglich hartnäckigen Widerstand, als er sich aber gleichzeitig in der Flanke umgangen sah, eilte er nach Dury zurück, wo ihm der hochgelegene und befestigte Kirchhof neuen Halt bot. Mehrere preußische Batterien erschütterten jedoch bald die feindlichen Reihen, die einer vorstoßenden Kompagnie dann ihre Stellung überließen. Bis an die südlich von Amiens befindlichen Verschanzungen drangen die Rheinländer nach und führten mit dem Gegner bis in die Dunkelheit hinein einen lebhaften Geschützkampf. Zur Rechten dieser Kolonne war die 15. Infanteriedivision gleichzeitig siegreich vorgeschritten und hatte namentlich

durch die am Nachmittag von 14 Kompagnien ausgeführte Erstürmung des hochgelegenen Ruinenberges bei Boves großen Erfolg errungen.

Einen weit schwereren Stand als das VIII. Korps hatten die Truppen des rechten Flügels, das I. Korps, gehabt, die von dem erstieren noch dazu in einem Abstand von 4 km durch die Noye und Avre, zwei wasserreiche Bäche, getrennt waren. Hier galt es, aus dem Lucetal den vom Gegner besetzten Höhenrücken zu stürmen. Zwar gelang es den Vortruppen verhältnismäßig leicht, die Höhe zu erreichen, das Dorf Gentelles zu nehmen und sogar die Erdwerke am Eisenbahneinschnitt östlich von Willers-Bretonneur in kühnem Anlauf zu erstürmen, aber dort traten bald weit überlegene Streitkräfte und die Kerntuppen der französischen Nordarmee in den Kampf. Das Gefecht wogte hin und her; die heranrückenden Abteilungen des I. Korps wurden, wie sie gerade ankamen, an die bedrängten Stellen geworfen, wobei die Infanterie sich zum Teil auf die Proßen und Wagen der Artillerie setzte, um nur schleunigst den schwer bedrängten Brüdern Hilfe bringen zu können. Bis in die vordersten Schützenreihen eilten die Batterien und trieben unter eignen großen Verlusten die Franzosen nach ihren Verschanzungen bei Willers-Bretonneur zurück. Hier, gegenüber dem äußersten rechten Flügel der Ostpreußen, sammelte der Gegner in gedeckter Stellung seine Massen und schickte sich zu neuen Angriffen an. Nachdem jedoch die Granaten der Artillerie gehörig vorgearbeitet hatten, stürmten die Kronprinz-Grenadiere, unterstützt von Abteilungen des 4. und 44. Regiments, unter Trommelschlag und Hurraruf gegen die Schanzen des Feindes vor und verjagten diesen von dort und aus Willers-Bretonneur. Die Dunkelheit machte dem Kampfe ein Ende. Unter ihrem Schutze konnten die Franzosen, allerdings in ungeordneten Massen, die Sommeübergänge erreichen, um drüben auf dem andern Ufer, gesichert vor den so gefürchteten Alanen, am andern Tage weiter zu fliehen.

Schwere Verluste hatten die tapferen Ostpreußen erlitten; die 3. Brigade zumal hatte allein 34 Offiziere und 630 Mann, also die Hälfte des Gesamtverlustes von 1300 Mann eingebüßt. Aber auch des Gegners Reihen waren bedeutend gelichtet worden, er zählte 1383 Tote und Verwundete und außerdem gegen 1000 Vermißte.

Am 28. November fand die vorrückende erste Armee Amiens mit Ausnahme der am andern Flußufer gelegenen Zitadelle geräumt. Die Tore der letzteren waren verschlossen, und als der Kommandant, ein Elsässer, zur Übergabe aufgefordert wurde, erklärte er, daß er seinen Posten unter keiner Bedingung verlassen werde. Nachdem aber gleich nach Beginn der Beschießung der tapfere Befehlshaber gefallen war, erlahmte der Widerstand der Verteidiger; am 30. November kapitulierte die Besatzung, und

400 Mann, 11 Offiziere und 30 Geschütze gerieten in deutsche Hände, dazu namhafte Vorräte an Munition und eine größere Menge von Tabak, zur Freude der deutschen Soldaten, deren Pfeifen dadurch auf längere Zeit mit Füllung versehen wurden.

In und um Amiens ließ General von Manteuffel eine größere Truppenzahl zurück, der nicht nur die Festhaltung der wichtigen Stadt, sondern auch die Beobachtung des Gegners oblag. Letzterem Zwecke diente vor allem die Kavalleriedivision des Generals Graf von der Gröben. Die übrigen Teile der I. Armee traten bereits am 1. Dezember den Vormarsch gegen Rouen an, und zwar das VIII. Korps als rechter Flügel über Poir, Forges und Buchy, das I. Korps über Nilly, Breteuil und Gournay. Der Marsch ging bis zum 4. Dezember ohne größere Störung vor sich, nur zuweilen fielen Schüsse, meist von Buschkleppern in Blusen entsandt. Am 4. Dezember jedoch stieß General von der Gröben zwischen Forges und Buchy auf ein etwa 3000 Mann starkes feindliches Korps; dasselbe versuchte zwar Widerstand zu leisten, wurde aber schnell zurückgeworfen, wobei es außer zahlreichen Toten und Verwundeten noch 11 Offiziere und 400 Mann einbüßte. Auskundschaftungen ergaben am andern Tage, daß der Feind Rouen geräumt hatte, und am Abend des 5. Dezember erfolgte der Einzug der Deutschen in die von Höhenzügen malezrisch umgebene Stadt.

Von Rouen aus, der nächst Bordeaux und Marseille wichtigsten französischen Handelsstadt, streiften Infanterie- und Reiterabteilungen nach allen Richtungen, vertrieben kleinere feindliche Trupps und entwaffneten die Landeseinwohner. So gelangte am 9. Dezember auch nach dem berühmten Seebad Dieppe ein Trupp Ulanen und Kürassiere, welche die Stadt vorübergehend besetzten. Es machte einen erhebenden Eindruck auf die preußischen Soldaten, als im Seehafen der Stadt, am Kanal la Manche, die preußische Fahne flatterte und als sie vom Turme der Kirche St. Jakob aus in weiter Ferne die englische Küste schimmern sahen.

In Havre, dem größten Seehafen Nordfrankreichs, bereitete sich die Einwohnerschaft bei der Annäherung der Deutschen zur Verteidigung bis aufs äußerste vor. Zum Schutze des für die Verbindung mit England wichtigen Platzes waren außerdem zahlreiche Truppen, etwa 40 000 Mann, unter General Briand, dorthin geworfen worden, die das vorliegende Gelände auf jede Weise schleunigst zu befestigen suchten. Aber die Preußen verhielten sich dem gegenüber nur beobachtend, und die ängstlichen Gemüter der Seestädter beruhigten sich wieder, als das Kriegsgeschick die gefürchteten Deutschen bald wieder aus ihrer nächsten Nähe zu andern Laten abberief.

Einunddreißigster Abschnitt.

Neue Kämpfe vor Paris.

Schonungslos trat die Winterszeit von 1870 auf 1871 nicht nur bei uns in Deutschland, sondern auch in dem sonst eines milderer Klimas sich erfreuenden Frankreich auf; in Paris zeigte das Thermometer an verschiedenen Tagen 17 Grad Kälte an. Den deutschen Soldaten war eine solche winterliche Unverfrorenheit keine ungewohnte Sache, die französischen Südländer aber und gar die Herren Turkos in ihren allerdings leichten Uniformen gedachten zähneklappernd der wärmeren Heimat. Unfre Soldaten dagegen standen, in den Mantel gehüllt, die derben Fausthandschuhe um das Gewehr gelegt und den Hals mit einem wärmenden Schal umschlungen, den Feind erwartend, Jägern gleich, auf dem gefährlichen Anstand; daß gleichwohl eine als Liebesgabe aus der Heimat eintreffende größere Ladung Pelze, für die Vorposten bestimmt, mit besonderem Jubel begrüßt wurde, läßt sich denken.

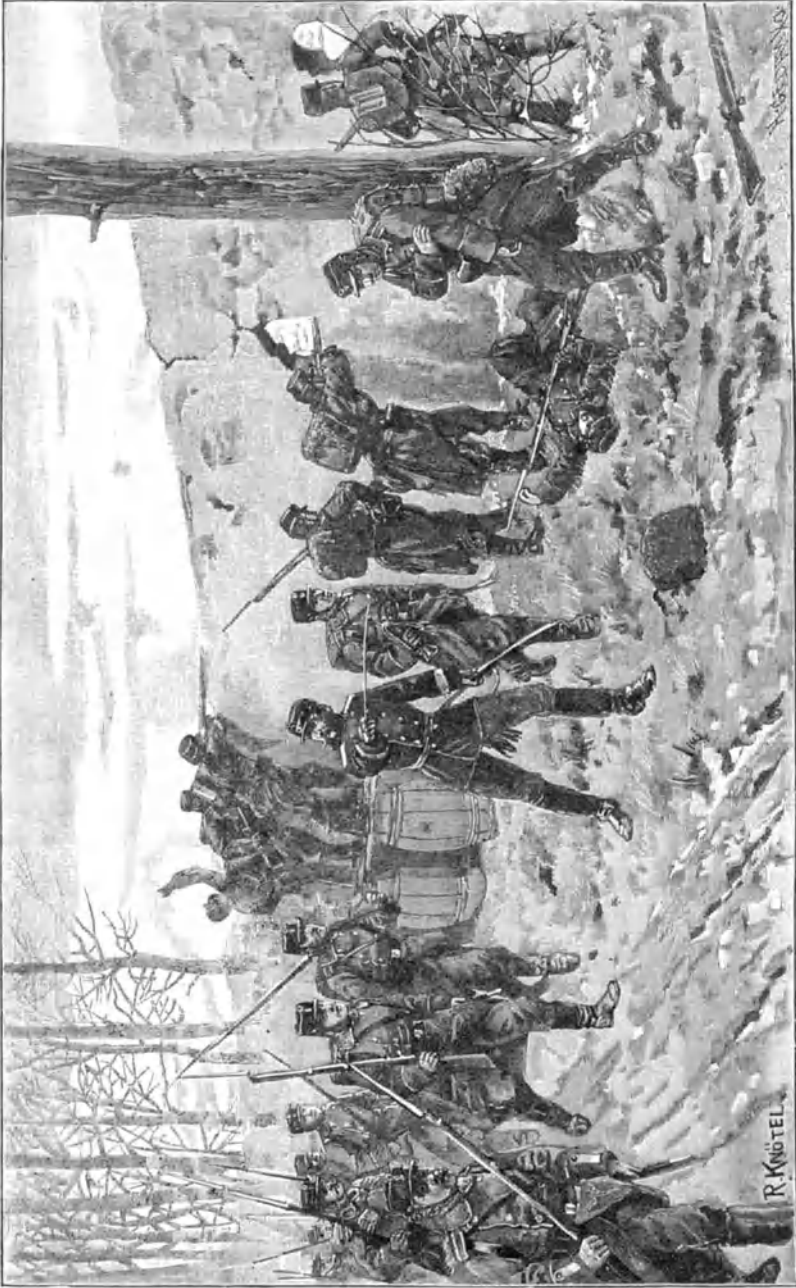
Der Feind war seit dem Ausfalle bei Le Bourget unsichtbar geblieben und der Vorpostendienst gestaltete sich infolgedessen recht einförmig; nur dann und wann brachten die Wachtposten eine harmlose Abwechslung in das alltägliche Einerlei, indem sie hin und wieder kleine Schneeballschlachten aufführten, sich dabei lebhaft der schönen Schulzeit erinnernd.

Unterdessen bereitete der Oberbefehlshaber in Paris, General Trochu, den längst angekündigten Massenausfall vor und wartete nur noch auf Nachrichten von der Nord- und Loirearmee. Deren Vordringen sollte für die Richtung des Ausfalles den Ausschlag geben. Als daher die Nordarmee in der Schlacht bei Amiens unterlegen war, konnte sich der Blick der Pariser Machthaber nur noch auf die Loirearmee richten, der das Vorhaben Trochus durch Ballonnachricht angezeigt wurde. Am 29. November erhielten auch die Pariser eine amtliche Ankündigung des bevorstehenden Unternehmens. In seiner Proklamation wälzte Trochu alle Verantwortlichkeit für das Blut, das jetzt fließen werde, auf die deutschen Führer, deren Ehrfurcht die Gerechtigkeit mit Füßen trete, und General

Ducrot legte, auf die 150 000 Mann und 400 Geschütze seiner Armee hinweisend, das Gelübde ab, daß er nur als Leiche oder als Sieger in die Mauern von Paris zurückkehren wolle.

Schon in der Nacht zum 29. November hatten die Geschütze der südlichen und westlichen Forts ein überaus heftiges Feuer eröffnet; ohne Unterbrechung dröhnte der Donner, der der Loirearmee das Signal zum Aufbruch geben sollte. Am Morgen des 29. November begann seitens der Pariser eine Reihe von Ausfällen; ihr Vormarsch richtete sich unter dem Schutze der Forts Montrouge, Bicêtre, Ivry und Charenton zunächst gegen die von den Schlesiern besetzten Ortschaften l'Hay, Chevilly, Thiais und Choisy-le-Roi. Vorübergehend gelang es einer größeren feindlichen Abteilung, den Bahnhof des letztgenannten Ortes zu besetzen, im übrigen vermochte der Feind keinerlei Vorteil zu gewinnen, vielmehr erlitt er, besonders in dem Dorfe l'Hay, größere Verluste und sah sich nach sechsstündigem Kampfe zum Rückzug gezwungen.

Von größerer Bedeutung war der zweite Ausfall, der am nächstfolgenden Tage in südöstlicher Richtung unter persönlicher Leitung von General Ducrot unternommen wurde. Der Gegner hatte die sechs Stunden lange Linie Chelles-Gournay-Willeneuve-le-Roi wohl als den schwächsten Punkt der deutschen Einschließungsaufstellung erkannt und warf sich mit voller Wucht auf die Württemberger, die diese ausgedehnte Strecke mit annähernd 20 000 Mann besetzt hielten. Die gefährdete Lage dieses südöstlichen Winkels hatte man deutscherseits durchaus nicht übersehen; allein sie war erst mit dem Abmarsche der 17. Division, die bis dahin die Reserve der Württemberger gebildet und die man gegen die Loirearmee entsandt hatte, entstanden. Truppenteile der Sachsen und der inzwischen von Metz angelangten Pommern befanden sich auch bereits auf dem Wege, die schwache Stellung der Württemberger zu verstärken, als der Feind vorbrach. Der Ausfall erfolgte in zwei Kolonnen, von denen sich die eine vom Fort Charenton gegen Mesly und Bonneauil, die andre vom Fort Nogent gegen die Dörfer Champigny, Billiers und Bry wandte. Bei Mesly standen, als die französische Division Susbille dort erschien, nur drei Kompagnien Württemberger. Das Dorf wird von Bonneauil durch einen 66 m hohen Berg getrennt, den der Feind sofort besetzte und mit zwei Batterien armierte. Gegen Mittag gelang es jedoch den Württembergern, ebenfalls eine Batterie in Stellung zu bringen, unter deren Schutz die wackeren Schwaben die Höhe hinauffürmten, während 3½ pommersche Bataillone und württembergische Truppenteile die französische Reserve, die in einem Walde zwischen Créteil und der von Paris nach Melun führenden Bahn Stellung genommen hatte, am Eingreifen hinderten. So gelang es, den Feind auf dieser Seite zurückzudrängen. Wäh-



Die Kämpfe bei Champagne-Williers am 30. November 1870: Die Württemberger verteidigen den Part von Williers.
Zeichnung von R. Knötel.

rend die Schlacht im Südosten tobte, hatte der Feind auch an andern Punkten mehr oder weniger starke Ausfälle gemacht, besonders im Norden gegen das IV. Korps und westwärts von St. Denis gegen das Städtchen Epinay, aber an beiden Stellen ebenfalls ohne Erfolg.

Überaus schwierig war dagegen die Lage der Abteilungen, welche das Städtchen Champigny und die Dörfer Villiers und Bry besetzt hielten. Südöstlich der Forts Charenton und Nogent beschreibt die Marne einen großen Bogen und bildet dadurch eine birnenförmige Landzunge. Diese und das dahinter liegende Gehölz von Vincennes war der Sammelplatz der feindlichen Truppen; der Gegner brachte dort eine Batterie mit 45 weittragenden Geschützen in Tätigkeit, die in Gemeinschaft mit den Geschützen des Forts Nogent das Städtchen Champigny in wirkungsvollster Weise beschoß. Unter dem Schutze dieser Artillerie war der Feind auf zwei in der Nacht hergestellten Brücken mit etwa 40 000 Mann auf das linke Marneufer gegangen. Solchen Massen gegenüber mußten die schwachen Vorpostenabteilungen der Sachsen Champigny und Bry räumen und sich auf die weiter rückwärts liegenden Verteidigungsstellungen bei Noisy und Villiers zurückziehen, in denen sie dann Aufnahme durch die aus den Quartieren herbeigeeilten Unterstützungen fanden. Vergeblich setzten sich die Franzosen wiederholt zum Sturme gegen diese Stellungen in Bewegung, vergebens kämpften sie mit dem Mute der Verzweiflung, um die deutschen Linien zu durchbrechen. Wiederholt stürmten sie vor allen den mit einer Mauer umschlossenen Park von Villiers, aber ihre Angriffe zerschellten an der Zähigkeit der braven Württemberger und Sachsen. Erst die Nacht machte dem blutigen Ringen ein Ende.

Der 30. November steht als einer der heißesten und blutigsten Kampftage in den Annalen des Krieges von 1870 verzeichnet; die Württemberger hatten über 1100 Mann eingebüßt, die Sachsen etwa 800 tapfere Streiter; aber auch der Feind beklagte große Verluste: 2000 Mann Franzosen waren kampfunfähig geworden. —

Gegen 80 000 Mann Franzosen hatten am 30. November die Linien der Einschließungsarmee durchbrechen wollen, aber der eiserne Ring hielt stand. Deutsche Tapferkeit und Ausdauer hatte sich wieder glänzend bewährt. Der Gegner bat, um die Bestattung seiner Toten und die Fortbringung seiner Verwundeten erfolgen zu lassen, am 1. Dezember um einen Waffenstillstand bis 4 Uhr nachmittags, welcher ihm zugestanden wurde.

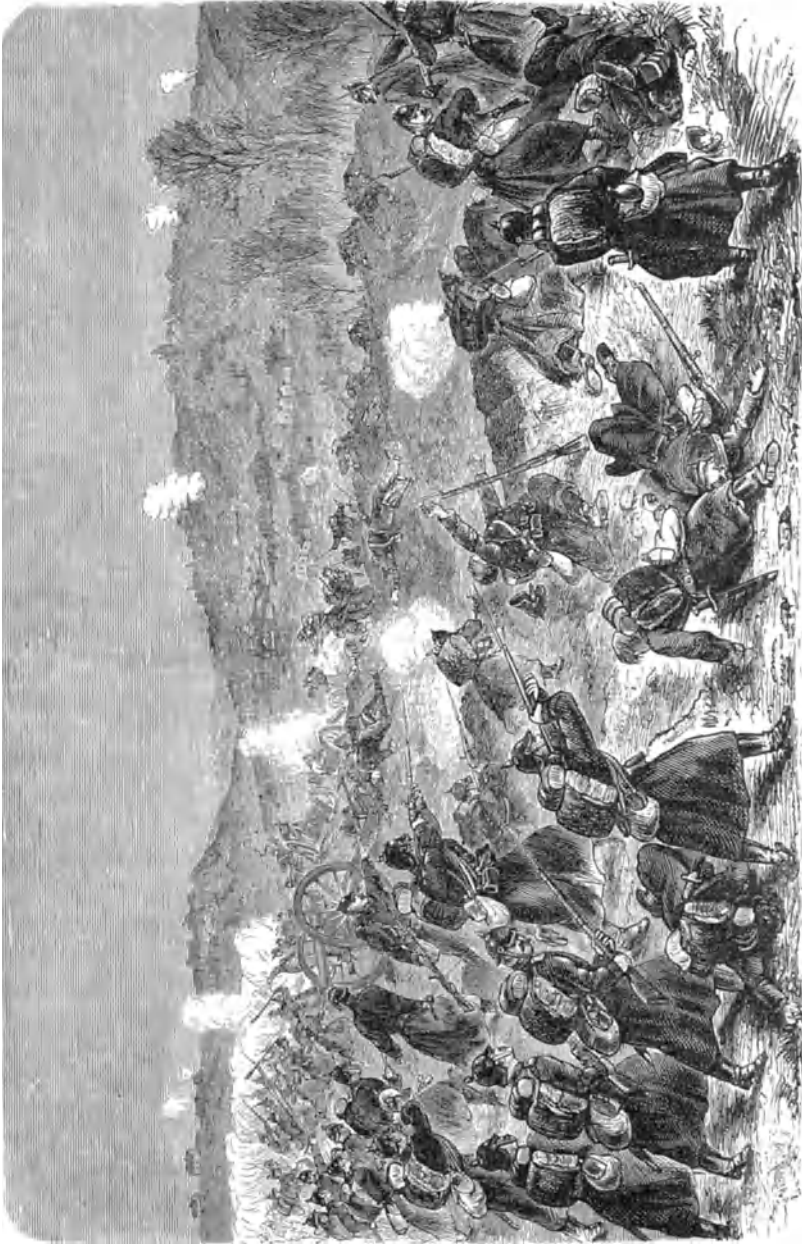
Deutscherseits hatte man für den Spätnachmittag des 1. Dezember einer Erneuerung des Kampfes entgegengesehen; der Feind hielt sich jedoch ruhig in den tags zuvor eingenommenen Stellungen. So dicht vor ihrem Angesicht konnten die Deutschen aber die Franzmänner nicht ge-

währen lassen, und es wurde daher beschlossen, sie am folgenden Tage wieder von dort zu verdrängen, wo sie sich festgesetzt hatten; den Sachsen und Württembergern war zu diesem Zwecke die Unterstützung durch das II. Korps des Generals von Fransecky zugesagt worden, dem auch die Leitung des Kampfes zufiel. Die Glocke verkündete eben die siebente Morgenstunde des 2. Dezember, als eine Brigade Württemberger sich auf den Weg machte, Champigny den Franzosen wieder zu entreißen. Die Mannschaften hatten den Feind noch nicht zu Gesicht bekommen, als dieser bereits einen Hagel von Chassepotkugeln ihnen entgegensandte. Da rötete das Blut manches braven Schwaben den Boden Frankreichs; die Lebenden aber stürmten, über die Leichen der Kameraden hinweg, unaufhaltsam vorwärts, bis sie die ersten Häuser Champignys erreicht hatten. Dort begann nun erst recht ein Kampf auf Leben und Tod; die Franzosen schossen aus den Häusern, die Württemberger suchten daher in die Zimmer einzudringen, die nun Schauplatz entsetzlicher Szenen wurden. Schon glaubten die Württemberger das Schwerste hinter sich zu haben, als ein neuer Vorstoß des Gegners mit größter Wucht erfolgte. Die Franzosen hatten mit Hilfe der östlich des Forts von Nogent vorübergehenden Eisenbahn frische Truppen herangezogen. Wiederholt entbrannte in den Straßen von Champigny ein heißes Ringen; mit Aufopferung warfen die Württemberger sich dem Feinde entgegen, allein sie mußten der Übermacht weichen.

Und keine Hilfe? ... Doch horch! Was war das? Trompeten schmettern aus der Ferne her! Die Töne von Gravelotte sind's, als die Westfalen und Rheinländer so harten Stand hatten. Und siehe! Es waren auch diesmal die blonden Söhne des Pommerlandes, die den hart bedrängten Württembergern zu Hilfe eilten. Kaum hatten die feindlichen Forts die anstürmende Brigade bemerkt, als sie auch sofort ein Feuer eröffneten, dessen Zischen, Brausen, Rollen und Donnern noch die Wut eines Gewittersturmes übertraf. Die Pommern schreckten jedoch nicht zurück. „Zimmer drup, Rinnings!“ riefen die Offiziere, und vorwärts ging's, dem Feinde entgegen. Wohl sank gar mancher Kamerad, von Granatstücken niedergeschmettert, blutend zu Boden, denn ein steiniger, mit gefällten Obstbäumen bedeckter Boden verhinderte den raschen Vormarsch, allein aus der Heldenbrust der Streiter erklang es siegestolz:

„Und wenn der Sturm mich wild umsauset,
Die Nacht entbrennet in des Blizes Glut!
Hat's doch schon ärger in der Welt gebrauset,
Und was nicht bebte, war der Preußen Mut!“

Und so gelang es den kräftigen Söhnen Deutschlands, den Feind abermals aus Champigny zurückzuwerfen.



Vertreibung der Franzosen von den Höhen bei Billiers.

Zu gleicher Zeit, als die Württemberger auf Champigny vorrückten, hatten sich drei Bataillone der 24. Division des XII. Korps auf den Weg gemacht, um auch Bry wiederzunehmen, und in der That glückte der Handstreich, bei dem den Franzosen von den Sachsen 300 Gefangene abgenommen wurden. Das Dorf lag jedoch unmittelbar unter dem Feuer von Nogent und erhielt außerdem von den Batterien des Forts Rosny sowie vom Mont Avron her Granaten auf Granaten zugesandt. Mannhaft hielt die treue Sachsenschar das Kreuzfeuer aus, allein der Feind führte immer mehr Regimenter ins Treffen, die unter dem Schutze der ununterbrochen feuernden Forts die Marnebrücke überschritten. Wohl boten die braven Sachsen alle ihre Kräfte auf, den Übergang zu hindern, allein mit einem wichtigen Vorstoß drang der Gegner gegen die sächsische Linie an und zwang die wenigen Bataillone, unter großen Verlusten auf die von Billiers sich erhebenden Höhen zurückzugehen, wohin aber der Feind folgte; es war die höchste Zeit, daß das Heldenhäuflein Verstärkungen erhielt. Das mörderische Gefecht währte schon seit Stunden, endlich brachte das sächsische Schützenregiment die blutige Entscheidung. Trotz der großen Überlegenheit des linken feindlichen Flügels stürmte es gegen ihn an und durchbrach ihn. Dadurch gerieten die Reihen der Franzosen in Unordnung, und sie vermochten ihren Sieg nicht weiter zu verfolgen.

Schwere Verluste hatte das XII. Korps an diesem schlimmen Tage zu beklagen; waren doch allein von dem wackeren Schützenregimente 36 Offiziere und gegen 600 Mann geblieben oder verwundet. Der Gesamtverlust der Sachsen belief sich, jenen des 30. November eingerechnet, auf 81 Offiziere und etwa 1400 Tote und Verwundete, während die Pommern und Württemberger ohne die Vermißten im ganzen 160 Offiziere und 2800 Mann eingebüßt hatten. So mancher Held war in der Winternacht seinen Wunden erlegen.

Am Morgen des 3. Dezember weckte der Feind die deutschen Mannschaften mit einem abermaligen Aufspiel seiner Kanonen und Mitrailleusen und versuchte Champigny wieder zu nehmen, allein alle seine Anstrengungen waren vergebens; zudem erfüllte sich „die letzte Hoffnung“, das Erscheinen der Leirearmee, nicht. Der Feind zog sich deshalb wieder auf das rechte Marneufer zurück, und nachdem die unterhalb des Forts von Nogent über die Marne geschlagenen Brücken abgebrochen waren, wurden in der Frühe des 4. Dezember die französischen Truppen durch die Pariser Ostbahn nach der Seinestadt zurückgeführt.

Unermülich schafften und halfen nach dem blutigen Kampfe die Ärzte und Sanitätswachen der deutschen Einschließungsarmee. Rings um Paris waren Lazarette errichtet worden; aber auch der Genesenden hatte man fürsorglich gedacht und ihnen den Aufenthalt in der ungastrlichen Fremde

möglichst erträglich zu machen gesucht. In den für sie eingeräumten Zimmern waren die französischen Kamine verschwunden und an ihre Stelle deutsche Öfen gesetzt, in denen das französische Holz lustig brannte. Um den traulichen Wärmespender sammelten sich die der Wiedergenesung entgegengehenden Soldaten; der eine oder andre las wohl auch etwas vor: aus der Heimat, oder vom Heere des Prinzen-Feldmarschall, oder aus Paris. Aber auch mancher deutsche Jüngling entnahm seinem Tornister die ihm von Kindheit auf liebgewordene Bibel, tränenden Auges von der sorgenden Mutter eingepackt. Dort fand er für sich und seine andächtig lauschenden Waffenbrüder erhebende Worte, die neue Kraft verliehen und dem Gemüte Frieden gewährten.

Zweiunddreißigster Abschnitt.

Die Loirearmee am Jahreschluß. Deutsche Weihnachten vor Paris.

Nach der Einnahme von Orleans war die Loirearmee durch die Truppen des Prinzen Friedrich Karl auseinandergesprenzt und in drei Teile getrennt worden. Derjenige Teil, der nach Blois zu geflüchtet war, erhielt zum Oberfeldherrn den bisherigen Oberbefehlshaber Chanzy, einen tüchtigen und äußerst tätigen Heerführer, während der andre von dem General Bourbaki befehligt wurde, der, wie erwähnt, zuvor im Norden Frankreichs die Bildung und Aufstellung neuer Streitkräfte geleitet hatte.

Den zurückweichenden Franzosen folgten die Deutschen nach einem Ruhetage wieder auf dem Fuße; und zwar rückte das III. Korps in östlicher Richtung stromaufwärts über Sully und Oien gegen Briare vor, die 6. Kavalleriedivision schlug den südlichen Weg nach Vierzon ein, das als Eisenbahnknotenpunkt von besonderer Bedeutung war, während der Großherzog von Mecklenburg westlich gegen Blois vorging, am andern Ufer der Loire von dem IX. Korps begleitet. Das X. Korps wurde vorläufig bei Orleans zurückgehalten.

Der 7. Dezember brachte sämtliche vorgerückte Truppenteile mit dem Feinde aufs neue in Berührung: an diesem Tage erreichten die Spitzen des III. Korps bei Novoy die feindliche Nachhut, trieben diese vor sich her und besetzten bald darauf Briare; die 6. Kavalleriedivision bestand 22 km nördlich von Vierzon bei Salbris glückliche Gefechte und rückte gegen Vierzon ungehindert vor; der Großherzog von Mecklenburg stieß bei Meung auf stärkere Truppenteile der Armee des Generals Chanzy, der, um Tours zu schützen und die Verbindung mit der Bretagne aufrecht zu erhalten, mit überraschender Schnelligkeit namhafte Verstärkungen herangezogen hatte. Obwohl die Neubildungen, die unausgesetzt im Westen betrieben wurden, nicht der Art waren, daß eine für sich bestehende „Westarmee“ ins Leben zu treten vermocht hätte, so führte doch ein unweit von Le Mans errichtetes Lager der Loirearmee stets neue Truppen zu.

General Chanzy, nach Moltkes eigenen Worten „der tüchtigste von all den Führern, die die Deutschen im Felde zu bekämpfen gehabt haben“, hatte seine Streitkräfte schleunigst zwischen Mer und Marchenoir gesammelt und leistete am 7. Dezember mit seinen Vortruppen den anrückenden Deutschen lebhaften Widerstand. Die Gefechte nahmen am folgenden Tage an Umfang und Bedeutung zu, da man nun deutscherseits auf die Hauptmacht des Feindes stieß, der sich gleichfalls zum Angriff anschickte. Die Bayern standen im Zentrum, an sie schloß sich links die 2. Kavalleriedivision und die 17. Division an, während die 22. Division nebst der 4. Kavalleriedivision den rechten Flügel bildete.

Der Hauptzusammenstoß fand vor der Front der Bayern statt, die gegenüber der Übermacht des wiederholt mit frischen Kräften anstürmenden Gegners unter General von Wittich einen schweren Stand hatten, bis die 22. Division an der Straße Cravant-Beaugency erfolgreich auf dem rechten Flügel eingriff und die Franzosen dadurch zum Weichen gebracht wurden. Mit großer Aufopferung hatte namentlich die bayrische Artillerie den Kampf geführt; ihre wohlgezielten Schüsse zerschmetterten die Reihen des Feindes, und wenn dann die Infanterie unter Trommelschlag und Hurraruf vorwärtsstürmte, war drüben beim Gegner kein Halten mehr. Vergeblich waren alle Anstrengungen der jungen französischen Truppen der festen Führung und eisernen Gefechtsdisziplin der Deutschen gegenüber, die dem wütenden Anrennen der Massen unerschütterliche Ruhe entgegenstellten. Alle Waffengattungen hatten ihre Schuldigkeit getan, als mit dem sinkenden Tag der Feind überall zurückgeworfen war. —

Auch als am 10. Dezember die Franzosen nochmals gegen die nunmehr bis Beaugency vorgedrungene und inzwischen durch das X. Korps verstärkte Armeedivision des Großherzogs von Mecklenburg zum Angriff vorgingen, wurden sie aus allen ihren Stellungen geworfen und sahen sich, da von dem IX. Korps ihre Rückzugsstraße durch das Loiretal bedroht war, genötigt, die Straße nach Blois und Tours preiszugeben.

Bei dem Vormarsche des IX. Korps hatten übrigens drei hessische Kompagnien ein Heldentück ausgeführt. 15 km östlich von Blois liegt inmitten eines mit Mauern und einem breiten Graben umgebenen Parks das Schloß Chambord, ein Prachtbau seltener Art, von Franz I. erbaut, aber später von dem Feldmarschall von Sachsen, der es von Ludwig XV. zum Geschenk erhielt, in eine große Kaserne verwandelt. In diesem Schlosse nun sammelte sich ein in der Bildung begriffenes französisches Korps, und schon hielten 3300 Mann dasselbe besetzt. Die unerschrockenen Hessen gingen jedoch gegen das Schloß vor, erstürmten es und verjagten den Feind, dem sie fünf Geschütze und 300 Gefangene abnahmen.

Die dreitägigen Kämpfe bei Beaugency hatten die Kräfte der Loirearmee gebrochen. Zudem gab General Chanzy die Hoffnung auf, daß ihm General Bourbaki Verstärkungen zuführen werde; er ließ daher ungesäumt den Rückzug auf Le Mans zu antreten. Natürlich folgten ihm die Deutschen auf dem Fuße, doch genügten hierfür zunächst die Kavalleriedivision und das X. Armeekorps, während die Armeeteilung des Großherzogs wieder in die Gegend von Chartres entsendet wurde, wo es sich aufs neue zu regen begann.



Sturm auf Schloß Chambord.

Am 13. Dezember besetzten Abteilungen des X. Korps Blois. Der abermalige Rückzug der Loirearmee sowohl als auch die unheimliche Nähe der deutschen Soldaten veranlaßte die Regierung zu Tours zu einem wiederholten Wohnungswechsel; sie hielt es jetzt für ratsam, weiter rückwärts nach dem 135 km entfernten Bordeaux überzusiedeln, damit, wie ein märkischer Soldat scherzhaft äußerte, „det Geloofe nich immer ist“. Natürlich fand Gambetta Worte, auch diese Flucht zu beschönigen; er versicherte dem leichtgläubigen Volke von Frankreich, daß alles gut stehe und die Verlegung der Regierung nach Bordeaux nur geschehen sei, „um die strategischen Operationen nicht zu stören“.

Chanzy, der sich mit den unweit Le Mans im Lager von Conlie zu-

sammengezogenen Truppen zu vereinigen beabsichtigte und überhaupt einen richtigen militärischen Blick und volles Verständnis der Kriegslage zeigte, plante schon während seines Rückzugs anderweitige Unternehmungen; er hoffte mit seiner verstärkten Armee die Truppen des Prinzen Friedrich Karl auf deren rechtem Flügel umgehen und so nach Paris vordringen zu können.

Allein ein altes brandenburgisches Sprichwort sagt: „Hinten 'rum schenken sie Bier“; danach ward jetzt deutscherseits gehandelt und dem Feinde auf dem Fuße gefolgt. Nach mehreren siegreichen Gefechten langte am 16. Dezember das X. Korps vor Vendome an, das der Gegner räumte; zuvor zerstörte er teilweise die über den Loir führenden Brücken, die jedoch sofort von den hannöverschen Pionieren wiederhergestellt wurden. Die Besetzung der Stadt geschah ohne Blutvergießen, nur einige Granaten wurden dem abziehenden Feinde als Abschiedsgruß nachgeschickt, wogegen dieser acht Geschütze samt Bespannung und Bedienungsmannschaft zum Andenken zurückließ. Während die Deutschen bis auf weiteres hier stehen blieben, gelangte General Chanzy unangefochten in das Lager von Conlie, wo er Verstärkungen erhielt und seine stark erschütterten Truppen wieder etwas in Ordnung zu bringen suchte. Aber er durfte sich und seinen Truppen keine Mußestunden gönnen. Nachdem seine vorgeschobenen Abteilungen bereits mehrfach mit den Aufklärungskolonnen der Deutschen zusammengetroffen waren, ließ er am Jahreschluß durch ein starkes Korps den Versuch machen, die Deutschen aus Vendome zu vertreiben. Und so schloß auf diesem Teile des Kriegsschauplatzes das Jahr mit einem blutigen Gefecht, in dem Deutsche und Franzosen nochmals mit erbitterter Wut gegeneinander kämpften. Tapfer hielten die Hannoveraner den wiederholten Angriffen des Feindes stand, der sich schließlich durch das verheerende Artilleriefeuer zum Rückzuge genötigt sah und außer vielen Gefangenen vier Geschütze einbüßte. Ein Teil der braven Hannoveraner war kurz zuvor in südlicher Richtung bis Tours vorgeedrungen, nachdem bei Monnaie ein feindliches, Widerstand leistendes Korps auseinander gesprengt worden war. Als hierauf die Deutschen vor den Toren von Tours anlangten, erschien eine Deputation des Stadtrats und bat um Besetzung der Stadt, um sie so vor den Ausschreitungen des unbotmäßigen Pöbels zu schützen. Aber höhere Befehle machten es dem preussischen General unmöglich, diesem Wunsche nachzukommen; er mußte seine Truppen wieder bis in die Nähe von Vendome zurückführen, da es von dort aus in nächster Zeit wieder vorwärts gehen sollte gegen Chanzy's Armee, von dem man mit Recht annahm, daß er, sobald er nur vermöchte, von neuem loszuschlagen werde.

Jedoch die Umstände waren stärker als der gute Wille des tapferen

Feldherrn. Die Loirearmee befand sich nach den Kämpfen der letzten Tage in einem Zustande völliger Auflösung. Auf dem unaufhaltfamen Rückzuge von der Loire zum Loir kamen in Vendôme nach dem Bericht eines französischen Augenzeugen bunt durcheinander Soldaten von allen Armeekorps an; sie wußten nicht, wo ihr Regiment war, die Artillerie war ohne Kanonen, die Pferde der Kavallerie konnten sich nicht mehr auf den Beinen halten — kurz, es konnte nichts Traurigeres geben, als diese Soldaten zu sehen, die an allem Mangel litten. Tagelang dauerte auf den Straßen das bewegte Wogen und Durcheinander fort. Stöhnende Verwundete und barmherzige Schwestern, Transporte Gefangener, vormarschierende Truppen boten ein trübes Bild vom Verlauf eines Winterfeldzugs; Brandruinen und liegengebliebene Soldatenleichen, auf denen sich schneeige Krusten angelegt hatten, bildeten die schauerlichen Wahrzeichen der letzten Kampftage.

Deutsche Weihnachten vor Paris.

Die deutsche Einschließungsarmee vor Paris hatte inzwischen eine Reihe verhältnismäßig ruhiger Tage verlebt, und in den nervigen Säufsten der Belagerer begann es ungeduldig zu zucken; ein jeder sehnte sich nach Entscheidung. Mit einer gewissen freudigen Aufregung beobachteten daher am 20. Dezember die deutschen Vorposten starke feindliche Truppenabteilungen, die von St. Denis in südöstlicher Richtung über Courneuve nach dem etwa $7\frac{1}{2}$ km entfernten Fort Aubervilliers marschierten. Das Oberkommando der Maasarmee erhielt sofort Nachricht hiervon; mit dieser Meldung langte eine weitere an, nach der der linke Flügel des Gardekorps durch drei feindliche Brigaden und mehrere Batterien Feldartillerie bedroht wurde, indem der Gegner rechts von Bobigny, also östlich von Aubervilliers, Stellung genommen. Die Nacht verlief wider Erwarten ruhig. Am andern Morgen standen Abteilungen der 1. Garde-Infanteriedivision östlich von Gonesse, am Wege nach Mulnay, um von dort aus nötigenfalls Hilfe bringen zu können. Zwei Bataillone und eine Batterie rückten dem bedrohten Dugny näher, während der größere Rest bei Pontblon, etwa eine halbe Stunde von Le Bourget, als Reserve stehen blieb.

Die Forts kündigten in der siebenten Morgenstunde des 21. Dezember mit einem heftigen Feuer, in das zahlreiche Feldbatterien einstimmten, den bevorstehenden Kampf an, während sich an vielen Punkten der äußeren Umschließungsmauern von Paris Truppen ansammelten. Im Westen, gegenüber von Chatou, auf dem rechten Seineufer, langten mit der Bahn, die von Paris nach St. Germain führt, Mannschaften mit mehreren Pontontrains an, augenscheinlich in der Absicht, dort Brücken über den

Fluß zu schlagen; gleichzeitig erschienen unterhalb des Mont Valerien bei Surènes vier Infanteriebataillone und warfen auf der über Rueil nach Chatou führenden Straße Schützengräben aus, weiter nördlich besetzten Truppenmassen die bei Colombes aufgeworfenen Schanzen; andre Kolonnen zeigten sich vor Stains, Dugny und Le Bourget. Im Südosten stellten sich auf der Halbinsel von St. Maur etwa 15 Bataillone auf, und im Süden lenkten auf der Seine Kanonenboote die Aufmerksamkeit auf sich. Alle diese Vorwärtsbewegungen hatten jedoch nur den Zweck, den Hauptausfall im Norden zu verdecken. Durch ein Schreiben des Generals von Moltke hatte man in Paris Kenntniss erhalten von der Niederlage des Generals d'Aurelle und der Besiznahme von Orleans. Ein Vorbrechen nach Süden konnte also keinen Zweck mehr haben; nach langer Beratung hatte man vielmehr beschlossen, durch einen Massenausfall im Norden die feindliche Einschließung zu sprengen. Dieser erfolgte von St. Denis aus gegen Stains, von Aubervilliers gegen Le Bourget und galt hier den Garden, während der Ausfall gegen das XII. Korps sich zu beiden Seiten des Durcākanals bewegte, und zwar von Bobigny auf Sevran (an der Eisenbahn nach Soissons) und von Rosny und Neuilly-sur-Marne auf Chelles (an der Eisenbahn nach Chalons).

Le Bourget war am Morgen des 21. Dezember von fünf Kompagnien des Gardekorps besetzt worden; der größere Teil der Mannschaften hatte an der Südseite des Dorfes, der Rest westwärts und am Kirchhof Stellung genommen. Der Grund dafür lag in der Vorwärtsbewegung feindlicher Bataillone auf der Linie Courneuve-Dugny. Doch plötzlich änderte der Gegner die eingeschlagene Richtung und stürmte, von dem Feuer des Forts de l'Est sowie von seiner Feldartillerie unterstützt, auf die Nordseite von Le Bourget zu. Bald gelangte auch der nördliche Eingang nebst Kirchhof in seine Gewalt — die herbeigeeilten zwei Kompagnien Grenadiere vermochten dem mächtigen Andrang nicht Einhalt zu gebieten. An der Südseite von Le Bourget vermochten die Franzosen nicht einzudringen. Drei Kompagnien schlugen hier die wiederholten Angriffe der feindlichen Übermacht mit ruhiger Entschlossenheit ab. Der Feind zog fortwährend Verstärkungen heran und drängte von der Nordseite gegen Süden vor — immer enger zog sich der Kreis um die kleine Heldenschar. Da kamen, vom Kommandeur der Garden, Prinz August von Württemberg, entsandt, sieben Kompagnien den Bedrängten zu Hilfe, und nach erbittertem Kampfe gelang es nun, den Feind zu verjagen und auch einen Teil der von ihm gefangenen Grenadiere wieder zu befreien. Auch bei Stains, das vom 2. Bataillon des 1. Garderegiments zu Fuß und einer Kompagnie des 3. Garderegiments verteidigt worden, wurde der Feind geworfen.

Gleichzeitig mit den Kämpfen bei Le Bourget und Stains flocht auch um des Sachsenheeres weiß-grüne Fahnen der 21. Dezember neue Lorbeeren. Ostwärts des Forts von Rosny erhebt sich der langgestreckte, 110 m hohe, bewaldete Mont Myron, der unweit des rechten Marneufers ziemlich jäh abfällt und schon in den Kämpfen des 30. November und 2. Dezember eine wichtige Rolle gespielt hatte. Er war von den Franzosen nicht in die Befestigungslinie gezogen, erst im späteren Verlauf der Belagerung von ihnen mit Batterien und Verschanzungen versehen worden. Von diesem Berge aus entsandte der Feind am Morgen des 21. Dezember zahlreiche Granaten nach dem rechten Flügel der sächsischen Aufstellung, rückte dann gegen Mittag von Neuilly aus in Stärke von etwa drei Divisionen mit elf Batterien vor und drängte in Maison-Blanche und Bille-Evrard die Vorposten der 24. Division zurück. Weiter wagte er sich jedoch nicht, da bei Chelles die sächsische Division kampferüstet stand. Drei Bataillone der letzteren waren, um die Garden zu unterstützen, nördlich nach Livry marschirt, kamen aber, da die Preußen keinerlei Hilfe bedurften, in der fünften Nachmittagsstunde wieder nach Chelles zurück. Nun erfolgte ein energisches Vorgehen, und nach Verlauf von zwei Stunden war Maison-Blanche ohne großen Verlust wieder genommen.

Während die Sachsen noch um den Besitz von Bille-Evrard heftig stritten, erfolgte in südlicher Richtung bei Billiers ein weiterer Angriff des Feindes, dem jedoch von preussischen, in der Nähe von Noisy-le-Grand aufgestellten Belagerungsgeschützen gründlich heimgeleuchtet wurde. In Bille-Evrard, das aus einer Anzahl einzeln stehender Häuser und Willen besteht und daher zu einer erfolgreichen Verteidigung wie geschaffen ist, wütete dagegen der Kampf in größter Erbitterung bis in die späte Nacht. Schließlich wich der Feind unter namhaften Verlusten auch hier und hielt nur noch zwei Häuser besetzt.

Die deutsche Infanterie hatte Bedeutendes an diesem Tage geleistet, und dennoch war sie von der Artillerie bei Le Bourget fast übertroffen worden. Das Feuer der Forts währte ununterbrochen den ganzen Tag fort, die schwersten Geschosse wurden bis auf eine Entfernung von 5000 m (also 1 Stunde) geschleudert. Außerdem brachte der Feind zahlreiche Feldbatterien ins Gefecht.

Die preussische Artillerie, die auf der zwischen Blanc-Mesnil und Aulnay sich hinziehenden Hügelkette sowie nördlich von Pont-Blon Posten gefaßt hatte, rückte trotz ihrer Minderzahl von Mittag an den feindlichen Geschützen immer näher, und bald lagen kaum 1200 m mehr zwischen den Gegnern.

Ein furchtbarer Artilleriekampf begann; nahe an 100 Feldgeschütze

begrüßten und antworteten sich mit außerordentlicher Schnelligkeit — Donner und Blitz verschmolzen in einen anhaltend grollenden Ton, in einen dunklen Feuerschein. Dichter Pulverrauch lagerte über dem Boden, zuletzt nur noch eine einzige riesige Wolke, auf Augenblicke von den heraufsaufenden Granaten zerrissen. Es dauerte aber nicht lange, da brachten unsre Kanoniere mehrere Batterien des Gegners zum Schweigen, und noch war die Sonne nicht verschwunden, da zogen die noch bewegungsfähigen französischen Feldgeschütze eilig ab. Die Geschütze der Forts schwiegen bald nachher auch — immer stiller ward es. Auch das Geknatter der Gewehre ließ an Stärke nach, und als sich der feurige Sonnenball in das Wolkenbett senkte, fiel kein Schuß mehr. — Geisterhaft zog die Riesenwolke des grauweißen Pulverdampfes über das Schlachtfeld hin...

Der Zweck des Feindes, die nördlichen Stellungen der Deutschen zu durchbrechen, war vereitelt und sein Verlust nicht gering; hatte er doch allein über 600 unverwundete Gefangene eingebüßt.

Im ganzen waren bei den Ausfällen des 21. Dezember drei feindliche Divisionen tätig gewesen, während auf deutscher Seite keinerlei Reserven ins Gefecht gezogen zu werden brauchten.

Weihnachten, das herrliche Fest der kleinen und großen Kinder, nahte heran. Dem Franzosen ist zwar die deutsche Art der Weihnachtsfeier fremd, doch kennt er gar wohl den Wert, den man in Deutschland auf dieses Fest legt. Ob aber der Gegner nicht gerade das Christfest zu einem abermaligen Ausfall erwählen würde? Er verhielt sich indessen ruhig, nur am zweiten Feiertage feuerten die Forts, doch ohne alle Wirkung. Und so erklang aus hunderttausend erleichterten Herzen: „Ehre sei Gott in der Höhe!“ Und mit dem Dankgebet, das an diesem heiligen Abende zum Himmel drang, vereinigte sich das Flehen der deutschen Bürger und Soldaten um „Friede auf Erden!“

Wie schwer hielt es freilich, einen Frieden herzustellen, der Bürgschaften für seine Dauer in sich trüge! Fuhren doch die betörten Nachbarn fort, uns Deutsche Barbaren zu schelten, während gerade diese Barbaren, so gut es eben ging, die gräßlichen Folgen des Krieges zu mildern suchten.

„Mais mon cher papa“, fragte ein kleiner französischer Schwarzkopf, „sind denn diese Prussiens wirklich solche barbarische Menschenfresser, wie Madeleine (die Kindermuhme) sagt? Als sie gestern im Hause herumsuchten und deine schöne Jagdflinte holten und Antoine sein schönes Jagdgewehr abnahmen, taten sie doch so freundlich mit uns und herzten uns und ließen mir meine Flinte und gingen bald wieder weg, ohne uns etwas zuleid zu tun!“

Der Papa schaute recht mürrisch drein, als er Pierre so sprechen hörte, aber er dachte nicht besser von den Preußen, trotz aller erfahrenen Milde, und so halten Pierre und Antoine uns wohl heute noch für Barbaren.

Mancherlei vereinigte sich, die liebe Weihnachtszeit von 1870 zu einem recht ernstern und trauervollen Feste zu machen — für unsre Krieger im Felde und für uns daheim. Wie viele Witwen und Waisen beweinten den im Kampfe für das Vaterland gefallenen Ernährer, wie viele Frauen und Kinder lebten in banger Besorgnis um den im Felde stehenden Gatten und Vater!

Aber trotzdem fehlte der deutsche Weihnachtsbaum mit seinem weihvollen Kerzenschimmer nicht, und auch unsre Krieger im Felde hatten manch Christbäumchen aufgezuzt und verbrachten in kindlicher Freude einige Stunden. Die rotwangigen Äpfel, die gold- und silberblinkenden Nüsse in den grünen Tannenzweigen, die Fülle der Lichter und der eigenartige harzige weihnachtliche Duft — dies alles kam unsern Tapferen wie ein seliger Gruß aus der Heimat vor.

In andachtsvoller Erhebung verlief der heilige Abend rings um Paris, und heiße Tränen drangen aus manchem treuen Kriegerauge, als es in vollstimmigem Männerchor, doppelt bedeutsam, erklang: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!“

Dreiunddreißigster Abschnitt.

Das wiedererstandene deutsche Kaiserreich und das republikanische Frankreich bei Beginn des Jahres 1871.

Dem Munde des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen entstammt der Ausspruch, daß der deutsche Kaiser dereinst dem Schlachtfelde entsteige, und dieser Verkündung stimmten alle Patrioten gläubig bei, als König Wilhelm im Sommer 1870 an der Spitze der deutschen Heere des geeinigten Deutschlands zur Niederwerfung des alten Erbfeindes auszog.

„Als Oberfeldherr der Deutschen zieht König Wilhelm in den Kampf“ — so sagte man damals — „als deutscher Kaiser kehrt er wieder.“ Und so ward's.

Innerhalb der Mauern des alten Königsitzes von Versailles ging das denkwürdigste Ereignis des 19. Jahrhunderts vor sich. Ein deutscher Kaiser trat wieder an die Spitze einer Nation von 50 Millionen, die, in der Mitte von Europa wohnend, gewissermaßen das Herz dieses alten Weltteils bildet. Fern von der Heimat vollzog sich das große Werk der sichtbaren Wiedergeburt unsres geliebten Vaterlandes. . . . Was der Knabe erlauscht an frommen und patriotischen Wünschen, was der Jüngling sehnsüchtig geträumt, wofür die Besten der Nation gestritten und gelitten: der Mann, der Greis sah es erstehen: das große, herrliche Werk der sichtbaren Einigung Deutschlands.

Zur Glanzzeit des dritten Napoleon verbreiteten am Neujahrstage alle Telegraphendrähte zu Land und Meer die Nachricht, wie am Morgen des ersten Tages des Jahres der in ganz Europa gefürchtete Gewaltthaber in Paris die Gesandten der bei ihm beglaubigten Staaten und Regenten empfangen, was der Emporkömmling gesprochen und welche Miene er zu seinen Verkündigungen gemacht. Als nach Abschluß des für die deutschen Waffen so glorreich verlaufenen Jahres 1870 wiederum ein Neu-

jahrmorgen angebrochen war, da herrschte kaum geringere Spannung, und alle Welt harrete der Neuigkeiten, welche der Telegraph aus Frankreich bringen würde, diesmal aber nicht aus dem kaiserlichen Schlosse der Tuilerien, sondern aus Versailles; nicht mehr galt die Erwartung dem Napoleoniden, sondern König Wilhelm, dem siegreichen Feldherrn der Deutschen. Denn jener Mann, dessen Stirnrunzeln Europa in Bangen versetzt hatte, er wandelte am ersten Tage des Jahres 1871 in den Gemächern von Wilhelmshöhe auf und nieder; er allein — als Gefangener.

Gegenüber dem erschütternden Bilde des ruhmlosen gänzlichen Untergangs der Dynastie der Napoleoniden erhebt sich vor uns das Emporsteiigen Deutschlands an die Stelle, die bisher Frankreich behauptet hatte. Mit dem Schlusse des großen Jahres 1870 war das deutsche Volk an diesem bedeutamen Wendepunkt seiner Geschichte angelangt. Seitdem steht unser Vaterland mächtiger und geeinigter da als je zuvor, mit einem deutschen Kaiser an der Spitze.

König Ludwig II. von Bayern war es, der dem längst laut gewordenen Verlangen aller guten Deutschen im rechten Augenblicke Ausdruck verlieh. Am 3. Dezember schon hatte ein Prinz seines Hauses, der im Felde stehende Prinz Luitpold, der nachmalige langjährige Regent, dem König Wilhelm folgendes Schreiben des Königs Ludwig überreicht:

„Nach dem Beitritt Süddeutschlands zu dem deutschen Verfassungsbündnis werden die Ew. Majestät übertragenen Präsidialrechte über alle deutschen Staaten sich erstrecken. Ich habe mich zu deren Vereinigung in einer Hand in der Überzeugung bereit erklärt, daß dadurch den Gesamtinteressen des deutschen Vaterlandes und seiner verbündeten Fürsten entsprochen werde, zugleich aber in dem Vertrauen, daß die dem Bundespräsidium nach der Verfassung zustehenden Rechte durch Wiederherstellung eines Deutschen Reiches und der deutschen Kaiserwürde als Rechte bezeichnet werden, welche Ew. Majestät im Namen des gesamten deutschen Vaterlandes auf Grund der Einigung seiner Fürsten ausüben. — Ich habe mich daher an die deutschen Fürsten mit dem Vorschlage gewendet, gemeinschaftlich mit mir bei Ew. Majestät in Anregung zu bringen, daß die Ausübung der Präsidialrechte des Bundes mit Führung des Titels eines deutschen Kaisers verbunden werde. — Sobald mir Ew. Majestät und die verbündeten Fürsten ihre Willensmeinung kundgegeben haben, würde ich meine Regierung beauftragen, das Weitere zur Erzielung der entsprechenden Vereinbarungen einzuleiten.“

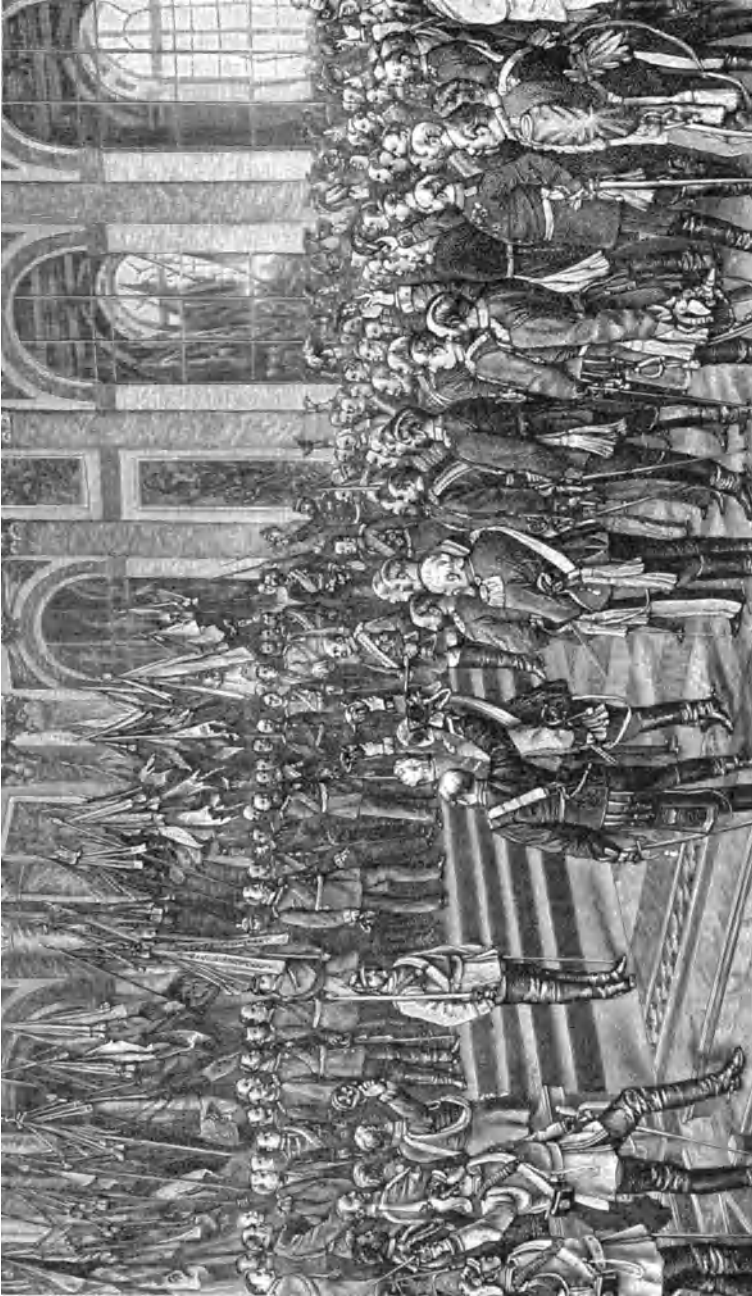
Dieser Entschluß des hochherzigen Bayernkönigs, „zur Krönung des deutschen Einigungswerkes“ den ersten und wichtigsten Schritt zu tun, wurde im gesamten deutschen Vaterlande mit mehr herzinnigen und tiefgehenden Empfindungen als mit großem Geräusch und über-

lautem Jubbel begrüßt. Noch erinnerten sich viele wackere Patrioten an den traurigen Ausgang der Kaiserkrönung im Jahre 1848, als die in Frankfurt a. M. versammelten Vertreter des deutschen Volkes ohne Mitwirkung der deutschen Fürsten dem Bruder des Königs Wilhelm die deutsche Kaiserkrone zugesprochen und Friedrich Wilhelm IV. diese abgelehnt hatte. Allerdings war trotz aller herben Enttäuschungen seit den Tagen des ersten deutschen Parlaments und ungeachtet allen Haders und Streitens im Herzen des deutschen Volkes die Sehnsucht nach Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches, mit einem Kaiser an der Spitze als Hort und Führer der deutschen Stämme, nicht erloschen. Doch so hoch und hehr das sagenumwobene Kaisertum der Hohenstaufen in den Augen des Volkes dastand, die Kaiser der letzten Jahrhunderte hatten sich ihrer Aufgabe nicht gewachsen gezeigt. Es konnte nicht unvergessen bleiben, daß unter ihrer Herrschaft Metz, das Kleinod von Lothringen, und Straßburg, die Perle des Elsaß, dem Deutschen Reiche auf schmachliche Weise entziffen worden waren.

Was Wunder, wenn alle Patrioten Deutschlands aufjauchzten, daß ein neuer deutscher Kaiser erstehen sollte, der dem Reiche als Morgengabe die beiden entriffenen Kleinode wiederbringen konnte! Alle deutschen Fürsten sowie der norddeutsche Reichstag beilieten sich, dem greisen Heldenkönige ihren Wunsch vorzutragen, daß er die Kaiserkrone annehmen möchte. Der norddeutsche Reichstag entsandte eine Deputation zur Vertretung des Verlangens von Millionen, die am 16. in Versailles eintraf und zwei Tage später vor König Wilhelm stand.

Es war ein Sonntag, an dem in einfacher, aber desto ergreifenderer Weise der bedeutende Staatsakt just dort sich vollzog, wo die Raubzüge Ludwigs XIV. geplant wurden, und von wo aus für uns Deutsche bisher soviel Unheil und so manche Niederlage ausgegangen waren — im Mittelpunkt Frankreichs, am Sitze der gepriesensten französischen Herrscher, bis dahin Frankreichs Ruhmestempel. Die Zusammensetzung jener glänzenden Versammlung von Fürsten des Deutschen Reiches, Führern der siegreichen deutschen Armeen und Vertretern des deutschen Volkes zeigte, daß das neu erstandene deutsche Kaisertum auf gutem Unterbau fußte, und was sich bisher zugetragen und nachher noch folgte, bewies, daß Volk und Herrscher einig seien im Entschlusse, dem deutschen Namen Achtung zu verschaffen in der ganzen Welt, im Kriege wie im Frieden.

Nachdem der Präsident des norddeutschen Reichstages die Adresse desselben verlesen, entgegnete der König, daß er in der einmütigen Stimme der deutschen Fürsten und Freien Städte sowie in dem damit übereinstimmenden Wunsche der deutschen Nation und ihrer Vertreter den Ruf der Vorsehung erkenne und diesem mit Vertrauen auf Gottes



Die Kaiserproklamation in Versailles.
(Nach einer Photographie. Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)
Original gemalt von H. von Wernier.

Segen folgen werde. Ein Hoch des Präsidenten auf König Wilhelm, als den obersten Feld- und Schirmherrn des deutschen Heeres, schloß diese erste einfache, aber ergreifende Feier.

Diese lichte Erscheinung des deutschen Kaiserreichs trat am 18. Januar in seiner Hoheit und Bedeutung vor die Augen der Welt. Wieder im Schlosse zu Versailles, das laut seiner Inschrift: „à toutes les gloires de la France“ gewidmet ist, in der Galerie des Glaces, dem aus der Zeit Ludwigs XIV. herrührenden Siegesaal, fand am Morgen jenes unvergeßlichen Tages die feierliche Kaiserproklamation in erhebender Weise statt.

Die prachtvollen Räume hallten wider von dem Rauschen siegbedeckter Fahnen, von den Klängen des Hohenfriedberger Marsches und der deutschen Nationalhymne. Die Prunklosigkeit, mit der die Verkündigung eines so denkwürdigen weltgeschichtlichen Aktes vor sich ging, sollte dafür sprechen, daß Deutschland nicht so leicht in die Fehler Frankreichs verfallen und aus eitler Selbstüberschätzung die gefährliche Rolle des niedergeworfenen Gegners, die des Friedensstörers, spielen und durch unaufhörliche Bedrohungsgelüste ein Gegenstand der Beunruhigung für seine Nachbarn werden könnte. Was jeder gute Deutsche wünschte und tief empfand und von dem neuen Reichsoberhaupt erwartete, das spricht sich in den Worten der Kaiserhymne aus:

„Herrsche nach Gottes Recht,	Wahrheit dein Purpurkleid,
Du und dein ganz Geschlecht,	Gnade dein Krongeschmeid',
Deutschland zum Heil!	Friede dein Throneleit,
Heil Kaiser dir!“	

„Das Ziel ist erreicht“, so lautete eine Stelle der Festrede, die der Hofprediger Rogge bei der Verkündigung des Kaisertums im Versailler Schlosse hielt, „die Hoffnungen sind erfüllt und die Schmach geföhnt, welche von Ludwigs XIV. Königsitz aus dereinst auf das deutsche Volk gehäuft worden. Was unsre Väter in der Erhebung der Befreiungskämpfe vergeblich sich ersehnt haben, wofür die deutsche Jugend in edler Begeisterung geschwärmt, was die Sänger jener Tage in immer neuen Weisen umsonst gesungen, was die Lieder und Sagen unsres Volkes nur als einen fernen Traum uns verkündet haben... wir sehen es zur Wirklichkeit geworden, sehen das Deutsche Reich wieder auferstanden in alter Herrlichkeit, ja, in einer Macht und Größe, die es vielleicht nie zuvor besessen hat, sehen dem Deutschen Reiche seinen Kaiser wiedergegeben und dürfen als solchen einen König begrüßen, dessen graises Haar mit frischen Lorbeerkränzen geschmückt ist, in denen wir die ruhmvollsten Zeiten der deutschen Vergangenheit erneut, ja übertroffen sehen...“

* * *

Während Deutschland die Tage seiner Neugeburt in ernster Haltung feierte, erwachte der aus eigener Machtvollkommenheit als Diktator Frankreichs schaltende Volksmann Gambetta allmählich aus seinem Fiebertraum. Er hatte in einer Proklamation dem französischen Volke die feierliche Versicherung erteilt, daß der Monat Januar durch große Ereignisse die Welt überraschen und Frankreichs bisherige Niederlagen ausgleichen werde. Der Auserwählte Frankreichs dachte an nichts Geringeres als an eine Verschlebung der Deutschen vom fränkischen Boden und ihre Verfolgung bis an die Tore von Berlin. Er hielt die Sache für sehr einfach; er hoffte, das unter Oberbefehl des Generals Bourbaki sich sammelnde neue Hauptheer, unterstützt von der Lyoner und Bogesenarmee unter der Führung Garibaldi's, sollte über das Werdersche Korps im Osten herfallen und es zertrümmern, die Entsetzung Belforts bewirken und das Belagerungskorps vernichten, dann das Elsaß zurückerobern, hierauf über den Rhein gehen, die Hunderttausende französischer Gefangenen in Deutschland befreien und, durch sie verstärkt, an unserm Vaterlande grausame Rache üben.

Nach Gambettas Dafürhalten lag dann nichts näher als der schleunige Abmarsch des Prinzen Friedrich Karl nach den bedrohten Grenzen. Dadurch wurde der Weg nach Paris für die französische Armee unter Chanzy frei. Im Norden sollte der ja immer siegreich gewesene Faidherbe in der Richtung auf Reims vordringen, um sich im Rücken der Deutschen mit Garibaldi oder Bourbaki zu vereinigen. Lücken der einzelnen Armeen hatten Franktireurs, Mobilgarden und andre Helden auszufüllen. Das durch diese Entsatzheere befreite Paris sollte dann mit seiner gewaltigen Besatzung unter General Chanzy's Führung über die deutsche Einschließungsarmee herfallen und ihr gleichfalls die Wege nach Deutschland weisen. Daß von den 250 000 Mann weder ein Tornister noch eine Feldflasche über den Rhein zurückkehren würde, dafür — so dachten die Planemacher — würden schon der strenge Winter, die unwirtlichen Ardennen und Bogesen und die Rächer der Ehre Frankreichs, Mobilen, Freischaren und Rothemden, Sorge tragen.

Die deutsche Heeresleitung ließ sich indessen durch diese abenteuerlichen Pläne Gambettas in keiner Weise beirren. Ohne die Schwierigkeit der Aufgabe zu verkennen, die den verhältnismäßig schwachen deutschen Streitkräften im Mittelpunkte und im Südosten Frankreichs vorbehalten blieb, durfte sie ihnen doch mit berechtigtem Vertrauen auf die Tüchtigkeit der Truppen und ihrer Führer die Durchführung dieser Aufgabe allein überlassen. Das nächste und wichtigste Ziel blieb nach wie vor die Einnahme von Paris. Erst mit der Bezwingung der Seinestadt war das Ende des Krieges, waren Bürgschaften für einen ehrenvollen Frieden herbeizuführen.

Zur Erreichung dieses Zieles schien der fortgesetzte Versuch, die stolze Stadt auszuhungern, unzulänglich, es mußten deutsche Kanonen, die Schrecken eines Bombardements ein gewichtiges Wort mitsprechen; indes die rechte Wirkung eines solchen Angriffs ließ sich nur nach zeitraubenden Vorbereitungen erwarten.

Selbst nach dem Falle von Loul reichte die Bahnverbindung nur bis La Ferté, da zwischen dieser Station und Meaux Franktireursbanden die über die Marne führenden Eisenbahnbrücken zerstört hatten. Infolgedessen mußte die Herbeischaffung des Belagerungsmaterials auf einer Strecke von 75—90 km mit Fuhrwerk erfolgen, das an und für sich schwer aufzubringen war und außerdem auch noch mit Bodenschwierigkeiten aller Art zu kämpfen hatte. Und selbst nachdem die Eisenbahnverbindung wiederhergestellt war, blieb noch immer die zeitraubende Aufgabe zu bewältigen, die eingetroffenen Geschütze an Ort und Stelle zu schaffen und aufzustellen.

Trotz aller dieser Schwierigkeiten wäre unser Artilleriepark doch vor Ablauf des Jahres aufgestellt gewesen, hätte die deutsche Oberleitung von Anfang an die Absicht gehegt, Paris durch Bombardement zu Falle zu bringen. Allein man glaubte durch Hunger eine unblutigere Bresche legen zu können. Als es sich aber allmählich herausstellte, über welche großen Mittel die „Weltseele“ zu ihrer Verteidigung verfügte und daß die Leichtlebigkeit der Bevölkerung standhaft die durch die Einschließung auferlegten Entbehnungen ertrug, mußte endlich doch zur Beschießung der trotzigen Stadt geschritten werden.

Der Angriff begann mit einem Vorgehen gegen den Mont Avron, da erst dessen Besetzung nicht allein die Beschießung der nächstgelegenen Forts, sondern auch einzelner Teile von Paris selbst ermöglichte. In größter Stille war der Bau der deutschen Batterien zu diesem Zwecke vor sich gegangen, allerdings unter außerordentlichen Anstrengungen, da die ohnehin durch tonige Bestandteile spröde Erde 15—20 cm tief gefroren war. Die Angriffslinie nahm bei dem Parke von Raincy ihren Anfang, lief über Montfermeil bis Noisy-le-Grand und war von dem nördlichen Rande des hochgelegenen Parkes bis südöstlich bei Pressoir durch Schützengräben gesichert. Der Feind hatte von dem ihm drohenden Unheil keine Ahnung, da das waldige Terrain die Arbeiten der Deutschen verdeckte. Mit dem 26. Dezember konnte der Batteriebau als beendet angesehen werden. In der nächstfolgenden Nacht, während der 2000 Mann alle die Geschütze deckenden Bäume und Sträucher beseitigten, besichtigten Graf Moltke und General von Blumenthal noch einmal die Belagerungsarbeiten, und am Morgen des 27. Dezember schleuderten plötzlich 76 Geschütze, meist Zwölf- und Vierundzwanzigpfünder, Granate

auf Granate in die Stellungen des vollständig überraschten Feindes. Ein scharfer Nordost wehte, und ein heftiges Schneegestöber beeinträchtigte den Fernblick. Allein die wackeren sächsischen Kanoniere erlahmten nicht. Der 27. und 28. Dezember vergingen unter der heftigsten Kanonade, die deutscherseits nicht nachließ, während vom Morgen des 28. Dezember an die Batterien des Mont Avron nur noch einzelne Schüsse abgaben und im Laufe des Tages ganz verstummten. Die elfte Abendstunde des 28. Dezember war noch nicht abgelaufen, als die Franzosen mit der Räumung des Mont Avron begannen. Diese war indessen nicht so leicht, da das Fortschaffen der Kanonen aus den Batterien und das Aufladen der Gepäck- und Munitionswagen in stockfinsterner Nacht vor sich gehen mußte; Wachtfeuer würden für die deutschen Granaten einen vortrefflichen Wegweiser abgegeben haben. Der mehrfach genannte tatkräftige Oberst Stoffel leitete den Rückzug sehr geschickt, und es gelang ihm in der That, unter Aufgebot aller Kräfte bis zum nächsten Morgen das gesamte Material in Sicherheit zu bringen. Das Feuer der Deutschen richtete sich nun am 29. und 30. gegen die Forts Rosny und Nogent, während der Mont Avron am letztgenannten Tage von Truppen des sächsischen Korps besetzt wurde. Sde und unheimlich sah es auf dem besetzten Berge aus; in den verlassenem Werken lagen tote Franzosen neben Waffen und Munitionsvorräten; mehrere gefüllte Prohwagen und auch eine Menge Blechkästen mit Pulverfäcken standen und lagen umher, während ein unbrauchbares Geschütz und zertrümmerte Lafetten von der verheerenden Wirkung der deutschen Geschosse beredtes Zeugnis ablegten.

Mit der Besetzung des Mont Avron war der Anfang des Endes gekommen. Paris vermochte dem drohenden Schicksale nicht zu entgehen: so wollte es die Gerechtigkeit der Weltgeschichte.

Das alte Jahr hatte ausgeklungen und das neue begonnen, und wieder ertönte für die zusammengebrachten Kriegsscharen des republikanischen Frankreichs das Signal zum Aufbruch im Westen, Norden und Osten. Trotz aller bisherigen Niederlagen hatten sich die in Überstürzung zusammengebrachten Kämpfer der Republik von neuem auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen den Deutschen entgegengestellt, und aus hunderttausend Kehlen erklangen wieder die Weisen der Marseillaise und selbst, wie bei Beginn des Feldzugs, der übermütige Ruf „à Berlin! à Berlin!“

Dem neuen Selbstbetrug folgte die tiefste Demütigung auf dem Fuße. Das sich selbst mordende Frankreich stand am Abgrund des Verderbens, und keiner seiner Lenker besaß den Mut und die Macht, es auf andre Bahnen zurückzureißen.

Die deutschen Sieger waren mittlerweile unaufhaltsam weiter vorgezogen und hatten der stolzen Republik einen festen Platz nach dem andern entrissen. Thionville, das sich schon am 24. November hatte ergeben müssen, folgten Pfalzburg am 12. Dezember, Montmedy zwei Tage später. Der letzte Tag des ruhmreichen Jahres fand vor der Festung Mézières die deutschen Geschütze in voller Thätigkeit, der trostigen Stadt eine bedeutungsschwere Silvesterpredigt entgegenzudonnern, und in der That verfehlte die letztere ihren Eindruck nicht, denn der Platz öffnete mit Beginn des neuen Jahres seine Tore.

Trotz des mißlichen Standes der Dinge war doch den französischen Machthabern die volle Erkenntnis der Gefahren fortgesetzter Selbsttäuschungen noch immer nicht gekommen. Der Diktator Gambetta, Jules Favre und die andern Häupter der Regierung der Republik beharrten in ihrer Vertrauensfestigkeit, in dem Glauben an die fortdauernde Opferwilligkeit eines Volkes, das allerdings sein Vaterland heiß liebte, und sie hielten daran auch dann noch fest, als sich die Lenker der Schicksale Frankreichs genötigt sahen, den ernstlich bedrohten Regierungssitz mehrfach zu wechseln.

Diese stolze Zuversicht zerrann erst nach neuen großen Schlägen, die, als eine Unglücksbotschaft nach der andern bald aus dem Norden, bald vom Süden und Westen des ausgedehnten Kriegsschauplatzes anlangte, endlich selbst die Unersehütterlichkeit Gambettas ins Wanken brachten.

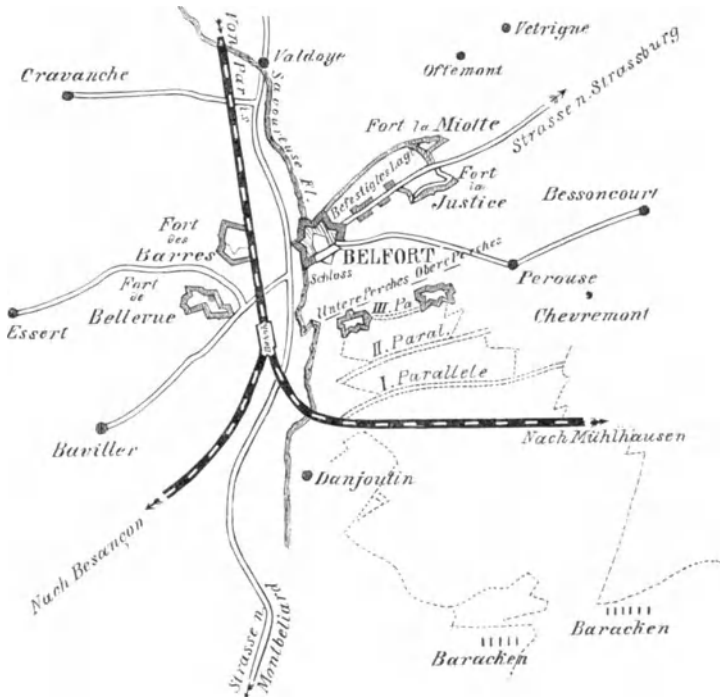
Vierunddreißigster Abschnitt.

Die deutsche Wacht im Südosten Frankreichs.

Im Oberelsaß erhebt sich, zum Teil von steilen, kalksteinhaltigen Felswänden umgeben, an dem Flüsschen Savoureuse und an der Kreuzung sechs wichtiger Landstraßen die Festung Belfort, die in der zweiten Hälfte des deutsch-französischen Krieges eine wichtige Rolle spielen sollte. Sie zählte zu jenen Bollwerken, die für uneinnehmbar galten. Und in der That haben Natur und Kunst das kleine Belfort zu einem Plaze ersten Ranges erhoben. Außer den starken Umfassungsmauern boten ein festes Schloß (die Zitadelle) und sechs Forts der an sich unbedeutenden Stadt einen sicheren Schutz. Die Zitadelle überragte die Stadt um 25 m und lag auf einem Felsen, der nach der Belfort zugekehrten Seite steil und auf der Außenseite terrassenförmig abfällt. In südöstlicher Richtung erheben sich in einer Entfernung von 1800 m wiederum schroffe Höhen, auf denen zwei voneinander getrennte Forts, die oberen und unteren Perches, noch vor Ankunft des Gegners angelegt wurden und deren Fuß von ziemlich tiefen Gräben umgeben war. Nördlich steigen zwei weitere, ebenfalls jäh abfallende Felswände bis zu 410 und 470 m empor; auf ihnen lagen die Forts La Justice und La Miotte, während auf der Westseite der Festung die Forts des Barres und de Bellevue lagen. Die Befestigungen auf der Nordseite umschlossen einen ziemlich ebenen Raum, der vom Feinde zu einem festen, 6000 Mann Unterkunft gewährenden Lager benutzt wurde.

Nachdem General von Tresckow mit seiner aus pommerscher und magdeburgischer Landwehr sowie dem magdeburgischen Infanterieregiment Nr. 67 bestehenden Division den südlichen Teil des Oberelsaß von feindlichen Scharen gesäubert und zwischen Kolmar und Belfort mehrfach siegreiche Gefechte mit Franktireurs und Mobilgarden bestanden hatte, schritt er am 3. November zur Einschließung von Belfort, das von einem tapferen Manne, dem Obersten Denfert, verteidigt wurde, der von Kapitulieren nichts wissen wollte. Die Festung bot bombensichere Räume in

genügender Anzahl dar und war mit 371 schweren Geschützen ausgerüstet; Lebensmittel waren für fünf Monate vorhanden: es konnte also ein nachhaltiger Widerstand geleistet werden. Die Deutschen richteten sich nun rings um die Festung ein und sicherten auch ihren Rücken vor Überfällen durch Besetzung einzelner wichtiger Ortschaften in der Umgegend. Hierzu gehörte namentlich das 22 $\frac{1}{2}$ km südlich gelegene feste Schloß von Montbéliard (Mömpelgard), eine ehemalige Besitzung des Herzogs



Stille der Belagerungsarbeiten vor Belfort.

von Württemberg. Die Nationalgardisten, die das Schloß besetzt hielten und vor dem Herannahen der deutschen Truppen große Kampfbegeisterung gezeigt hatten, verwandelten sich plötzlich in friedliche Menschen, als vier Batterien vor dem Schlosse aufzuhren; die Waffen wurden abgeliefert und Montbéliard am 9. November ohne Schwertschlag besetzt.

Die Einschließung von Belfort konnte infolge seiner günstigen Lage und des schlechten Terrains nur in weitem Umkreis vor sich gehen; eine völlige Umzingelung schien vorerst schon deshalb nicht ausführbar, weil der Feind außer den Forts noch eine ganze Reihe von Dörfern besetzt

hielt. Die pommerische Landwehr hatte daher einen schweren Stand, und als die Franzosen am 15. November mit drei Bataillonen und sechs Geschützen unter dem Schutze ihrer Festungskanonnen den ersten Ausfall gegen das $7\frac{1}{2}$ km östlich von Belfort liegende Dorf Bessoncourt unternahmen, mußte die Mannschaft alle Kräfte aufbieten, dem Vorstoß kräftig zu begegnen. Mut und Ausdauer führten jedoch zum Ziele: sie drängten den Feind zurück und brachten ihm einen Verlust von etwa 140 Mann bei. Bei einem zweiten Ausfall, der eine Woche später erfolgte, erging es dem Gegner nicht besser, im Gegenteil, er verlor die Dörfer Effert und Cravanche und wurde auch zur Räumung von Betrigne und Offemont gezwungen; eine Besetzung dieser letzteren beiden Ortschaften konnte indessen von deutscher Seite nicht gewagt werden, da sie dem Feuer des Forts La Motte zu sehr ausgesetzt waren und die feindliche Artillerie vortrefflich schoß.

Die nächste Aufgabe der Einschließungstruppen bestand darin, die gewonnenen Stellungen zum Angriffe wie zur Verteidigung einzurichten. Der Feind unternahm während dieser Zeit keinen weiteren Ausfall, sondern begnügte sich damit, durch starke Kanonaden häufig die Belagerungsarbeiten zu stören. Gegen 70 Geschütze donnerten dann ohne Unterbrechung bis spät in die Nacht und brachten den deutschen Truppen empfindliche Verluste bei, auch wurden viele Gehöfte durch Granaten des Gegners zerstört; aber die Pommern hielten standhaft in ihren Stellungen aus.

Die Belagerung Belforts gehörte zu den schwierigsten militärischen Aufgaben dieses denkwürdigen Krieges.

Die schlechten Wege erschwerten das Heranschaffen der schweren Geschütze und der Munition, dazu kam noch der steinige, felsige Boden, der oft 40 cm tief gefroren war und nur mit größter Mühe die Anlage von Batterien sowie das Auswerfen von Parallelen gestattete. In der Nacht zum 3. Dezember wurde die erste Parallele, die sich an den Damm der nach Mühlhausen führenden Bahn anlehnte, eröffnet, und am Morgen begannen 28 Geschütze ihre Tätigkeit. Die geworfenen Granaten erreichten die Vorstädte Belforts und richteten mancherlei Schaden an, allein die Geschütze der Forts blieben die Antwort nicht schuldig und zwangen die Belagerer, einige schwere Geschütze aus der Gefechtslinie zu bringen. Gleichwohl konnte ein Erfolg nur erzielt werden, wenn man von Südost her der Festung auf den Leib rückte und zunächst gegen die beiden Belfort beherrschenden festen Punkte, die Perches, vorging; von einem Versuch, den Angriff im Westen einzuleiten, war man schnell wieder abgekommen. Es wurde emsig fortgebaut, die zweite Parallele angelegt und fleißig bombardiert. Das größte Urgernis der preußischen, bayrischen, sächsischen,

württembergischen und badischen Artillerie war dabei ein hoher Wachturm auf dem Fort La Motte, der die Umgegend beherrschte; kaum schickte sich eine der deutschen Batterien an, dem Gegner Kugelgrüße zu senden, so ließ sich auch schon vom Turme der warnende Ruf einer Trompete vernehmen. Gegen Motte und Justice konnte man nicht vorgehen, da Felswänden gegenüber nun einmal wenig zu machen ist, daher blieb den deutschen Artilleristen nichts übrig, als trotz der Warnungssignale vom Turme gelassen fortzufeuern. Am 11. Dezember wagte der Feind in östlicher und nördlicher Richtung einen Ausfall, der ihm wenig frommte, wohl aber 40 seiner Verteidiger in Gefangenschaft brachte.

Die Bevölkerung Belforts war mit ihrem Kommandanten einig; beide schienen fest entschlossen, die Festung um keinen Preis herzugeben. Mit Proviant hatte man Zeit gehabt, sich zu versehen, und so ward der Widerstand lebhaft fortgesetzt. Die Belagerer zeigten sich ebenfalls als unermüdlische, zähe Gegner — „Pulver und Blei“ blieben an der Tagesordnung, und Bomben und Granaten waren des pommerschen Landwehrmanns Weihnachtsgeschenk.

Um den Fortgang der Belagerung von Belfort gegen die im Süden und Westen Frankreichs angesammelten Truppenmassen zu sichern, hatte General von Werder an der Spitze des XIV. Armeekorps seine Vorkehrungen getroffen. Zwei Brigaden waren, wie bereits erwähnt, nach heftigem Kampfe am 31. Oktober in Dijon eingezogen, die übrigen Teile des Korps in und bei Besoul versammelt. Obgleich die Deutschen hier den Feind längere Zeit nicht zu Gesicht bekamen, war dennoch der Dienst für die Truppen äußerst beschwerlich. Fast täglich fanden Kreuz- und Quermärsche statt, bergauf, bergab, bald bei strömendem Regen, bald bei hellem Sonnenschein. Kleinere Abteilungen, namentlich Kavalleriepatrouillen, durchstreiften das Land nach allen Richtungen, da in der walddreichen und gebirgigen Gegend kleine Trupps von Freikorps und Blusenmännern leicht Schlupfwinkel fanden, aus denen heraus sie auf einzelne Posten schossen, auch wohl einen Feldgendarm gefangennahmen oder eine Feldpost ausplünderten. Als dann in den ersten Novembertagen von verschiedenen Seiten festgestellt war, daß bei Dole am Doubs, südöstlich von Dijon, der Feind weitere Streitkräfte sammelte und einen Angriff vorbereitete, ließ General von Werder seine gesamten Truppen vom 10. ab von Dijon und Besoul aus in der genannten Richtung vorrücken, fand aber die Gegend bereits vom Feinde verlassen. Derselbe war inzwischen auf der Eisenbahn nach der Loire herangezogen worden, wo bekanntlich zu dieser Zeit General Aurelle die Loirearmee neu bildete. General von Werder hatte gehofft, bei seinem Vorstoße die kleine, an der Saone gelegene Festung Auxonne überrumpeln zu können; er fand aber den Feind

vorbereitet und wachsam, und jede Annäherung wurde sofort von den Wällen mit Gewehr- und Geschützfeuer begrüßt.

Das XIV. Korps versammelte sich nunmehr bei Dijon und blieb dort, von einigen kleinen Unternehmungen in der Umgegend abgesehen, für die nächste Zeit in abwartender Stellung. Sobald die nach der Einnahme von Neubreisach zu seiner Verstärkung in Marsch gesetzte Reserve-division des Generals von Schmeling herangekommen, wollte General von Werder in der Richtung auf Chagny vorstoßen, wo Garibaldi mit einer bunten, etwa 10000 Mann starken Schar von Abenteurern aus aller Herren Ländern sein Wesen trieb und weit ins Land hinein seine Abteilungen streifen ließ. Einer solchen unter Führung von Garibaldis Sohn Ricciotti war es am 19. gelungen, ein stärkeres deutsches Truppenkommando in Chatillon sur Seine zu überfallen und 120 Mann gefangenzunehmen. Ob dieser kleine Erfolg dazu Veranlassung bot, oder der Siegesrausch, den Gambetta nach dem Treffen bei Coulmiers durch seine Kundmachungen über das Land zu verbreiten wußte, kurz, die trübseiligen Mienen der Einwohnerschaft Dijons heiterten sich plötzlich auf. Mit einer gewissen Schadenfreude blickten Bürger und Volk auf die deutschen Soldaten herab.

Es mußte etwas im Werke sein, und in der That gelangte auch bald das öffentliche Geheimnis zur Kenntnis der Mannschaften: „Garibaldi kommt, Dijon zu entsetzen!“ Und siehe da, der Alte von der Ziegeninsel befand sich wahrhaftig auf dem Vormarsche. Am 25. November kündigten stärkere feindliche Abteilungen, die mit den in Plombières und auf den Höhen bei Corcelles stehenden deutschen Vorposten einige Kugeln wechselten, seine Annäherung an. Drei Kolonnen wurden von General Werder dem Freischarenführer entgegengesandt, um ihn gebührend zu empfangen. Die beiden des linken Flügels trafen nur auf schwache Abteilungen, die bald zurückgetrieben waren, die des rechten hingegen, unter persönlicher Führung des Generals von Degenfeld, fand sich bei Prenois der im Vorrücken begriffenen Hauptmacht Garibaldis gegenüber.

Garibaldi befehligte zu Wagen, da Gichtschmerzen ihn am Reiten hinderten. Der Ueberzahl seiner Truppen gelang es, die badische Kolonne zurückzudrängen, gegen die auch noch andre feindliche Abteilungen auf der Straße von St. Seine her anrückten. Degenfeld zog sich daher auf Dair und Talant zurück, General von Werder hingegen ordnete für den folgenden Tag die Vereinigung der Truppen in und bei Dijon an; gleichzeitig erhielt auch die in nördlicher Richtung entsendete Brigade Keller Befehl, nach Meßigny zu marschieren.

Der Abend brach an, als das nordwestlich von Dijon auf Vorposten befindliche Bataillon von überlegenen feindlichen Massen angegriffen wurde.

Mit wildem Geheul und unter den Klängen einer vollständigen Janitscharenmusik drangen die Garibaldianer vor und sprengten die vordersten Kompagnien auseinander. Aber schnell eilt ein Bataillon von Hauteville zur Hilfe herbei und verlegt den Rothemden den Weg. Gelassen läßt das Bataillon den Feind bis auf 50 Schritt herankommen, erst dann eröffnet es ein wohlgezieltes Schnellfeuer, vor dem der Gegner unter namhaften Verlusten zurückweicht, um nach einigen Minuten unter den Rufen „avanti, avanti!“ nochmals anzustürmen und dafür abermals deutsches Blei zu ernten. Trotzdem gaben die Rothemden sich nicht zufrieden und drangen unter Anstimmung des Garibaldi-Liedes zum drittenmal vor; der Musiker mit der großen Heerespauke arbeitete im Schweiß seines Angesichts, Trompeten und Klingeln vollführten einen Höllenspektakel — doch umsonst — sie mußten wiederum weichen und beeilten sich nun, dem Gesichtsfelde der Deutschen sich zu entrücken. Die Janitscharenmusik verstummte — auch Garibaldi fuhr im Trabe davon.

Der Morgen des 27. November fand die deutschen Truppen, die über Nacht trotz des bösen Wetters im Freien bivouakiert hatten, in voller Schlachtaufstellung. Kege Spannung drückte sich auf allen Gesichtern aus; der Befehl zum Vorgehen ward mit Ungebuld erwartet. „Ha,“ rief ein Badener in seinem fröhlichen Übermut, „wenn mer den Garibaldi nur heut' fange tät! Dann schickte mer'n nach Karlsruh' in ä Käfig und ließen ihn dort vor Geld sehe, damit der Veteran doch och was vor de deutsche Invalidenfond tät!“ — Diesen Gefallen freilich erzeugte der alte Republikaner den Deutschen nicht.

Die preußische Brigade von der Goltz rückte nun, samt dem größeren Teile der Degenfeldschen Mannschaften, über Lalant und Fontaine auf der Straße nach Darois vor; rechts von ihr marschierte die Brigade Keller, während ein Teil der Brigade des Prinzen Wilhelm als linker Flügel über Plombières dahinzog.

Der Himmel hatte sein graues Regenkleid nicht abgelegt; nur mit Mühe ließ sich auf den aufgeweichten Straßen vorwärtskommen. Leichen, Tornister, Waffen, Ausrüstungs- und Uniformstücke bedeckten dieselben; der Rückzug der Garibaldianer war also keineswegs ein mustergültiger gewesen, fanden sich doch sogar zwei im Stiche gelassene Fahnen vor.

In Prenois hatte ein Teil des Feindes sich wieder gesammelt, hielt aber der herannahenden Brigade von der Goltz nicht stand, sondern wich auf Pasques und Lantenay und später nach einem hinter beiden Ortschaften sich ausbreitenden Walde zurück, da inzwischen auch die Truppen des Prinzen Wilhelm in das Gefecht eingriffen und dessen Artillerie dem Gegner bedeutende Verluste beibrachte. Sowohl der Wald als auch die rückwärts gelegenen Verbindungswege wurden unausgesetzt mit Granaten

überschüttet; nur wenig hätte gefehlt, so geriet Garibaldi selbst in Gefangenschaft, als die Pferde seines Wagens von einem plötzlichen Geschosse getötet worden waren. Als die Flucht begann, mußten daher einige seiner Leute den Wagen weiter ziehen. Garibaldis Zeltlager fiel in die Hände des Siegers, dessen Verlust im ganzen nur 60 Mann betrug, während die Gegner 400 Tote und Verwundete sowie 160 Gefangene verloren.

Die weitere Verfolgung der Garibaldianer konnte, da es bereits dunkelte, erst am nächsten Tage stattfinden, und zwar in südwestlicher Richtung durch die Brigade Keller. Am Abend des 1. Dezember langte der letztere vor Autun an, wo sich bedeutende feindliche Streitkräfte zeigten. Die Badener gingen sogleich kampflustig zum Angriff vor, aber bald nach Beginn des Gefechts erhielt General Keller von Dijon aus den Befehl, ungesäumt dorthin zurückzukehren, weil anzunehmen war, der Feind werde mit ansehnlicheren Kräften über Nuits vorrücken. Der General brach infolgedessen das Gefecht ab und trat den Rückmarsch an. Am 4. morgens sammelte sich die Kolonne eben in dem Marktflecken Chateauf-neuf zum Weitermarsche, als sie sich plötzlich von den das Tal umgebenden waldigen Höhen aus durch ein heftiges Artillerie- und Gewehrfeuer begrüßt sah.

Eine größere Anzahl feindlicher Truppen hatte sich daselbst in aller Stille gesammelt, um der Brigade den Weg zu verlegen. Sofort entbrannte ein heftiger Kampf, währenddessen es Mannschaften der Infanterie, von der Kavallerie unterstützt, gelang, die Höhen zu stürmen und den Feind zurückzuwerfen. Die Absicht des letzteren, die Brigade einzuschließen, war vollständig vereitelt worden, und die Kolonne setzte ihren Marsch unbelästigt fort. Die Verluste waren allerdings nicht gering; überdies war es, da Gefahr im Verzuge lag, leider unmöglich, die Verwundeten mitzunehmen; sie mußten mit dem Sanitätspersonal auf dem Gefechtsfelde zurückbleiben und fielen so in die Hände des Feindes.

Ungefähr gleichzeitig mit der Brigade Keller traf die Brigade Goltz wieder bei Dijon ein, die in der Zwischenzeit zwischen Chatillon sur Seine vorgerückt war, da die dortigen Etappentruppen vom Feinde umzingelt sein sollten, was sich aber nicht bestätigte.

Die Lyoner Armee schien zu dieser Zeit aus ihrer abwartenden Haltung mehr und mehr hervorgetreten zu sein, und auf der nach Chälou sur Saone führenden Straße sammelten sich feindliche Truppenmassen an. Daraufhin veranstaltete General von Werder eine größere Auskundschaftung in der Richtung auf das 22 km südlich von Dijon liegende Städtchen Nuits. Zugleich aber mußte General von Werder, gemäß einer Weisung des großen Hauptquartiers, die Festung Langres einschließen lassen. Die zu diesem Zweck vorrückende Brigade Goltz fand Teile der

Besatzung bis zu dem Städtchen Longeau vorgeschoben. Der Gegner empfing die anrückenden Preußen mit Granaten; indes sahen sich die französischen Kanoniere bald genötigt, die besetzt gehaltenen Höhen aufzugeben und abzuziehen, worauf das Städtchen nach hartem Kampfe gegen Mittag besetzt wurde. Den Siegern fielen 100 unverwundete Gefangene und zwei bespannte Geschütze nebst Munitionswagen in die Hände.

An demselben 16. Dezember, als dieser Erfolg errungen ward, machten sich in Dijon zwei badische Brigaden, zwei Kavallerieregimenter und die badische Divisionsartillerie bereit, unter dem Oberbefehl des Generals von Glümer und des Prinzen Wilhelm von Baden gegen Nuits vorzurücken. Eine Kolonne marschierte am 18. Dezember über Longvic, Saulon la Rue, Epernay und Boncourt gegen den feindlichen rechten Flügel vor; eine zweite minder starke unter Führung des Majors von Degenfeld nach Willars-Fontaine; ein Bataillon der letzteren schlug die Straße nach Nuits ein.

Hier erwartete die feindliche Hauptmacht in fester Stellung die heranrückenden Badener. Große Schwierigkeiten und Verluste erwuchsen diesen aus der ungünstigen Beschaffenheit des Terrains. Außerdem war der Boden infolge des Regenwetters aufgeweicht, und dies erschwerte die Bewegungen. Salve um Salve begrüßte die Anstürmenden, doch ging es unaufhaltsam vorwärts, wiewohl Gewehrkugeln und Granaten gleich einer Windsbraut über die Fläche dahinsauften. Mehr und mehr gewannen unsre tapferen Truppen Terrain, und noch war es nicht 4 Uhr, als der Feind vom Eisenbahndamm, hinter dem sich seine Infanterie eingenistet hatte, vertrieben war.

Dieser Erfolg hatte viel deutsches Blut gekostet; selbst die Führer, die im dichtesten Kugelregen ausgeharrt, wie Prinz Wilhelm und Generalleutnant von Glümer, waren verwundet. „Lut nichts, nur wacker drauf!“ sagte der Prinz, als seine Umgebung ihn bat, sich nicht so auszusetzen.

Der Gegner hatte sich verzweifelt gewehrt und bis auf 30 Schritt standgehalten, jetzt aber wälzten sich seine Scharen in voller Flucht Nuits zu.

Da auch das auf der Chaussee vorgegangene Bataillon zu dieser Zeit in das Gefecht eingriff, wurde der Sturm auf Nuits sofort unternommen. Unter dem Schutze der Artillerie bemächtigte man sich in kurzer Zeit des Eingangs zur Stadt. Im Orte selbst entspann sich ein erbitterter Kampf, Straßen und Weinberge trugen blutige Merkmale dieses heißen Ringens; in Nuits war fast jedes Haus ein Spital geworden, und erst am Abend wichen die Franzosen aus der Stadt. Nur die auf den südlich gelegenen steilen Höhen sicher stehende feindliche Artillerie setzte den Kampf mit der deutschen noch fort, um dann unter dem Schutze der Nacht ebenfalls den Rückzug anzutreten. Die Verluste der Badener betragen 25 Offiziere und

893 Mann, jene des Feindes 1050 und 650 Gefangene. Munitionsvorräte, Ausrüstungsstücke, Gewehre usw. wurden in Menge erbeutet.

Da eine dauernde Besetzung von Nuits nicht in der Absicht des Generals von Werder lag, so ließ er, nachdem er sich vom Rückzuge des Feindes überzeugt, am Nachmittag des 19. Dezember seine Truppen nach Dijon zurückmarschieren, um den erschöpften Soldaten die redlich verdiente Ruhe zu gewähren.

Der Tag von Nuits hatte der badischen Division in diesem Feldzuge die ersten tieferen Wunden geschlagen, und das Christfest gestaltete sich daher in vielen Familien zu einem schmerzreichen. — Nur kurze Rast sollte dem Werderschen Korps vergönnt sein. Im deutschen Hauptquartier hatte man davon Kenntnis erlangt, daß ein neuer großer Plan des Herrn Freycinet, der die Billigung des Diktators Gambetta gefunden hatte, einen Teil des Krieges nach Osten zu verlegen, mittlerweile zur Ausführung gelangt und der Abmarsch des Generals Bourbaki in östlicher Richtung erfolgt war. Außerdem sammelten sich bedeutende feindliche Streitkräfte bei Besançon.

Die Absicht des Gegners, die Festung Belfort zu entsetzen, das XIV. Korps in der Flanke zu bedrohen und die Hauptverbindungslinie nach Deutschland zu unterbrechen, trat jetzt deutlicher hervor. General von Werder erhielt deshalb Befehl, die vorgeschobenen Positionen bei Dijon und Langres aufzugeben, um jedem feindlichen Versuch, welcher Belfort gelte, energisch begegnen zu können.

Schwere Tage hatte das XIV. Armeekorps hinter sich, das neue Jahr sollte noch ernstere bringen — doch die unerschütterliche Ausdauer führte auch hier zu Sieg und neuen Ehren.

Fünfunddreißigster Abschnitt.

Das Ende der französischen Nordarmee.

Was im Anfange des Feldzugs die kaiserliche Regierung in lügenhafter Weise von unsrer Heeresleitung ausgesprengt hatte, war hinsichtlich der französischen Soldateska unter der Republik zur traurigen Wahrheit geworden: Gambetta sah sich infolge der vielen Desertionen veranlaßt, jeder seiner unbefiegbaren Armeen Gendarmerieabteilungen folgen zu lassen, die gleichzeitig als Kriegsgericht für alle Fälle feiger Flucht zusammentreten sollten.

Es stand in der That schlimmer um die französische Nation! Trotz der mißlichsten Erfahrungen und ungeachtet der mehr oder minder hervortretenden Entmutigung, trieben Verblendung und Fanatismus die Massen immer aufs neue zu den Waffen; gerieten dann diese Leute in deutsche Gefangenschaft, so beklagten sie allerdings ihre Torheit und weinten bitterlich um ihre zurückgelassenen armen Familien — und dennoch — gelang es ihnen, der Gefangenschaft zu entinnen, so griffen sie neuerdings zur Wehr, wenn auch ohne jegliche Aussicht auf Erfolg.

Es war eben ein Krieg, der, bis aufs Messer geführt, nur mit der gänzlichen Niederlage des Feindes zu Ende gebracht werden konnte!

Dies macht es erklärlich, daß es Gambetta gelang, noch eine Zeitlang neue Armeen aus der Erde zu stampfen; willig folgte die Landbevölkerung seinen Machtgeboten, denn die Verblendung war namentlich bei dieser sehr hoch gestiegen.

Gambetta hatte eine kräftige Stütze an dem Kommandeur der Nordarmee, dem General Faidherbe, gefunden. Dieser war ein unansehnliches Männchen mit einer Brille auf der Nase, das eher den Eindruck eines friedlichen Bürgers als eines Truppenführers machte. Er hatte sich bei verschiedenen Gelegenheiten, so als Gouverneur in den französischen Besitzungen von Afrika, am Senegal usw., als energischer und zugleich wissenschaftlich gebildeter Offizier bewährt und bereits einen Namen gemacht und zeigte sich auch in seiner neuen Stellung als ein tüchtiger Truppen-

führer und verdient neben d'Aurelle de Paladines als einer der wenigen tüchtigen Generale der Republik hervorgehoben zu werden. Faidherbe hatte bald nach der Schlappe bei Amiens (am 27. November) das Kommando über die gesamte Streitmacht im Norden Frankreichs übernommen und sich mit eiserner Energie bemüht, die Trümmer dieser Armee zu einer brauchbaren Truppe zu vereinigen und neue Kräfte heranzuziehen. Nach kurzer Zeit stand die Nordarmee zum zweitenmal kampferüstet da. Es erschien dem französischen Oberbefehlshaber als ein günstiges Vorzeichen, daß einzelne vorgeschobene Abteilungen kleine Erfolge errangen, die natürlich unendlich vergrößert der Öffentlichkeit verkündet wurden.

Mit dem Anwachsen der französischen Nordarmee wurde die Lage der von seiten des Generals von Manteuffel an der Somme zurückgelassenen Truppenabteilungen von Tag zu Tag gefährdeter; die Streifzüge der Franzosen aus ihren Festungen heraus wurden jetzt häufiger und in ausgedehnterer Weise unternommen, und selbst die von den Deutschen besetzte Festung La Fère sah sich bedroht. Alles deutete darauf hin, daß General Faidherbe bald in freiem Felde erscheinen werde. Und in der That dachte man an eine Vereinigung der Nordarmee mit den Pariser Besatzungstruppen, die zu diesem Endzwecke einen neuen Ausfall unternehmen sollten. Der letztere erfolgte zwar zur bestimmten Zeit, aber Faidherbe blieb ebenso unsichtbar, wie seinerzeit Aurelle vor Paris — der Plan scheiterte wiederum an der Wachsamkeit der deutschen Heerführer. Faidherbe hatte die durch das Vorrücken der ersten Armee nach Rouen entstandene Lücke benutzen und auf der Linie Amiens-Laon den Vorstoß gegen Paris ausführen wollen. Kaum aber war diese Absicht erkennbar hervorgetreten, als sofort von dem deutschen Belagerungsheer vor Paris Streitkräfte über Soissons den feindlichen Vortruppen entgegerückten, während der größte Teil der ersten Armee sich wieder eilig auf Amiens zuwandte. Von hier aus wollte man den Franzosen ein „Halt!“ entgegen donnern.

Am 23. Dezember fand drei Stunden nordöstlich von Amiens, an beiden Ufern des dort in die Somme mündenden Flüsschens Hallue, der Zusammenstoß statt. Die zahlreiche Artillerie des Gegners, der nach seiner eignen Angabe 50000 Mann stark war, hatte auf einer ziemlich eine halbe Stunde langen Gebirgskette hinter Verschanzungen Stellung genommen, während die Infanterie, durch Schützengräben gedeckt, sich von der Höhe bis in das wasserreiche Tal hinzog. General von Manteuffel begann trotzdem 11 Uhr vormittags den Angriff, und zwar mit der 15. Division, die in zwei Kolonnen gegen die Dörfer Passy, Daours, Querrieur und Pont Royelles vorging. Alle diese Dörfer waren vom Feinde, namentlich von Jägern und Marinesoldaten, stark besetzt. Als die preußische

Infanterie sich bis auf einige hundert Schritte genähert hatte, zischten und sausten Chassepotkugeln und Granaten über ihre Köpfe hinweg. Nachdem hierauf die preußischen Batterien vorgearbeitet hatten, schritt das rheinische Korps unerschrocken zum Sturm auf die besetzten Ortschaften vor. Namentlich in Daours wogte ein heißer Kampf, der nur durch das Eingreifen herangezogener Verstärkungen sich schließlich zugunsten der Deutschen gestalten ließ.



General Louis Léon César Faidherbe.

Hinter Mauern, Stuben- und Dachfenstern empfing der Feind die Eindringlinge mit einem furchtbaren Kreuzfeuer; selbst der eine der beiden Dorfkirchtürme spie Feuer, da sich auf ihm Marineinfanterie postiert hatte. Sieben Stunden wälzte sich das erbitterte Ringen in den nach allen Richtungen laufenden Dorfgassen, die durch ihre Hausvorsprünge und mannigfachen Biegungen dem Verteidiger große Vorteile boten. Haus um Haus mußte gestürmt werden. Auch bei dem Dorfe Pont Moyelles leistete der Feind hartnäckige Gegenwehr. Der Ort wurde zwar genommen, aber es gelang nicht, die Franzosen von einer dicht vorliegenden bewaldeten Anhöhe zu vertreiben, von wo aus Pont Moyelles fortwährend bedroht war. Vergeblich hatte unterdessen auf dem linken Flügel die 16. Division den Gegner zu umfassen und zu verdrängen gesucht; auch hier erwies sich die

Stellung der Franzosen zu stark. So war das VIII. Korps zwar bei Einbruch der Dunkelheit in den Besitz der im Halluetal liegenden Ortschaften gelangt, aber dicht vor ihm stand auf verschanztem Höhenzuge unerschütterter der Gegner. Von hier aus machte General Faidherbe noch am Spätabend einen letzten Versuch, die Deutschen aus den eroberten Dörfern zu vertreiben. In drei Abteilungen drang die feindliche Hauptmacht in geschlossenen Kolonnen vor, den Stoß namentlich gegen Pont Royelles führend. Wirklich gelang es dem Feinde, den Eingang des Dorfes zu gewinnen. Mann gegen Mann, Brust gegen Brust rangen die erbitterten Gegner; bald gelang es den Franzosen, in ein Haus einzudringen, bald nachher setzten sich wiederum die Preußen darin fest. Endlich wurde der Feind aber auch hier zur Flucht genötigt.

Das Feuer der Geschütze dauerte bis zum Anbruch der Nacht fort. Grausig war die schneebedeckte Fläche weithin erleuchtet durch hoch auflodernde Feuersäulen, die aus den von den Franzosen in Brand geschossenen Dörfern zum Himmel emporstiegen. Gewehr im Arm lagen Franzosen und Preußen bei einer Kälte von 12—14 Grad in nächster Nähe einander gegenüber. Aber während die Preußen die furchtbaren Leiden der eisigen Dezembernaut standhaft aushielten und am andern Morgen wieder kampfbereit dastanden, hatten die jungen Soldaten des Generals Faidherbe in ihrer ungenügenden Ausrüstung oben auf der einem scharfen Nordwinde ausgesetzten Höhe furchtbar gelitten. Ihr Oberbefehlshaber mußte sie daher wieder in den Festungsbereich zurückführen. Dieser Rückzug wurde, begünstigt durch die Terrainverhältnisse und durch mehrere wirksame Vorstöße, so geschickt ausgeführt, daß er erst am 24. abends von den Deutschen bemerkt und am folgenden Tage festgestellt wurde.

Während in der fernen deutschen Heimat am ersten Weihnachtsfeiertage glückliche Kinder die Gabentische umstanden, verfolgten im Norden Frankreichs deutsche Krieger die wenn auch nicht aufgelöste, doch flüchtige Nordarmee bis weit über Amiens hinaus; während in allen deutschen Kirchen feierlicher Gottesdienst stattfand und dabei auch der ruhmreichen deutschen Armee gedacht ward, lagen die Gotteshäuser der in der Schlacht an der Hallue zerstörten Dörfer einsam und ihres heiligen Friedens beraubt da. Kein Priester nahte sich dort dem Altar, kein frommes Lied ertönte, keine andächtige Gemeinde war versammelt. In der Kirche von Daours lagen und kauerten gefangene Franzosen und Verwundete auf Stroh; in ihren Gesichtszügen spiegelte sich bange Furcht. Scheu wandten sie sich an ihre Wächter, die preußischen Soldaten, und jubelten, wenn der eine oder der andre ihre Muttersprache verstand; den „bon camarade“ ließen sie dann so leicht nicht wieder los, er mußte mit ihnen eine Friedenszigarre rauchen und ihnen erzählen von „die kalte deutsche Land“.

Daß der rührige Faidherbe wie an dem General von Manteuffel, dem bisherigen Oberbefehlshaber der im Norden Frankreichs kämpfenden deutschen Streitmacht, so auch an dessen Nachfolger General von Goeben den rechten Gegner gefunden, das zeigte bald ein abermaliger Vorstoß, den der französische Führer am 2. Januar in nordöstlicher Richtung auf Amiens gegen Bapaume versuchte. Der Feind wollte die an der Somme gelegene und von der ersten Armee belagerte Festung Peronne befreien und rückte zu diesem Zwecke in zwei Kolonnen gegen Bapaume und Bucquoy, wo Teile der ersten Armee zur Deckung der Belagerung standen, wurde aber von den tapferen Rheinländern entschieden abgewiesen. Am nächsten Morgen hatte General von Goeben alle verfügbaren Kräfte in und bei Bapaume versammelt, einem von mittelalterlichen Mauern umgebenen Städtchen, auf einer Anhöhe liegend und von einem alten Schloß als Zitadelle gekrönt. Gegen 9 Uhr erfolgte von seiten der Franzosen ein allgemeiner, lebhafter Angriff, der sich anfangs hauptsächlich gegen das von zwei Regimentern der 15. Division besetzte Dorf Grévillers und gegen Bapaume richtete. Den anstürmenden Franzmännern wurde ein gut gezieltes Schnellfeuer und gleichzeitig von der preußischen Artillerie, die auf der nach Arras führenden Straße aufgefahren war, ein dichter Granathagel entgegengesandt. Der Kampf wurde mit großer Erbitterung auf beiden Seiten geführt; auch die Artillerie des Gegners griff eifrig ein, und bald hüllten Feuer- und Rauchsäulen das kleine Bapaume ein. Die feindliche Übermacht war geradezu überwältigend; glücklicherweise wurden die Deutschen noch rechtzeitig durch drei Bataillone, drei Kavallerieregimenter und drei Batterien verstärkt, die Prinz Albrecht auf dem rechten Flügel heranzuführte, und gegen 6 Uhr abends gelang es denn auch, die Franzosen aus der Vorstadt, in der sie sich festgesetzt, wieder hinauszu drängen.

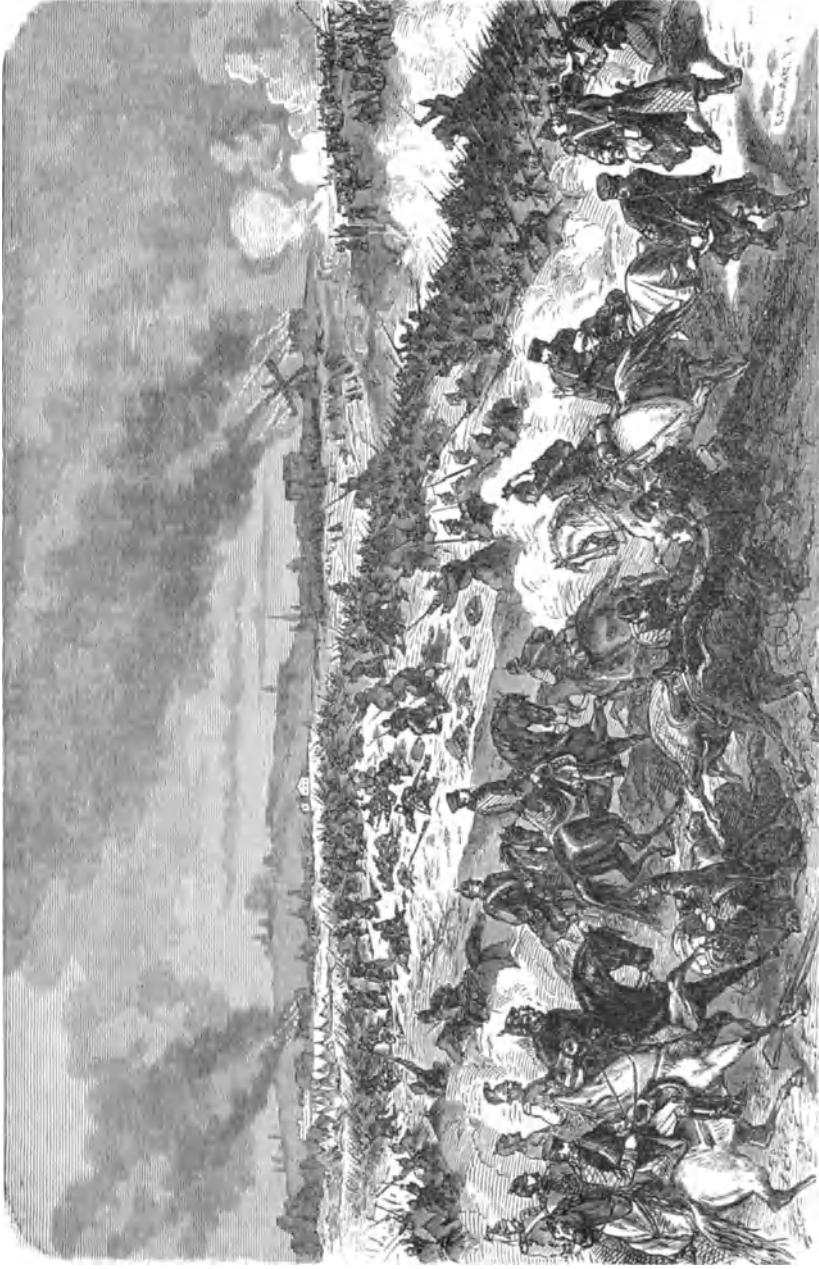
Der Kampf auf dem linken deutschen Flügel war nicht minder blutig gewesen. Der Feind ging gegen 11 Uhr vormittags gegen die in einer Linie liegenden Dörfer Lilloy, Vigny und le Barque vor. Als man die Absicht des Gegners, die deutsche linke Flanke zu umgehen, durchschaute, wurden sofort Verstärkungen an Infanterie und Kavallerie herangezogen, welche die sich zum Kampfe formierenden großen feindlichen Massen in einer Entfernung von 600 Schritt mit einem wirksamen Schnellfeuer überschütteten. Eine Stunde lang wogte ein heftiges Schützengefecht hin und her und nahm an Stärke zu, als auch die beiderseitige Artillerie in den Kampf eintrat. Dem Feinde gelang es nicht, gegen die von preussischem Fußvolk besetzten Ortschaften einzudringen, deshalb verstärkte er seine Schützenschwärme und versuchte in der dritten Nachmittagsstunde einen Einzelstoß auf Lilloy. Allein auch diesmal prallte der heftige An-

sturm an der Zähigkeit der Preußen ab, und die Franzosen mußten unter namhaften Verlusten weichen. Die Zündnadelgewehre erhitzten sich bei dieser Gelegenheit infolge der unausgesehten Verwendung derart, daß sie mit Schnee abgekühlt werden mußten.

Der Feind fuhr fort, mit Granaten und Schrapnells die Häuser und Straßen des Dorfes zu überschütten, und ging hierauf gegen $\frac{1}{2}$ 4 Uhr nochmals gegen Tilloy und Ligny vor. Diesmal gelang ihm der Sturm besser, und er bahnte sich den Eingang in das erstgenannte Dorf. Bald sammelte sich eine solche Übermacht in den Dorfgassen, daß die Besatzung den Rückzug antreten mußte. Aber kaum war dieser bewerkstelligt, als auch schon deutsche Granaten in das Dorf sausten und mehrere Häuser in Brand steckten. Die Franzosen sahen sich dadurch auch ihrerseits genötigt, den Ort wieder aufzugeben.

Als sie sich nun gegen Ligny wandten, fanden sie dort alle Ausgänge durch zwei Bataillone trefflich verbarrikadiert, so daß sie keinen Fuß breit Terrain zu gewinnen vermochten, selbst nicht, als preußische Artillerie, in dem Glauben, es sei auch dieses Dorf, wie kurz vorher Tilloy, von dem Gegner besetzt worden, Granaten darauf abfeuerte und manchen braven Kameraden verwundete. Trotz allen Heldennutes hätte indessen der glückliche Ausgang des Treffens für die Deutschen sehr in Frage gestanden, wenn nicht zum Glück für unsre Waffen rechtzeitig noch etwas Hilfe erschienen wäre. Im Augenblicke der äußersten Not traf die Kavalleriedivision des Grafen von der Groeben, von reitender Artillerie begleitet, ein und fiel den Franzosen in die Flanke. Die Geschütze begannen alsbald ein feurig Wörtchen mitzureden und brachten die feindlichen Reihen bald ins Wanken. Die dadurch entstandene Unordnung benutzend, drangen nun auch die in und bei Ligny stehenden Bataillone vor und warfen den Feind zurück; gleichzeitig griffen die drei Reservebataillone ein, die von Saily herangerückt waren. Noch war die Nacht nicht völlig hereingebrochen, als die Franzosen sich genötigt sahen, die ganze eingenommene Linie preiszugeben. — Ein schweres Stück Arbeit lag hinter den Siegern, denn 30 000 Franzosen hatten 10 000 Preußen gegenüber gestanden. Die Festung Peronne fiel nun am 10. Januar in die Hände der Deutschen.

Noch einmal setzte Faidherbe alle Hebel in Bewegung, den Neujahrstraum Gambettas zur Wirklichkeit zu machen. Die Nordarmee wurde abermals verstärkt, namentlich durch Heranziehung neuer Marinetruppen. Am 14. Januar verließ eine bedeutende Truppenmacht das schützende Festungsviereck und gedachte um den rechten Flügel der ersten Armee der Deutschen herum auf Paris vorzudringen. Bei letzterer hatte inzwischen der schon angedeutete Wechsel im Oberkommando stattgefunden. General von Manteuffel war als Oberbefehlshaber nach dem Kriegsschauplatz



General von Goben bei St. Quentin.

im Osten abgegangen und General von Goeben an seine Stelle getreten. Man hatte ihm zur Verstärkung der Nordarmee außer zwei Garderekavallerieregimentern auch die sächsische Kavalleriedivision unter dem Grafen Lippe, bei der sich zwei Batterien und drei Bataillone befanden, zur Verfügung gestellt, so daß er im ganzen etwa 32000 Mann zur Hand hatte, während der Gegner über 40000 Mann stark war. Faidherbe hatte sich zunächst wieder in der Richtung auf Bapaume vorbewegt und auch durch Zeitungsnachrichten die Deutschen glauben machen wollen, sein Angriff richte sich auf Amiens; doch wandte er sich dann am 18. plötzlich nach Osten und auf St. Quentin, um von dort aus die Richtung auf Paris einzuschlagen. Aber er sollte sich schnell überzeugen, daß der Gegner sich nicht überraschen ließ. Am Mittag des 18. Januar stießen seine Vortruppen mit einer Brigade der 15. Division zusammen, die ihnen das Dorf Tertry entriß. Das Gefecht nahm unversehens an Ausdehnung zu, da auch Teile der 3. Kavalleriedivision eingriffen und das Dorf Poeuilly erstürmten. Die französische Kolonne zog sich wieder auf St. Quentin zurück, büßte aber 500 Gefangene und ein Geschütz ein. Der Morgen des folgenden Tags sah die erste Armee in voller Angriffsbewegung.

Die 16. Division griff den Feind, der die südwärts von St. Quentin sich erhebenden Höhenabschnitte besetzt hatte, zwischen den Dörfern Grugis und Neuville entschlossen an. Die Franzosen leisteten, durch ihre vortreffliche Position unterstützt, hartnäckigen Widerstand und brachten den Preußen, die eine Strecke weit auf offenem Felde vorgehen mußten, empfindliche Verluste bei. Doch das Kriegsglück wandte das Blatt bei weiterem Vorgehen völlig zugunsten der Deutschen, denen schließlich die Franzmänner ihre Stellungen überlassen mußten. Während dies auf dem rechten Flügel vor sich ging, war auch die Division des I. Armeekorps dem Gegner hart zu Leibe gegangen und hatte ihn aus Holnon geworfen. Auch die 15. Division befand sich von Westen her in siegreichem Vorschreiten, als plötzlich gegen 3 Uhr nachmittags ein neuer Feind von einer andern Seite her auftauchte. Bei Gricourt bedrohten 8000 Mann Mobilgarden die linke Flanke der Deutschen. Zum Glück erschienen noch zeitig genug Reserven und setzten dem Vorschreiten der feindlichen Verstärkungen ein Ziel. Nun wurde der Gegner aus einer Stellung nach der andern gedrängt und auf seiner ganzen Linie zum Wanken gebracht. Auf allen Seiten ging's im Sturmschritt vor, immer weiter zurück wich der Feind, bis er auf einem ihn begünstigenden Höhenzuge dicht vor St. Quentin sich von neuem sammelte. Noch einmal fuhr hier die französische Artillerie auf und suchte das Gefecht zum Stehen zu bringen; als jedoch sieben preussische Batterien, die ihr gegenüber

Stellung nahmen, gar kräftig dreindonnerten, brach der aufgeflackerte Mut des Gegners zusammen und der Rückzug ging weiter vor sich. Während Faidherbes Armee eiligst in St. Quentin einmarschierte, besetzten die deutschen Truppen die verlassenen Höhen. Unten im Tale lag die Stadt mit ihrer herrlichen Kathedrale. „Hurra!“ erscholl es in kräftigem Chor, und bald erklang es inmitten des gegen St. Quentin eröffneten Feuers: „Zuchheirassassa! und die Deutschen sind da, die Deutschen sind lustig, sie rufen Hurra!“

Der Feind hielt es für ratsam, sich nach und nach aus der Vorstadt zurückzuziehen; es schlug gerade 6 Uhr, als das rheinische Jägerbataillon sie besetzte. Den immer dichter von allen Seiten andringenden deutschen Kolonnen gegenüber versuchten die Franzmänner nochmals ihr Heil hinter den im Innern der Stadt errichteten Barrikaden; als aber die preussischen Geschütze ihre Anwesenheit verkündeten, verließ der Feind sich nicht mehr auf den Schutz dieser schwachen Bollwerke und wälzte sich, zuerst noch etwas in Ordnung, bald jedoch in größter Verwirrung und Zuchtlosigkeit, die Rückzugsstraße entlang. Die wilde Flucht verlief in der Richtung auf Cambrai, Douai und Lille. Sechs Geschütze und über 9000 unverwundete Gefangene blieben in den Händen der Sieger; der Verlust des Feindes an Toten und Verwundeten betrug gegen 3000 Mann, während die Einbuße der Deutschen sich auf 2300 Mann bezifferte.

Die Verfolgung des geschlagenen Feindes ließ sich nur unvollständig durchführen. Die Wege waren infolge eingetretenen Tauwetters bodenlos geworden, so daß die Soldaten häufig bis an die Knie in den Schlamm einsanken und gar mancher die Sohlen seiner Stiefel zurücklassen mußte. Dennoch fiel den Deutschen, namentlich der Kavallerie, noch eine größere Anzahl von Gefangenen in die Hände. Frierend, auf kaum noch gangbaren Straßen und fast versinkend im Schlamm des Erdreichs, schleppten sich die ermatteten Soldaten Faidherbes mühsam, in dumpfes Schweigen versunken, fort; nur zuweilen erhob hier und da einer den Kopf und schaute sehnsüchtig aus, ob sich denn noch immer nicht die schützenden Festungsmauern zeigen wollten. Gar mancher sank kraftlos nieder, um nicht wieder aufzustehen.

Das war das Ende jener zweiten Armee, auf die die französischen Machthaber so große Hoffnungen gesetzt hatten! General Faidherbe hatte sich als tüchtiger Heerführer bewährt, aber mit so zusammengewürfelten Truppen, wie sie die Nordarmee bildeten, hätte selbst ein noch besserer Feldherr nicht viel anzufangen vermocht.

Der Besieger der französischen Nordarmee, der tapfere Goeben, hat die glänzendste Periode seiner militärischen Laufbahn um kaum zehn Jahre überlebt. Er starb am 13. November 1880.

Sechsendreißigster Abschnitt.

Vordringen des Prinzen Friedrich Karl auf Le Mans.

Unter denen, welche die Hoffnungen der Franzosen am grausamsten zertrümmert haben, steht in erster Reihe der Prinz-Feldmarschall Friedrich Karl. Der fürstliche Feldherr hatte sowohl die Bewegungen von Bourbaki bei Bourges wie diejenigen von Chanzy an der Loire scharf im Auge behalten und den letzteren nicht wieder zu Atem, noch viel weniger zu neuen Kraftäußerungen kommen lassen.

Die empfindliche Kälte hatte etwas nachgelassen, und freundlicher Sonnenschein hatte sich als vorzeitiger Frühlingbote auf die erstarrten Landschaften gesenkt. Unter den erwärmenden Strahlen lebten die ausgefrorenen Krieger wieder sichtlich auf. Entschlossen schritten sie aufs Ziel los, und als bald darauf der Frühlingshauch sich als ein unzeitiger Aprilscherz erwies und der Winter von neuem mit Eis, Schnee, Frost und Nebel grausame Überraschungen bot, da versiegten dennoch der gute Mut und die Ausdauer der zweiten Armee nicht.

Die französische Loirearmee stand in ziemlicher Ausdehnung zwischen Loir und Huisne, einem Nebenfluß der Sarthe, gestützt auf Le Mans und das Lager von Conlie. Unter der Leitung von Chanzy wollte sie nun von neuem zum Angriff vorrücken, als Prinz Friedrich Karl dem Gegner ein gebieterisches „Halt!“ zurief. Nachdem sich gemäß der Weisung der obersten Heeresleitung die verfügbaren Teile der zweiten Armee zunächst an der Loire gesammelt hatten, rückten sie gemeinschaftlich mit den Truppen des Großherzogs von Mecklenburg von allen Seiten gegen die Loirearmee heran; in der Mitte voraus die Brandenburger, III. Korps, denen das IX. Korps sich anschloß, auf dem rechten Flügel, von Illiers aus vorrückend, der Großherzog von Mecklenburg, auf dem linken das X. Korps, von dem jedoch ein Teil samt beträchtlicher Kavallerie St. Amand, südlich von Vendome, sichern mußte, da sich auch hier stärkere feindliche Massen gezeigt hatten.

Schon am ersten Tage des Vorrückens, am 6. Januar, traten den

Spitzen der verschiedenen Kolonnen starke feindliche Abteilungen entgegen, die sich in dem der Verteidigung günstigen Gelände erst nach zähem Widerstande zurückzogen, um den Kampf in einer andern Stellung bis in die sinkende Nacht hinein fortzuführen. So ging es sieben Tage lang vom Morgen bis zum Abend, von Abschnitt zu Abschnitt kämpfend, vorwärts. Ganz außerordentlich waren die Anstrengungen, die den Truppen zugemutet werden mußten. Die Talwege waren verschneit, die Höhenwege mit Eis bedeckt. Das waldbige, durch viele kleine Wasserläufe und tief eingeschnittene Täler zerrissene Terrain gestattete weder ein Zusammenfassen größerer Truppenmassen, noch die Vereinigung einer größeren Anzahl Batterien, um der Infanterie den Weg in die Reihen des Feindes zu bahnen. An ein Divulieren war bei der kalten Witterung nicht zu denken. Hatte die Infanterie in den kurzen Wintertagen bis zum Dunkelwerden gekämpft, so hieß es in der ortsarmen Gegend noch meilenweit marschieren, um bei dürftiger Verpflegung in einer ärmlichen Hütte oder luftigen Scheune ein Nachtlager zu suchen, von dem man sich wenig gekräftigt mit dem ersten Morgengrauen erhob, um nun wieder meilenweit zu marschieren, bis sich so viel Regimenter und Brigaden zusammenfanden, um im taktischen Verbände gegen den Feind vorzugehen, der sich zwar auch nicht in besserer Lage, aber doch in vorbereiteten Stellungen befand und das Vorrücken der Deutschen ruhig abwarten konnte.

Tag für Tag glaubte General Chanzy einen Sieg erringen zu können; denn er sah, wie die Deutschen unter großen Verlusten mühsam immer nur geringe Vorteile erkämpfen konnten. Mit Sehnsucht harrete er des Augenblicks, wenn der erschöpfte Gegner nicht mehr weiter kommen und er selbst dann Herr der Lage sein würde. Allein er hatte sich einer Täuschung hingeeben — er kannte doch noch zu wenig den Feind, der ihm gegenüberstand.

Trotz aller Widerwärtigkeiten ließen die deutschen Truppen die Zuversicht nicht sinken. An eiserne Disziplin gewöhnt und unter gewissenhaft sorgenden Vorgesetzten ertrugen sie willig das unvermeidliche Ungemach. Sie wußten, es ging vorwärts, wenn auch nur langsam, und dieses Vorwärts verlieh ihnen an jedem Tage frische Kräfte. Den schwersten Stand hatten wieder die braven Brandenburger, da sich ihnen gegenüber, an der großen Straße nach Le Mans, der Feind mit seiner Hauptmacht eingenistet hatte. Prinz Friedrich Karl, der lange ihr kommandierender General gewesen war, befand sich mitten unter den Truppen, und sein Erscheinen feuerte manchen ermatteten Krieger zu neuer Anstrengung an.

Am 12. Januar waren endlich die deutschen Truppen in der Lage, zum Angriff auf General Chanzy's letzte Stellung bei Le Mans vorzu-



Prinz Friedrich Karl bei Le Mans.

gehen. Drei Korps hatte der französische Feldherr hier vereinigt, und noch am 11. dachte er nicht an weiteren Rückzug. Als aber wiederholte Meldungen seiner Unterbefehlshaber die um sich greifende Entmutigung ihrer Truppenteile bestätigten, sah Chanzy ein, daß sich mit diesen erschöpften Leuten ein fortgesetzter Widerstand kaum werde leisten lassen, und er ließ bereits in der Nacht zum 12. einen Teil seiner Streitkräfte den Rückzug aus der Stellung bei Le Mans antreten. Hartnäckig verteidigten zwar die zum Schutze der Abziehenden zurückgebliebenen Abteilungen ihre Stellungen am 12. noch eine Zeitlang, aber schließlich mußten sie vor den anstürmenden Deutschen das Feld räumen, die sich nun des wichtigen Punktes bemächtigten. Aufregung und Bestürzung herrschten dort, als die geschlagene französische Soldateska durch die Straßen eilte und in voller Auflösung nach dem Bahnhofe hindrängte. Zug um Zug, mit Mannschaften angefüllt, fuhr ab — da kündigten schnell aufeinander folgende Schüsse das Herannahen der Preußen an. Den deutschen Siegern fiel es nicht schwer, in die vor ihnen liegenden Stadtteile einzudringen. Die feindliche Gegenwehr beschränkte sich auf eine Anzahl Flintenschüsse der auch in Le Mans organisierten Blusenmänner.

Nur noch eine Anzahl Nachzügler und Versprengte der Loirearmee kamen den einrückenden Brandenburgern und Hannoveranern zu Gesicht. Der gesamte Train und zahlreiche Munitions- und Proviantwagen beeilten sich, in westlicher Richtung Rettung zu suchen. Die Führer der Kolonne befanden sich in größter Bestürzung; ein jeder wollte mit seinem Fuhrwerk womöglich seinen Vormann überholen und hieb in wilder Angst auf die sich bäumenden Pferde ein — bald bildete dies Durcheinander nur noch einen einzigen Knäuel, bis endlich die deutschen Soldaten die Verwirrung lösten und die wertvolle Beute in Sicherheit brachten.

Die Freude über diese neue Errungenschaft war bei den Siegern groß. „Ich will jern allens ertragen haben,“ sagte mehr als ein Brandenburger, „denn Lehmann (Le Mans) ist es wert.“

Und in der Tat war die Bedeutung der Stadt als Kreuzungspunkt der Eisenbahn für die deutsche Heere im westlichen Frankreich keine geringe. Durch den Verlust von Le Mans war der Loirearmee die Möglichkeit einer raschen Neubildung entzogen, dieser letzte Schlag legte jedwede Verbindung mit Tours, Bordeaux und andern wichtigen Orten lahm.

Auch diesmal hatte die deutsche Ausdauer den Sieg über die französische Selbsttäuschung und Vertrauensseligkeit davongetragen. Zu einem mächtigen Wachturm ward Le Mans für die deutschen Sieger, die die Verfolgung bis Leval und Mençon fortsetzten. Das Wetter begünstigte sie freilich keineswegs; Schneefälle, Nebel und Glatteis erschwerten das Vor-

rücken. Die Reiter mußten oft zu Fuß neben ihren Pferden hergehen und die Geschütze mühsam weitergeschoben werden.

Allein auch diese Strapazen wurden von unsern Kriegerern mit unverfiegbarer Kraft und Geduld ertragen. Dem Feinde auf den Fersen nachrückend, nahmen sie ihm außer vielen Vorräten noch gegen 20 000 Gefangene ab. Das etwa 22 km nordwestlich von Le Mans errichtete Lager von Conlie wurde am 14. Januar ohne Gefecht besetzt. Die 48 bis 50 000 Mann, welche die Besatzung gebildet, hatten sich nach allen Richtungen zerstreut und eine Menge von Proviant, Waffen und Munition zurückgelassen.

Begreiflicherweise hatten sich deutscherseits alle diese glänzenden und einer ungeheuren Übermacht (Gambetta selbst bezifferte später die von ihm ausgehobenen Truppen auf 120 000 Mann) abgerungenen Erfolge nicht ohne große Opfer erkämpfen lassen; die Kämpfe vom 6. bis 12. Januar hatten 177 Offiziere und über 3000 Soldaten an Toten und Verwundeten gekostet. Allein der Siegespreis entsprach diesem schmerzlichen Verluste, denn die stärkste Feldarmee der französischen Republik hatte zu existieren aufgehört.

Siebenunddreißigster Abschnitt.

Die Vernichtung der letzten französischen Armee.

Wenn der Feldzug des „Roten Prinzen“ im Westen Frankreichs, von Orleans bis Le Mans, eine Vereinigung von Kühnheit und Schneidigkeit, kluger Zurückhaltung und Umsicht darbietet, so sucht andererseits die Besonnenheit und Ruhe, die Ausdauer und die zielbewusste Entschlossenheit, mit der ein anderer Held jener denkwürdigen Tage die deutschen Grenzmarken schirmte, ihresgleichen in der Kriegsgeschichte. Lenken wir unsre Blicke wieder dem Kriegstheater im Osten zu. Was Badens wackere Söhne unter General von Werders ruhmvoller Führung in den letzten Wochen des großen Kriegsdramas hier geleistet, wie sie, mit ihren Waffenbrüdern vereint, den geplanten Einbruch des Feindes in die deutschen Gauen verhinderten, das ist zwar gegenüber den großen, in die Augen fallenden Ereignissen bei Sedan, Straßburg, Metz und Paris in der Heimat seinerzeit weniger beachtet worden, aber es steht gleichwohl auf den ruhmreichsten Blättern der ewig denkwürdigen Geschichte des Deutsch-Französischen Krieges verzeichnet.

Der Riesenkampf der beiden großen Nationen schien bereits seinem Ende nahe, als noch einmal an der Südwestgrenze Deutschlands sich drohende Wolken auftürmten. Die Franzosen meinten durch ein Vordringen über Belfort dem Kriege noch eine für sie günstige Wendung geben zu können. General Bourbaki, der nach der Einnahme von Orleans einen Teil seiner auseinander gesprengten Truppen bei Bourges gesammelt hatte, zog noch bedeutende Verstärkungen heran und brachte anfangs Januar unter Benutzung der Eisenbahn seine Streitmacht auf nahezu 120 000 Mann. Mit dieser zahlreichen Armee drang er von der Saone aus in die Gegend von Chalons und von dort zum Entsatz Belforts vor. Sobald man im deutschen Hauptquartier zu Versailles von dieser Bewegung Kenntnis erhalten, wurde das II. und VII. Armeekorps zur Unterstützung der alles in allem nur etwa 30 000 Mann starken Streitkräfte des Generals von Werder in Marsch gesetzt.

Trotz aller Eile verging aber immerhin einige Zeit, bevor sich eine Vereinigung dieser verschiedenen, dem Oberbefehl des Generals von Mantuffel unterstellten Heerkörper bewerkstelligen ließ. Bis dahin blieb es General von Werder allein überlassen, den weit überlegenen feindlichen Heeresmassen standzuhalten. Es waren schwere, gefährvolle Tage für das kleine Korps; aber eine höhere Fügung wendete auch hier alles zur Ehre und zum Ruhme unsres Vaterlandes.

Unsrer Grenzwacht gegenüber stand eine Armee von größtenteils unzuverlässigen Mannschaften, vornehmlich junge Rekruten aus dem südlichen Frankreich, wo man alles zusammengerafft hatte, was nur eine Muskete zu tragen vermochte. Mit der Ausrüstung und Waffenübung dieser Massen, von denen höchstens ein Drittel auf den Namen Soldat Anspruch machen durfte, war es übel bestellt; von wärmenden Kleidern und schützendem festen Schuhwerk war kaum die Rede. General Bourbaki weigerte sich anfangs, das Kommando über diese unbotmäßigen Banden zu übernehmen; erst nach dringlichem Zureden gelang es Gambetta, ihn zur Annahme des Oberbefehls und zur Ausführung des am grünen Tisch von Nichtmilitärs ausgeheckten Feldzugsplanes zu bewegen.

So rückte denn Bourbaki an der Spitze dieser 120 000 Bewaffneten in das Gebiet des Juragebirges ein. Die Ungunst der Witterung, unzureichende Vorkehrungen für den Weitertransport und die Verpflegung dieser Menschenmasse — kurz Unordnung nach allen Richtungen — verzögerten den Vormarsch der Kolonnen. Gegenüber den steigenden Widerwärtigkeiten wichen die wilden Rachegefühle bald einer allgemeinen Mutlosigkeit; die Kampfeslust schwand dahin gegenüber dem Hunger und Frost, die schon während des Marsches so manchen dahinrafften.

Über Besançon ging es längs des Doubs auf beiden Flußufeln vorwärts, Belfort entgegen, während die Garibaldianer, gewärtig der Dinge, die da kommen sollten, in achtungsvoller Entfernung bei Dijon stehen blieben. Nur schwache Abteilungen des Feindes streiften gegen Vesoul, um die Bewegung des Hauptheeres zu verschleiern. General von Werder durchschaute jedoch die Absicht des Gegners und beutete die sich darbietende Gelegenheit aus, um dem in östlicher Richtung vorrückenden General Bourbaki von Norden her in die Flanke zu fallen und ihn zu einer zeitraubenden Entwicklung seiner Streitkräfte nach einer von dem Marschziele abgelegenen Seite zu zwingen. Während dieses dem Gegner bereiteten Aufenthalts sollten die deutschen Truppen die bereits seit einiger Zeit ausgesuchte Verteidigungsstellung westlich Belfort, an der Lisaine, vor den Franzosen zu erreichen suchen. Deshalb stieß am 9. Januar die eingetroffene Reservedivision Schmeling, unterstützt von der Brigade Goltz, gegen Willersherel vor, wo der Feind die Höhen auf der Südseite der

Dörfer Marat und Moimay mit Batterien und das am Ognon auf einem ziemlich hohen Hügel gelegene Städtchen mit Infanterie besetzt und sich in dem prächtigen, altertümlichen Schlosse, das den Ort krönte und Eigentum des ehemaligen napoleonischen Ministers Gramont war, zur Verteidigung eingerichtet hatte.

Hier kam es gegen 9 Uhr morgens zu einem Gefecht, das mit der Erstürmung des Schlosses und der völligen Vertreibung des Gegners aus der Stadt endete. Dabei wurden zwei Adler erbeutet und gegen



General Charles Denis Sauter Bourbaki.

500 Mann Mobilgarden gefangen genommen. Bourbaki hatte infolge dieser Vorgänge seine im Vormarsch begriffenen drei Armeekorps Halt machen lassen und entsandte nach dem bedrohten Punkte sofort Verstärkung, so daß am Nachmittag der Feind die verlorenen Stellungen von neuem angreifen konnte.

Da es nur galt, die Franzosen zu beschäftigen, so hatte man deutscherseits inzwischen nicht nur die herangerückten Verstärkungen der Brigade Goltz wieder aus Billersjexel zurückgezogen, sondern auch, die eigentliche Bestimmung im Auge behaltend, schon den Ort zum Teil aufgegeben. Namentlich befand sich kein Deutscher mehr im Schlosse, als die Franzosen wieder von ihm Besitz ergriffen. Ihr heftiges Nachdrängen ver-

anlaßte jedoch den Führer der Reservedivision zu erneutem Vorgehen, und es begann nun im Abenddunkel ein überaus erbitterter Straßenkampf, der sich bis zum Schlosse fortsetzte, das bald von deutschen und französischen Kämpfern wimmelte; im Erdgeschoß herrschten die Deutschen, in den oberen Stockwerken hatten sich die Franzosen eingemischt.

Acht Stunden, bis spät in die Nacht hinein, währte dieser Kampf, Mann gegen Mann, oft Brust an Brust, bald vom Schein des Mondes, bald von Flammensäulen der brennenden Häuser von Billersjuel beleuchtet. Ununterbrochen knatterten die Gewehre; zusammenstürzendes Gebälk vermehrte das Getöse und die Verwirrung. Über der Stadt lagerte eine durch die Feuersglut rosig angehauchte Wolke, die urplötzlich im tiefsten Purpur erglänzte, da schließlich auch Gramonts Schloß in Flammen aufging. Gegen 2 Uhr nachts zogen sich endlich die deutschen Truppen allmählich zurück.

Bourbakis Heer stand am nächsten Tage wieder vollzählig in Schlachtordnung um Billersjuel, doch als die Franzosen zum Angriff vorgehen wollten, fanden sie ihren Gegner nicht mehr — der Vogel war ausgeflogen, um sich nun zwischen Belfort und Bourbakis Armee an der Lisaine einzunisten.

Die Franzosen verloren durch das Manöver bei Billersjuel drei wertvolle Marschtage und ermöglichten es dadurch dem XIV. Korps, rechtzeitig vor Belfort anzukommen und die Belagerung der Festung zu decken. In einer sieben Stunden langen, von dem Lisainebach begrenzten Kurvenlinie, die zwei Stunden nordwestlich von Belfort bei Frahier begann und sich über Chagen, Hericourt und Montbeliard bis nach Delle, hart an der Schweizer Grenze, fortsetzte, hatte das Werdersche Korps Aufstellung genommen. Die weite Ausdehnung der Linie ließ nur an den Hauptpunkten eine stärkere Besetzung zu; diesem Übelstand gesellte sich noch eine andre Gefahr zu: der Kampf mußte zwischen zwei Feuern geführt werden, denn im Rücken konnte man jederzeit eines Ausfalls der Besatzung von Belfort gewärtig sein, während in der Front ein an Zahl mehr als dreifach überlegener Gegner heranrückte.

Der gewonnene kurze Vorsprung wurde nun dazu ausgenutzt, die gewählte Stellung zu einer möglichst festen zu machen, welchem Zweck das wellenförmige Hügelterrain sich sehr günstig zeigte. Zwischen Bethoncourt und Montbeliard standen in gedeckter Stellung fünf Festungsgeschütze und beherrschten sowohl den letzteren Ort als auch das Tal von Bethoncourt bis Bussurel; in gleicher Weise bedrohten weitere auf dem Berge Les Baraques errichtete Batterien die große Straße nach Hericourt sowie die Dörfer Hyans und Lavey; das Schloß von Montbeliard, mit Proviant und Munition für drei Wochen versehen, hatte ebenfalls

zwei Festungs- und vier Feldgeschütze erhalten; ein weiterer Batteriebau wurde in nächster Nähe Belforts, bei Chalonsvillars, in der Nacht vom 16. zum 17. Januar beendet. Auch das Städtchen Hericourt war in möglichst verteidigungsfähigen Zustand versetzt worden; seine Ausgänge waren mit Verhauen, die Steinmauern der den Ort umgebenden Gehöfte und Landhäuser mit Schießscharten versehen und eine über den Lisainebach führende steinerne Brücke in Hericourt zum Sprengen eingerichtet worden. Im ganzen standen 37 Geschütze der Belforter Belagerungsarmee zum Eingreifen bereit. Außerdem boten zahlreiche Feldgeschütze, auf geeigneten höheren Punkten postiert, der Verteidigung eine vortreffliche Stütze.

Das Zentrum der deutschen Aufstellung bildete die Division des Generals von Schmeling, und zwar hielt die Artillerie den Höhenzug zwischen



Zur Orientierung über die Kampffelder um Belfort.

Luze und Hericourt besetzt, während die Infanterie in und bei letztgenanntem Orte sowie bei Montbeliard Stellung nahm. Der rechte Flügel setzte sich aus den Truppen des Generals von der Goltz und des Generalmajors von Degenfeld zusammen, der linke Flügel bestand aus acht Bataillonen Landwehr und stand zwischen Montbeliard und Delle. Hinter der vorderen Linie befanden sich einige Reserven, und zwar für den linken Flügel sechs badische Bataillone und zwei Batterien unweit Montbeliard, für die Mitte zwei Bataillone und ebenso viele Batterien südöstlich Hericourts. Mit sechs Bataillonen, fünf Schwadronen und drei Batterien bildete General Keller die Hauptreserve bei dem Dorfe Brevillers, das, an der Straße Hericourt-Belfort gelegen, den eigentlichen Mittelpunkt der ganzen Aufstellung bildete. Das Hauptbedenken war, daß die vorhandenen Streitkräfte nicht ausreichten, die ganze Lisainelinie genügend zu besetzen; zumal der rechte Flügel war schwach zu nennen, da das Terrain nicht so viel Deckung bot.

Die Erde erglänzte im Winterkleide, stellenweise bedeckte fußhoher Schnee den Boden, ein eisiger Wind steigerte die Kälte bis auf 12 Grad. Wohl schauerten die deutschen Soldaten fröstelnd zusammen, aber ein jeder von ihnen wußte, was auf dem Spiele stand, jeder kannte die hohe Bedeutung gerade dieser deutschen Wacht. Es war ein heiliger Kampf, den das Häuflein zu bestehen und durchzuführen entschlossen war; festen Mutes erwartete es den Anprall der feindlichen Kolonnen.

General von Werder war sich des ganzen Ernstes seiner Lage wohl bewußt; stündlich konnte der Angriff des vierfach überlegenen Gegners erfolgen, die Flußläufe waren zugefroren und bildeten so keine Deckung mehr; er hatte die feindliche Festung im Rücken. Der General fühlte sich daher verpflichtet, telegraphisch dem großen Hauptquartier in Versailles Bericht von der Sachlage zu geben; er erklärte, die Deckung von Belfort beraube ihn jeder Freiheit der Bewegung und setze die Existenz seines Korps aufs Spiel, und bat dringend zu erwägen, ob Belfort ferner festgehalten werden solle. In Versailles sagte man sich, daß jeder weitere Rückzug des XIV. Korps das Aufgeben der Belagerung und den Verlust des dafür bestimmten umfangreichen Materials zur Folge habe; man erwog ferner, daß nicht abzusehen sei, wo eine solche Bewegung wieder zum Stehen zu bringen sei und daß sie die Einwirkung der in Eilmärschen heranrückenden Armee des Generals von Manteuffel nur verzögern könne. Am 15. Januar 3 Uhr nachmittags erging daher an Werder der bestimmte Befehl, die Schlacht vorwärts Belfort anzunehmen; er sollte so von der Verantwortung für einen etwaigen ungünstigen Ausgang des Kampfes und dessen Folgen entbunden werden. Noch ehe der General aber diesen Befehl erhielt, hatte er ihm bereits aus eigenem Antriebe entsprochen.

Die dunklen Massen des Feindes waren gleich einem Gewitter immer näher herangezogen. Mit dem 12. Januar begannen kleinere Vorpostengefechte, die sich immer häufiger wiederholten, bis am 15. Januar der Gegner zum Angriff schritt. Zwei französische Korps rückten gegen den linken und rechten Flügel der deutschen Aufstellung, zwei weitere Korps gegen das Zentrum an. Die hundert Geschütze und zwei Mitrailleusenbatterien der französischen Artillerie nahmen die vorderste Linie ein. Den schärfsten Stoß hatte das Zentrum auszuhalten, doch es widerstand dem Anprall. Auch Montbeliard wurde hart bedroht und die Stadt nach heftigem Kampfe am Nachmittag besetzt. Damit hatte aber auch, in dieser Richtung wenigstens, der Bourbakische Vormarsch für diesen Tag sein Ende erreicht. Gegen Hericourt feuerten fast ununterbrochen vier französische Batterien und schleuderten im Verlauf des Tages 3000 Granaten nach der Stadt, ohne ihr jedoch glücklicherweise besonderen Schaden zuzu-



Die Kämpfe Werbers an der Esfaine: Die Landwehr verteidigt den Eisenbahnbaum bei Bethoncourt.
Zeichnung von R. Königtel.

fügen. Die Verteidiger räumten den Ort nicht, und feindliche Infanteriekolonnen, die wiederholt zum Angriff gegen Hericourt vorgingen, wurden von deutschen Batterien schnell zur Umkehr genötigt.

Vom Mittag an entbrannte der Kampf auf der ganzen Linie. Die Abschnitte auf dem rechten Lisaineufer gelangten zum größten Teil in den Besitz der mit gewaltiger Übermacht anstürmenden Franzosen; im weiteren Verlauf des Nachmittags mußte die Infanterie der Goltz'schen Brigade selbst Couthenans und Luze räumen und sich auf Echenans zurückziehen. Gegen Abend versuchte der Feind, sich auch noch des Dorfes Chageny zu bemächtigen, und führte unter dem Schutze von Artillerie, die auf den Höhen von Etobon stand, einen Sturm gegen den Ort aus; allein er traf auf den entschlossensten Widerstand — weiter vorzudringen war nicht gut möglich, da alle Straßen dem verheerenden Feuer der deutschen Batterien und zumeist auch dem Schnellfeuer der Infanterie ausgesetzt waren.

Der Abend senkte sich auf die ermatteten Kämpfer nieder; nur zuweilen noch weckte eine vereinzelt Salve das Echo der Berge, und bald bedeckte finstere Nacht das Schlachtfeld, auf dem in nicht geringer Zahl Tote und Verwundete lagen. In unheimlichem Rot zeichneten sich, Zerlichtern gleich, die Fackeln der Krankenträger ab.

Unter dem Himmelszelt, bei Eis und Schnee, bivaktierten die deutschen Vorposten, und die dem Feind zunächst standen, durften nicht einmal ein Wachtfeuer anzünden, um dem Gegner keinen Zielpunkt darzubieten.

Trotz dieser furchtbaren Strapazen behielt der deutsche Humor die Oberhand, und die fröstelnden Krieger trösteten sich damit, „daß die Franzosen in ihrer notdürftigen Bekleidung sicherlich noch viel ärger frieren müßten“.

In der Frühe des anbrechenden Morgens unternahm der Feind, begünstigt durch den dichten Nebel, einen Hauptangriff gegen die Linie Bussurel-Bethoncourt, allein ohne Erfolg. Er zog Verstärkungen heran, aber auch Generalleutnant von Glümer, der an dieser Stelle befehligte, hatte befohlen, daß die badische Brigade des rechten Flügels sowie Teile der Hauptreserve den vier Landwehrbataillonen zu Hilfe eilen sollten. So prallte auch ein zweiter Angriff, den der Gegner gegen Mittag ausführte, an der Entschlossenheit unsrer Krieger ab.

„Fest stehen!“ hieß ja die Parole, und fest standen die deutschen Wehrmänner, und „Hier siegen oder sterben!“ tönte es den Franzosen entgegen, als sie um 4 Uhr nachmittags zum drittenmal zum Angriff vorgingen.

Hinter dem langgestreckten Eisenbahndamm, der an dem Dorfe Bethoncourt vorbeiführt, lagen unsre Landwehrleute und erwarteten mit

Ruhe den Feind; in ganzen Reihen wurden die im Lauffschritt Anstürmenden von den Granaten der deutschen Batterien und dem Schnellfeuer der Gewehre niedergeschmettert. Der Feind ließ sich jedoch nicht abschrecken; immer wieder versuchte er, den Eisenbahndamm zu stürmen, und schoß unverdrossen mit Mitrailleusen, Kanonen und Chassepots drein; Salve um Salve krachte — die Mitrailleusen schnarrten ihren häßlichen Ton — indes alle Mühe war vergebens.

„Fest stehen!“ war und blieb die Losung. Die deutsche Grenzwacht wich und wankte nicht. Dieser Ausdauer gegenüber gerieten die feindlichen Reihen schließlich in Verwirrung, und bald war für sie kein Halten mehr; in wilder Flucht suchte jeder Leib und Leben in Sicherheit zu bringen. Weithin war die Schneedecke des Wiesengrundes mit Flüchtigen, Verwundeten und Toten übersät. Die deutsche Artillerie hatte auch hier wieder ihre ganze Tüchtigkeit bewiesen. Ruhig setzte sie sich dem feindlichen Geschützfeuer aus, ohne es zu erwidern; sobald aber das französische Fußvolk einen Vorstoß unternahm, sandte sie den Hervorbrechenden ihre verheerenden Geschosse entgegen und erzwang den Rückzug des Feindes.

Ein kaum weniger hitziger Kampf tobte während dieser Zeit bei dem Schlosse von Montbeliard; jedoch auch an dieser Stelle ertönte es aus deutschem Munde: „Fest stehen!“ Einem französischen Parlamentär, der die kleine Besatzung zur Übergabe aufforderte und ihr mit Bombardement drohte, wurde die ruhige Antwort zuteil: „Wir erwarten den Angriff.“ Als bald entspann sich ein heftiges Feuergefecht; französische Batterien entsandten in freigebigster Weise Granaten und Schrapnells; aus Schießscharten, mit denen der Gegner während der verfloffenen Nacht die dem Schloß zunächst gelegenen Häuser versehen hatte, wurde ein starkes Gewehrfeuer unterhalten, und selbst Ortsbewohner nahmen daran teil. Aber der Gegner erreichte trotz all seiner Anstrengungen nichts und zog bald seine Feuereschlünde zurück.

Glücklicher war für die Franzosen am Nachmittag desselben Tages ein Massenvorstoß ausgefallen, der dem rechten Flügel galt. Bourbaki hatte es dabei hauptsächlich auf eine Umgehung abgesehen und deshalb gegen das nur schwach besetzte Chenebier 32 Geschütze und bedeutende Infanteriemassen vorgeschoben. Gegen eine solche Macht vermochte sich die zweite badische Brigade nicht zu halten; sie räumte Chenebier und Echevanne, ja sogar, wenn auch nur vorübergehend, Frahier, und zog sich fechtend auf Challonvillars zurück. Durch seinen Erfolg kühn gemacht, drang der Feind in großen Massen auf Frahier vor; allein auf der nach Belfort führenden Chaussée wurde der Gegner durch das wirksame Feuer einer Batterie schwerer Geschütze gezwungen, von weiterem Vordringen abzusehen. Nur unter Verlusten vermochte er sich zurückzuziehen; ja er

wagte selbst gegen Abend nicht, nachdem die Batterie abgefahren war, das von den Deutschen geräumte Frahier zu besetzen.

Gleichwohl waren es für unsre braven Truppen bange Stunden gewesen, Stunden äußerster Gefahr und Besorgnis, zumal da in jedem Augenblick ein Ausfall der Besatzung des nahen Belfort zu befürchten stand.

Wiederum schwieg das Feuer auf beiden Seiten, und die einbrechende Nacht kündigte das Ende des zweiten Schlachttages an. Müde und abgemattet sanken hüben wie drüben die Kämpfer auf das kalte Schneelager; allein fester Mannesmut erwärmte die Herzen unsrer Helden, und die Losung blieb: „Aushalten! Feststehen! Hier sterben oder siegen!“

Da nach dem Verluste von Chenebier ein rasch und energisch ausgeführter weiterer Vorstoß des Feindes diesen leicht bis dicht an Belfort heranbringen konnte, so erhielt die Hauptreserve unter General Keller Befehl, noch während der Nacht gegen Chenebier vorzugehen. Als die Brigade ihren Marsch antrat, hörte sie plötzlich in westlicher Richtung Gewehr- und Geschützfeuer. Es kam von der Besatzung Hericourts her. Der Gegner hatte gegen das Städtchen abermals stärkere Abteilungen vorgeschickt, die in zwei getrennten Kolonnen den Platz gleichzeitig von der nach Montbeliard führenden Straße und von dem Dorfe Lavey aus angriffen. Allein auch dieser Versuch scheiterte an der Standhaftigkeit und Wachsamkeit der Deutschen.

Schlechte Wege und Glatteis erschwerten den nächtlichen Vormarsch der Kellerschen Truppen ungemein, und es war bereits $\frac{1}{2}$ Uhr morgens, als sie an Ort und Stelle anlangten. Ein kräftiges Hurra durchbrauste die kalte Winterluft, und das Echo der Höhen gab es schallend zurück. Einzelne feindliche Abteilungen, die Widerstand leisteten, wurden niedergemacht. Aber der Schall der Schüsse alarmierte die Haupttruppe, eilig heranmarschierende Bataillone erweiterten die Kampflinie, die Zahl der Feinde wuchs mit jeder Minute, so daß das bereits eroberte Chenebier deutscherseits zum zweitenmal wieder geräumt werden mußte. Dennoch führte die badische Brigade 400 Gefangene und die erbeutete feindliche Bagage mit sich fort.

Der Tag dämmerte und ein feiner Regen rieselte nieder. Es sollte der letzte Schlachttag sein. Noch galt es, die schwersten Stunden zu überstehen.

Der Kolonne des Generals Keller stand nun der gesamte französische linke Flügel gegenüber, dessen wuchtige Angriffsstöße bis zum Nachmittag auszuhalten waren; da erst erschien die heiß ersehnte Hilfe. Die volle Bedeutung der Parole: „Fest stehen!“ empfand jetzt das wackere

Häuflein im wahrsten Sinne des Wortes. Abteilungen von der Goltz'schen Brigade rückten von Chagey heran, die Mehrzahl der zweiten badischen Brigade, der es gelungen war, Frahier und Echevanne wiederzuerobern, setzte sich von dem letzteren Orte aus in Bewegung, und auch von dem Belforter Belagerungskorps langten Hilfstruppen an. Noch einmal entspann sich ein blutiger Kampf, an dem die beiderseitige Artillerie tätigen Anteil nahm. Vier deutsche Batterien behaupteten in Frahier die wieder errungene Stellung, während eine auf der Höhe unweit von Chenebier aufgefahrene französische Batterie bald wieder umkehren mußte; nicht besser erging es der Infanterie des Gegners, die von Chenebier gegen Frahier durch das sich dort öffnende breite Thal vorzudringen versuchte. Dieses wird zu beiden Seiten vom dichten Wald begrenzt; die Franzosen besetzten denselben und gingen unter dieser Deckung auf Frahier los, allein auf der Hälfte des Weges stießen sie mit badischer Infanterie zusammen, wobei es zu einem hitzigen Bajonettkampf kam, der bis zur Dämmerung unter wechselndem Erfolge fortgeführt ward und erst mit Eintreten der Nacht aufhörte.

Der 18. Januar war angebrochen; in dem feindlichen Lager machte sich eine auffallende Regsamkeit bemerkbar. Die Absicht des Gegners trat immer deutlicher zutage; es bestätigte sich, was man im Werderschen Korps bisher kaum für möglich gehalten: Bourbaki begann seinen Rückzug! Das schwere, große Werk war also doch gelungen, der Durchbruch der Franzosen vereitelt worden. Unter dem Schutze ihrer Batterien, während einer heftigen Kanonade gegen das deutsche Zentrum und den linken Flügel, der am Mittag sogar noch Vorstöße gegen Bussurel-Bethoncourt und Audincourt folgten, trat die französische Starmee ihren Abmarsch an.

Gegen 2 Uhr nachmittags erdröhnte der letzte Kanonenschuß des Feindes. Es war, als ob das Echo der Berge den Schall weiter forttragen wollte, bis nach dem fernen Versailles hin, in dessen stolzem Königspalast an demselben Tage zur nämlichen Stunde Deutschlands Schirmherr als Kaiser ausgerufen ward. War es Zufall oder Schickung, daß in dieser weltgeschichtlichen Stunde gerade die Söhne der Grenzmark des wiedererstandenen Deutschen Reiches am Fuße der Vogesen dem alten Erbfeind ein siegreiches: „Bis hierher und nicht weiter!“ zuriefen?

Die Fühlung mit dem abziehenden Feinde wurde nicht unterbrochen: vom 19. Januar ab schickte sich das kleine Werdersche Korps zur Befolgung des Bourbakischen Heeres an. General von Werder hatte den erschöpften Mannschaften einen Tag Ruhe gönnen und sich überzeugen wollen, ob der Rückzug Bourbakis nicht bloß ein scheinbarer sei. Nun wurde es jedoch zweifellos, daß der Feind seinen Plan, an dessen Gelingen so große Erwartungen geknüpft worden waren, aufgegeben hatte, und

daß der Mut seiner letzten Feldarmee an den Granitkolonnen des XIV. Korps zerschellt war.

Vergebens war an dem Ufer der Lysaine das letzte Ringen der opfermutigen Jugend Frankreichs gewesen. Die begeistertste Liebe zum Vaterlande reichte nicht hin, das schon Verlorene zu retten: Gambettas Nachwort hatte diese wenn auch tapferen, doch kriegsungeübten Scharen nicht zu einer felbtüchtigen Streitmacht umschaffen können. Ihnen fehlte eines — und dieses eine war eben alles — die straffe Organisation, die der Kraft des einzelnen den richtigen Platz anweist und sie mit andern Kräften zu einem Ganzen verbindet, dessen Gesamtwirkung die Summe der Einzelkräfte so sehr überwiegt, wie die mechanische Gewalt der Lawine der des Schneefalls überlegen ist.

Die Straßen und Felder fanden die nachrückenden Deutschen mit weggeworfenen Ausrüstungsgegenständen, mit Blutlachen und Franzosenleichen bedeckt; die Mehrzahl der Dörfer verlassen, einzelne aber auch mit französischen Verwundeten überfüllt. Ohne Hilfe lagen die Opfer französischer Selbsttäuschung da, ohne Verband, auf elendem Stroh, nicht selten von ihren eignen Landsleuten verlassen. An diesen Unglücklichen bewährte sich das deutsche Samaritertum. Eine große Anzahl Gefangener fiel in die Hände des Werderschen Korps; bei einem kleinen Gefecht, in das der davonziehende Feind am 20. Januar in der Nähe von Willersjérel verwickelt ward, blieben allein 700 Gefangene und 11 Geschütze in deutschem Besitz.

Der Verlust des XIV. Korps während der dreitägigen Schlacht war, der Größe des Erfolgs entsprechend, nicht unbedeutend und erreichte die Höhe von etwa 1200 Mann; die Einbuße des Feindes bezifferte sich auf 4000 bis 5000 Mann. Schwere Stunden, unsäglich Anstrengungen und Strapazen waren mit preiswürdiger Ausdauer überstanden worden. Galt es doch, nicht nur den Feind zu bezwingen und gegen die winterlichen Gewalten anzukämpfen, sondern auch einen dritten mächtigen Gegner, den Hunger, niederzuhalten. Ein Stück gefrorenes Brot und ein Schluck aus der Feldflasche, das war alles, was unsre Grenzwehr während dreier Tage über die Lippen brachte; allein das erhebende Bewußtsein, die letzte Armee Frankreichs durch den zähesten Widerstand bezwungen zu haben, ließ diese Braven alles erdulden und verschmerzen.

Kaiser Wilhelm ehrte den unerschütterlichen Oberbefehlshaber der Grenzwehr, General von Werder, und dessen Ruhmesgefährten durch nachfolgendes Telegramm, welches in der Nacht des 20. Januar im Hauptquartier anlangte:

„Ihre heldenmütige dreitägige siegreiche Verteidigung Ihrer Position, eine belagerte Festung im Rücken, ist eine der größten Waffentaten aller

Seien! Ich spreche Ihnen Meinen königlichen Dank, Meine höchste Anerkennung aus und verleihe Ihnen das Großkreuz des Roten Adlerordens mit Schwertern als Beweis dieser Anerkennung.

Ihr dankbarer König Wilhelm.“

In ganz Deutschland hallte die Nachricht von der treuen Ausdauer des Werderschen Korps wider. Unendlicher Jubel brauste dahin über alle Gaue, ganz besonders aber jauchzte das zum zweitenmal in diesem Feldzuge von schweren Besorgnissen befreite Badener Land dem wackeren Schützer enthusiastisch zu, und sein Name erlangte mit einem Schlage eine Volkstümlichkeit, die nahe an jene Blüchers streifte.

Tausende von Händen falteten sich in stillem, heißem Dankgebet zu dem guten Geiste, der unsre Helden in diesem schweren Kriege so wunderbar geführt.

Achtunddreißigster Abschnitt.

Einmarsch in Paris.

Der fernige Ausruf deutscher Unteroffiziere: „Bomben und Granaten!“ galt seit dem Neujahrsorgen des Jahres 1871 als Tageslosung für Paris; aber nicht die Baßstimme irgendeines graubärtigen Sergeanten war es, die das militärische Kraftwort der stolzen Seinestadt entgegenschleuderte, sondern der eherne Mund deutscher Geschütze. Die Beschießung hatte begonnen.

Dieses von deutscher Seite längst und mit Umsicht vorbereitete Schreckmittel war nun in Szene gesetzt worden, um den Trotz der „Weltseele“ zu brechen. Seine Wirkung steigerte das Elend, das durch Not und Entbehrungen in der abgesperrten Miesenfestung fast schon unerträglich geworden war. Die verwöhnte Bevölkerung der Hauptstadt mußte sich schließlich vor der alles überwältigenden Kraft des verhassten Feindes beugen. Die Pariser hatten während einer mehrmonatlichen Belagerung, wie man zugestehen muß, mit Ausdauer alle Übergänge von Kampfbereitschaft bis zu kampfwütigem Übermut, von allmählich sinkender Hoffnung bis zur völligen Ohnmacht durchwandelt. Anfangs hatte das leichtlebige Volk von Paris noch fest an die Unererschöpflichkeit der vorhandenen Massenvorräte und an einen Entsatz von außen geglaubt; denn Marschall Bazaine, der damals noch Metz hielt, hatte ja, wie sehr auch ein Gerücht dem andern widersprach, neue Siege erfochten. Er mußte nun herankommen, wie sein vielgerühmter „Plan“ es in Aussicht stellte. Auch wußte man, daß sich überall in den Provinzen neue Volksheere bildeten, um den Feind zu vernichten, der es gewagt hatte, sich dem heiligen Bororte aller Völker Europas zu nahen.

So schien in der ersten Zeit während der Einschließung das Leben in Paris ziemlich das alte, wenn auch Handel und Verkehr im großen stockte, alle geschäftlichen Zahlungsverpflichtungen sogar durch ausdrückliche Gesetzesakte hinausgeschoben wurden. Lebensmittel hatte man noch in Fülle, und die Nationalgarden verstanden es, auf den Wällen es sich

bequem zu machen. „Man fühlt sich,“ schrieb damals ein Beteiligter, „bereits so heimisch auf seiner Bastion, wie ehemals in seinem Café. Jedes Bataillon bildet eine große Familie, die ihren gemeinsamen Haushalt führt. Früh 6 Uhr gibt es schwarzen Kaffee mit Brantwein; Frühstück und Mittagessen, noch nicht einen Frank für den Mann kostend, werden in der Bataillonsküche zubereitet. In den ersten Tagen fühlte man sich von dem Dienste auf den Wällen angegriffen; jetzt hat man sich daran gewöhnt und befindet sich wohl und munter dabei.“

Um nicht ganz von der Welt und dem übrigen Frankreich abgeschlossen zu sein, hatte man eine förmliche Luftpost eingerichtet mit Hilfe von Luftballons und Briestauben. Außerdem sorgten in Paris die derzeitigen Machthaber dafür, durch überschwengliche Berichte, die von den Erfolgen der Provinzialheere sprachen, das Volk in dauernder Siegeshoffnung zu erhalten. Es kam hinzu, daß man die Preußen nun schon lange vor den Forts lagern sah, ohne daß sie, wie es schien, gewagt hätten, ernstlich anzugreifen; sie erwiderten nicht einmal das eifrig fortgesetzte Feuern aus den Forts. Gewiß litten sie Mangel an allem und besaßen kaum Mittel genug, um sich in ihren weit ausgedehnten Lagern vor Paris gegen die Not und gegen die aufgestandene Volkswehr der Provinzen zu halten. Von Zeit zu Zeit wurden auch zur Abwechslung geradezu alberne Nachrichten in Paris verbreitet. Bald sollte König Wilhelm oder der Kronprinz gestorben, Moltke gefallen oder Prinz Friedrich Karl bei Metz gefangen worden sein. Stellten sich dann später dergleichen Gerüchte als müßige oder gar böswillige Erfindungen heraus, so hatten sie doch vorher ein augenblickliches Behagen erregt; man lachte hinterher über die Täuschung, glaubte jedoch ebenso bereitwillig die nächste Lüge. Einer so leichtgläubigen Bevölkerung fiel es weniger schwer, sich mit äußerem Anstand und mit einem gewissen Humor, der über die eignen Leiden spottete, in das Unvermeidliche zu schicken. Und dieses Fügen und Schicken dauerte auch noch fort, als es mit manchen Genüssen und Ergötzlichkeiten allmählich zu Ende ging. Das beschauliche Umherschlendern auf den Boulevards und in den herrlichen Stadtparks ließ ersichtlich nach; auch mit den Ausflügen in die reizende Umgebung, mit Vergnügungsfahrten und Spazierritten war es vorbei. Bald wurden die Cafés und Restaurationen schon früh des Abends geschlossen; die strahlende Gasbeleuchtung büßte mit dem wachsenden Kohlenmangel von Tag zu Tag mehr an ihrem Glanze ein, bis sie endlich gänzlich aufhörte; öffentliche Vergnügungsorte und die Theater schlossen sich dadurch von selbst. Die Große Oper verwandelte sich in ein Observatorium und zugleich in ein Proviantamt, das Théâtre français und die Italienische Oper waren zu Hospitälern geworden; in dem Galetétheater regten sich viele Hunderte fleißiger

Schneiderhände, um für die zahlreichen Verteidiger der Stadt Uniformen zu fertigen, und in dem kaiserlichen Zirkus beschäftigte man sich mit der Herstellung von Patronen. Fast auf allen Palästen, wie dem Luxembourg, dem Elysée, den Tuileries, dem Palais Royal, selbst auf dem Industrie- und Justizpalast, wehte neben der Tricolore die Flagge mit dem roten Kreuz, denn sie alle waren in Lazarette und Hospitäler verwandelt. Die großen Werkstätten der Bahnhöfe und Eisenbahnen hatte man zu Kanonengießereien umgeschaffen. Zwischen den Tierkäfigen im Jardin des Plantes bivakierten die Mannschaften der Artillerie in unmittelbarer Nähe ihrer Pferde und Fahrzeuge; desgleichen dienten die Gärten der Tuileries zahlreichen Artillerieparcs zum Aufenthalt. Auf dem Montmartre, wo sich Lustgärten noch in naher Nachbarschaft des großen Ruheplatzes der Toten hinziehen, sah man zahlreiche Geschütze von den dort errichteten Batterien starren. Mannigfache Kundmachungen, öffentliche Reden, Lügen, Übertreibungen und Entstellungen aller Art, dazu täglich militärische Aufzüge und ähnliche Schauspiele wechselten miteinander ab. Die Straßen, wiewohl nicht viel weniger belebt als früher, zeigten doch ein wesentlich verändertes Bild. Man sah nur wenige Frauen und Kinder, dagegen Soldaten und wieder Soldaten, dann wieder Franktireurs in den sonderbarsten Ausstaffierungen, zahllose Mobil- und Nationalgarden und Blusenmänner. Unter diesen gingen viele zeitweilig ihren bürgerlichen Geschäften nach und eilten dann wieder auf ihren Posten; es kam wohl vor, daß hier und da einer unter dem Arme seinen Advokantentar mit sich führte, während er auf der Schulter das Gewehr trug. Von dem einstigen Glanze der Weltstadt war kaum noch etwas zu merken. Vergebens spähte der Blick nach den glänzenden Magazinen, angefüllt mit den Schätzen der Welt; umsonst schaute man sich um nach prunkenden Karossen, nach flotten Reitern, nach prachtvollen Toiletten, nach Scharen lustwandelnder Spaziergänger. Hier und da zeigten sich, jedoch nur noch spärlich, Fiaker und andre Stadtwagen; in das Innere der Stadt dringen nur noch mit Lebensmitteln befrachtete Wagen, dazwischen aber rollen die Fuhrwerke der Militärintendantur und die der Ambulanzen nach den Verbandplätzen. Hier bewegen sich lange Munitionszüge, dort werden Geschütze schweren Kalibers auf niedrigen Wagen mit starken Rädern befördert. Auf den großen freien Plätzen, auf den Elyseischen Feldern, überall sieht man die Verteidiger der Republik exerzieren, hört man weithin das Kommando der Offiziere. Trotz dieses kriegerischen Aussehens und des noch immer nicht gebrochenen Trostes ging aber der Weltstadt die Hauptsache ab: es fehlte den Bewohnern wie den zusammengewürfelten Massen von Kämpfern der ausdauernde Ernst und die rechte Einsicht.

Während der ersten Monate der Belagerung hatte drückender Mangel

und eigentliche Not sich noch nicht eingestellt. Massenhafte Proviantvorräte deckten noch den riesigen täglichen Bedarf, und noch Ende Oktober standen die Preise für den gewöhnlichen Bedarf einer bürgerlichen Haushaltung nicht allzuhoch. So erschien das Leben in jener ersten Zeit der Einschließung noch erträglich; warum hätten sich die jungen Leute und die Familienväter durch Kapitulationsgedanken das Dasein erschweren sollen? Davon durfte niemand sprechen!

Im übrigen sorgte die Regierung umsichtig für Erhaltung der Widerstandskraft des belagerten Platzes; sie belegte sämtliche Vorräte an Fleisch und Mehl mit Beschlagnahme und ließ davon den Fleischern und Bäckern jemalig nur bestimmte Quantitäten verabfolgen, während die Armen aus Volksküchen unentgeltlich gespeist wurden. Auch ließ man die unruhigen Geister in der freien Meinungsäußerung, sowohl in der Tagespresse wie in den Klubs, ruhig gewähren und sorgte nur dafür, die Ruhe aufrechtzuerhalten und die Volksleidenschaften nicht in offene Gewalt ausbrechen zu lassen. Indessen zeigten sich trotz der kräftigen Handhabung der Regierungsgewalt durch General Trochu, den Gouverneur von Paris, schon während der Belagerung die Anfänge einer kommunistischen Bewegung; nicht ohne Erfolg erhob bereits, während die deutschen Heere Paris bedrohten, die sich immer mehr kräftigende Umsturzpartei ihr Haupt, in der Absicht, mit Gewalt die Herrschaft an sich zu reißen und die Fahne der roten Republik auf dem Stadthaus von Paris zu entfalten.

Einmal wurden bei einer solchen bewaffneten Kundgebung aufständischer Bataillone der Nationalgarde sogar mehrere Mitglieder der Regierung im Stadthause durch hereinbrechende Aufreißer überfallen und einen ganzen Tag, vom 31. Oktober bis 1. November 1870, gefangen gehalten. Selbst in diesem Falle wagte die Regierung nicht, gegen die Aufständischen einzuschreiten, ließ aber ihre Vollmachten durch eine Volksabstimmung förmlich erneuern, die sich mit 557976 Ja, gegen nur 62638 Nein, für das bestehende Gouvernement erklärte. Trotz dieses unzweifelhaften Vertrauensvotums erlitt indes bald darauf mit dem mehr und mehr sich fühlbar machenden Mangel, und als keiner der Ausfälle zu einem Ergebnis führte, die Volksstimmung eine sehr bedenkliche Veränderung. Denn auch der Fall von Metz und rasch aufeinander folgende Niederlagen waren nicht mehr zu verschweigen, und so ward die Unzufriedenheit und das öffentliche Urteil immer drohender, der Verdruß ob des langen vergeblichen Zuwartens von Tag zu Tage peinlicher. Die düstere Stimmung des Volkes begann an der Befreiung von außen zu verzweifeln, die Abnahme der Vorräte machte sich täglich fühlbarer, der Gesundheitszustand ging in bedenklichem Grade zurück, und die Sterblichkeit steigerte sich beträchtlich von Woche zu Woche, bis sie sich Ende 1870 gegen frühere Jahre

mehr als verdoppelte. Besonders hart traf der wachsende Mangel den mittleren Bürgerstand, während die Wohlhabenden noch immer für ihr schweres Geld sich genügende Lebensmittel von guter Beschaffenheit, ja manche Genüsse verschaffen und die anerkannt Armen aus öffentlichen Mitteln ihr Dasein fristen konnten. Die Zahl der auf solche Weise Unterstützten belief sich auf fast eine halbe Million!

Die ungewohnten Entbehrungen der großen Mehrzahl des Mittelstandes stiegen in bedenklichem Grade, als die Vorräte an Schlachtvieh im November so ziemlich erschöpft waren und außer Pferden oder Eseln bereits andre, weniger appetitliche Haustiere, Hunde und Katzen usw., auf den öffentlichen Markt gebracht wurden. Im letzten Monat des Jahres mußten sogar alle möglichen Gegenstände, die sonst kein Mensch über die Lippen bringt, zur Beschwichtigung des steigenden Hungers dienen. Rindfleisch war schon seit Mitte November fast gar nicht mehr in den Handel gekommen, das Pfund Esel Fleisch kostete 3 Frank, für ein paar Kaninchen zahlte man 18, später sogar 30 Frank. Gute Schlackwurst stieg auf 15 Frank für das Pfund, das Schock Eier wurde mit 24 Frank bezahlt; Butter und Käse gab es fast nirgends mehr.

Unter solchen Umständen galt es, aus der Not eine Tugend zu machen, indem man sonst verabscheute Fleischspeisen als eine Delikatesse anpries; es währte nicht lange, so war die Jagd auf Ratten förmlich organisiert. Glücklich der, welcher noch eine Ratte zu seiner Mahlzeit sich erjagen oder kaufen konnte!

Die Pariser, vornehmlich Frauen und Kinder, haben in den letzten Wochen der Belagerung redlich gehungert und gefroren; das Elend mußte bei dem Mangel an Nahrung und Brennstoff in der Winterkälte eine erschreckende Höhe erreichen. Die Tätigkeit der ärmeren Klasse beschränkte sich schließlich auf das Erjagen eines Stückchens Brot oder irgend welches eßbaren Stoffes, auf das Suchen nach einem Bündelchen Reisig oder Holzabfall, um nur das Dasein zu fristen.

Um die Jahreswende war die Not in der belagerten Stadt bereits auf den höchsten Grad gestiegen. Indessen das Maß des Elends und der Leiden schien noch nicht erfüllt, es sollte noch der Schrecken einer Beschießung hinzutreten. Längst war bei dem verständigeren Teil der Bevölkerung die Hoffnung geschwunden, sich durch eigne Kraft mittels einer gewaltigen Angriffsbewegung gegen die Linien der Belagerer aus der Not zu befreien, nachdem die großen Ausfälle zu Ende November, Anfang Dezember und am 21. wie 22. Dezember mißglückt waren. Diese Ausfälle hatten nicht einmal den einen Erfolg gehabt, die Belagerer in ihren Vorarbeiten für das Bombardement wesentlich zu stören. Letztere waren vielmehr inzwischen der Vollendung zugeschritten, so daß bereits Ende des

Jahres 1870 der lange geplante und umfassende artilleristische Angriff gegen die Miesenfestung und deren bereits durch langes Ausharren ermattete Bevölkerung in Szene gehen konnte. Ganz Deutschland empfing die Kunde von diesem Vorgehen gegen die feindliche Hauptstadt mit großer Freude. Jedermann fühlte, daß man nunmehr beim Anfang des Endes angelangt sei. Das Bombardement, das zunächst gegen die drei Forts der Ostseite, Noisy, Rosny und Nogent, eröffnet ward, geschah mit solcher Gewalt, daß die beiden erstgenannten Werke bereits an demselben Tage ihr Feuer einstellten. Nur die Geschütze von Nogent antworteten noch schwach. Mit dem Morgen des 5. Januar eröffnete eine weitere Anzahl deutscher Batterien mit 96 Geschützen auch gegen die Südseite das Feuer, und zwar wurden zunächst die Forts Issy, Vanvres und Montrouge bedroht; die Forts Ivry und Bicêtre lagen außerhalb der Kampflinie, indem während der Belagerung vom Gegner einige vorgeschobene Erdwerke errichtet worden waren.

Es dauerte denn auch nicht lange, so wurde das Feuer der beiden Forts von Issy und Vanvres immer schwächer. Die Tragweite unserer Vierundzwanzig- und Fünfzigpfünder, deren Geschosse allein zwei Zentner wogen, dehnte sich bis auf 10000 Schritt aus, so daß einzelne Granaten über die Umwallung hinweg bis in die südlich gelegenen Stadtteile von Paris flogen und namentlich im sogenannten „Lateinischen Viertel“ nicht unerheblichen Schaden anrichteten.

Die Stimmung der Bevölkerung war an und für sich keine rosenfarbene mehr, und der Unmut der Bewohner derjenigen Stadtteile, wo hauptsächlich der kleine Geschäftsmann und die Arbeiterklasse ansässig war, sprach sich so laut aus, daß das Schlimmste zu befürchten stand; mit lautem Murren räumten sie ihre Quartiere und zogen in die nördlicheren Teile der Stadt. Die Pariser Regierung erließ nun einen feierlichen Protest gegen jedweden artilleristischen Angriff deutscherseits und sprach von Verletzung des Völkerrechts. Allein diese vor ganz Europa eingelegte Verwahrung half ihr gar nichts und rief hier höchstens ein mitleidiges Achselzucken, dort ein schadenfrohes Lächeln hervor. Doch eine geharnischte Entgegnung fanden diese Klagen, und zwar aus der Feder des deutschen Reichskanzlers, der die verblendeten Pariser genug gewarnt hatte.

Die Verantwortlichkeit für das Unheil, das jedes Bombardement mit sich bringt, konnte in diesem Falle nur jene treffen, die eine Stadt wie Paris zur Festung gemacht hatten. Eine Festung aber, die unter keiner Bedingung kapitulieren will, muß eben beschossen werden: das ist Kriegsrecht und verstößt als solches durchaus nicht gegen das Völkerrecht. Dasselbe Paris verlangte jetzt Rücksichtnahme, das an all dem namen-

losen Elend und den bitteren Tränen, die seit Ausbruch des blutigen Krieges in Tausenden von Familien geweint worden waren, die Hauptschuld trug. Alle Uebel, durch die der fränkische Übermut zu immer neuem Widerstand getrieben wurde, wurzelten zum großen Teil in der Hauptstadt, nach deren Tun sich das übrige Frankreich richtete. Die jetzt über Paris gekommene Prüfung war im Grunde nur eine wohlverdiente, und so donnerten die deutschen Geschütze trotz allem Protestieren gegen die Stadt und ihre Forts los. Die Südseite litt täglich mehr, die Kasernen von Montrouge brannten nieder, andre Gebäude folgten oder erlitten größere Zerstörungen, und auch das Mauerwerk der verschiedenen Forts fing an mürbe zu werden. Immer mehr Batterien entschleierten sich und wurden vorgeschoben. Sie alle richteten ihre verderbenbringenden Feuerschlünde gegen die Stadtteile südlich der Seine, und manche Flammensäule wirbelte in den hierdurch heimgesuchten Straßen auf.

Das Bombardement der Riesenfestung beklagte vornehmlich Trochu, der dadurch seine für den Januar in Aussicht genommenen Ausfälle und Durchbruchversuche sehr erschwert sah. Dennoch mußte man sie vor sich gehen lassen, schon um die immer deutlicher zutage tretende Unzufriedenheit der Pariser zu beschwichtigen.

Der erste Ausfall erfolgte in der dritten Morgenstunde des 10. Januar und hatte den Zweck, zunächst eine weitere Annäherung der deutschen Batterien südwestlich von Paris, bei Clamart, zu hindern. Von Sèvres zieht sich bis Fontenai-aux-Roses eine Waldbucht hin, in der die Ortschaften Clamart (etwa 20 Minuten östlich von dem Schlosse Meudon), Le Val Fleury und Moulineaux lagen. Das Dorf Clamart galt für einen nicht unwichtigen Punkt, da es nicht nur einige Forts, sondern wegen seiner vorgeschobenen Lage auch einige Stadtteile von Paris beherrschte. Die Entfernung des Ortes zur Stadumwallung betrug nur 1400 Schritt. Die Besatzungstruppen des Forts von Janvres hatten denn auch noch kurz vor Lorschluß angefangen, den Hügel mit Erdwerken zu krönen. Den bei Messis-Piquet stehenden Bayern war dies nicht entgangen, und alsbald wurde ein Angriff vorbereitet, um den Fortgang der Arbeiten zu hemmen; eine zuvor vorgenommene Refognoszierung ergab jedoch, daß der Feind die Stellung wieder verlassen hatte, die nun von bayrischer Infanterie besetzt wurde.

Am Morgen des 5. Januar kam dann wieder eine feindliche Patrouille zum Vorschein, die aber sofort den Rückzug antrat, als die Bayern sich bemerkbar machten. Es dauerte indessen nur kurze Zeit, so kehrte sie in der Stärke einer Kompanie wieder, die durch Verstärkung allmählich zu einem Bataillon anwuchs. Die Franzosen traten eben zum Angriff an, als rasch aufeinanderfolgende Kanonenschüsse in nächster Nähe er-

tönt. Kaum vernahm man das Krachen, als auch die feindliche Abtheilung nach allen Richtungen auseinanderstob. Die bayrischen Vorposten standen ebenfalls zuerst ganz verdutzt da, dann aber mußten sie herzlich lachen, und ein wohlbeleibter Unteroffizier äußerte in seiner bayrischen Gemüthlichkeit: „Dös müsse jo alles Schnoider g'wese sei!“ Der Kanonendonner war aus deutschen Geschützen gekommen, die zufällig gerade in jenem Augenblick das Bombardement gegen die Südforts eröffnet hatten.

Fünf Tage später erfolgte der oben erwähnte Ausfall gegen Clamart, um das Vorrücken der deutschen Batterien zu verhindern, und es gelang auch dem Feinde, in das von den Bayern nur schwach besetzte Dorf einzudringen. Mit Tagesanbruch zogen sich die Franzosen jedoch wieder zurück; als sie darauf in der Nacht mit größeren Kräften von neuem voringen, hatten sich die Bayern des Ortes wieder bemächtigt und der Feind bequeme sich zur Umkehr. Inzwischen nahmen preußische Abtheilungen die von den Mannschaften des Forts Issy besetzten Orte Val Fleury und Mouligneux. Die vertriebenen Freischaren nannten sich „Chasseurs de nuit“, aber trotz ihres rabenschwarzen Anzugs hielt ihr Mut einen Vergleich mit jenem der weiland Lützowschen „Schwarzen“ keineswegs aus.

Fortgesetzt zeigte sich der Feind ungemein rührig. In der Nacht zum 12. Januar machten die Franzosen den Versuch, ihrem ehemaligen Standortquartier auf dem Mont Avron einen Besuch abzustatten; allein die württembergische und sächsische Artillerie brachte die Franzmänner bald auf andre Gedanken, indem sie ihnen durch den metallenen Mund ihrer Kanonen andeuten ließ, daß die jetzigen Herren des Mont Avron durchaus keine Freunde ungebeter Besuche seien. Unverdroffen gingen indes die Pariser am Abend des folgenden Tags abermals vor. Diesmal galt der Vorstoß dem bereits mehrfach hart mitgenommenen Le Bourget. Unter dem Schutze der Nacht und einer dichten Nebelhülle wälzten sich die feindlichen Massen gegen das Dorf, wo sie ein heftiges Schnellfeuer eröffneten. Infolge der plötzlichen Unterbrechung der nächtlichen Stille ertönten Alarmsignale aus Gonesse, Bonneuil, Dugny; zehn Minuten später verließ unter klingendem Spiel ein Regiment Gonesse, auf diese Weise schon von fern den bedrängten Kameraden die nahende Hilfe verkündend. Die schwachen Abtheilungen des Gardekorps, die Le Bourget besetzt hielten, hatten inzwischen den Gegner bereits entschlossen zurückgewiesen. Zwar wiederholte letzterer seinen Angriff im Laufe der Nacht noch dreimal, doch jedesmal, um sich blutige Köpfe zu holen. Endlich verstummte das beiderseitige Gewehrfeuer, und nur die langamen, regelmäßigen Schläge der gegen Drancy und Courneuve gerichteten deutschen Batterien unterbrachen noch die Stille. Unsrer Soldaten vor Paris waren aber an das ununterbrochene Rollen und Poltern bereits so gewöhnt,

wie der Müller an das Klippflapp seiner Mühle, und so bemächtigte sich auch ihrer eine eigentümliche Unruhe, wenn ausnahmsweise einmal der Donner der Geschütze verstummt.

Die Angriffe des Feindes gegen Le Bourget wiederholten sich in den beiden folgenden Nächten und nahmen in der Nacht des 15. Januar an Ausdehnung zu, indem auch die Stellung der Sachsen bedroht wurde. Der Ausfall erfolgte gegen 2 Uhr morgens, und bald war die Strecke von Dugny bis zum Mont Avron eine einzige große Feuer- und Gefechtslinie. Nach anderthalbstündigem Kampfe brachen indes die Franzosen das Gefecht ab.

Der unglückliche Ausgang aller dieser Unternehmungen sowohl als auch der wirksame Fortgang des Bombardements erhöhte begreiflicherweise die düstere Stimmung, die sich der Pariser Bevölkerung bemächtigt hatte. Dem Drängen der Pariser und Gambettas Willen nachgebend, wagte Trochu daher noch einen letzten großen Ausfall. Mit einer Macht von 100 000 Mann brach er am 19. Januar vom Mont Valerien aus gegen Versailles vor, in der Absicht, das deutsche Hauptquartier womöglich aufzuheben und in der Richtung auf Le Mans weiter zu marschieren, um der hoffentlich nun heranrückenden Armee des Generals Chanzy die Hand zu reichen. In einer Ausdehnung von über anderthalb Stunden Länge gingen die feindlichen Massen gegen die vom posenschen Armeekorps besetzte Linie Malmaison=St. Cloud vor. Außer den kampfgertühteten Mannschaften des V. Korps standen die Gardelandwehr, die 21. Division (XI. Korps) und eine bayrische Brigade in der Reserve, doch gelangten nur geringe Teile davon zur Verwendung. Das Terrain eignete sich wenig zu einer Schlacht, da es von verschiedenen Höhen durchschnitten wurde, von denen der Mont Valerien und das Plateau von Garches die beiden höchsten waren.

Die sogenannten Garcheshöhen zogen sich von St. Cloud über Schloß Buzanval gegen Malmaison hin. Zwischen dem Dorfe Garches und den Häusern von St. Cloud erhob sich die Schanze Montretout, die infolge ihrer Lage zum Mont Valerien dem Feinde nicht hatte entrissen werden können. Die deutschen Vorposten hatten die Position nur vorübergehend besetzt gehabt.

Der Ausfall des 19. Januar, der die Ausdehnung einer Schlacht annahm, sollte nach Trochus Plan ursprünglich vor Tagesanbruch erfolgen; mehrere Umstände verzögerten jedoch den Angriff bis gegen 8 Uhr morgens. Die feindlichen Massen gingen in drei Kolonnen gegen St. Cloud und die Schanze von Montretout, gegen Garches und Buzanval (südöstlich von Bougival), und in geringerer Zahl gegen Malmaison vor. Ein trüber Nebel lagerte auch an jenem Morgen über der Erde und beeinträch-

tigte die Fernsicht; dennoch erkannten die preußischen Vorposten gar bald die sich nähernden Scharen. Zunächst drang der Feind in den Park von Malmaison ein und richtete die ihn umgebende Mauer zur Verteidigung her.

Zwei preußische Kompagnien hatten inzwischen hinter der Parkmauer von Buzanval Stellung genommen und führten nun ein hitziges andauerndes Feuergefecht mit den Franzosen, ohne daß es einem Teil der Streitenden gelungen wäre, den andern aus seiner Stellung zu werfen. Mittlerweile waren zwei von Nanterre kommende feindliche Bataillone unter dem Schutze zweier gepanzelter Lokomotiven vorgegangen, während gleichzeitig französische Schützen einen Flankenangriff versuchten. Dieser wurde aber kräftig zurückgewiesen und die im Schnellschritt anstürmenden Bataillone von den unmittelbar hinter Buzanval auf einer Anhöhe stehenden deutschen Batterien mit heftigem Feuer empfangen. Die preußischen Kanoniere schossen vortrefflich; kaum eine Granate verfehlte ihr Ziel, eine jede riß Lücken in die feindlichen Kolonnen. Der Vormarsch der französischen Bataillone kam ins Stocken; einmal gehemmt, traten sie bald nachher in wilder Flucht den Rückweg an, und auch die gepanzerten Ungeheuer dampften ab, nachdem ihr eisernes Fell gleichfalls von den deutschen Geschossen gehörig bearbeitet worden war. Der Angriff des linken Flügels konnte damit als abgewiesen betrachtet werden. Zwar beschossen sich die Streitenden noch bis zum Abend aus ihren gedeckten Positionen, Blut floß aber an dieser Stelle glücklicherweise nicht mehr. Um so erbitterter gestaltete sich dagegen der Kampf im Zentrum und auf dem rechten Flügel. Der Park von Buzanval war von den Deutschen nicht besetzt worden, nur an seinem äußersten Rande hatten fünf Kompagnien ein Jägerhaus und eine lange Mauer zur Verteidigung eingerichtet. Kurz nach 10 Uhr nahte der Feind und ergriff Besitz von dem Park. Es währte nicht lange, so gingen seine Schützenketten, denen Kolonnen folgten, gegen die Stellung der Deutschen vor; aber schneller eilten unter der Wirkung des deutschen Schnellfeuers die Tirailleurs dahin zurück, von wo sie gekommen, auch in den Reihen der hinter ihnen aufgestellten Truppen Mutlosigkeit verbreitend. Die Offiziere boten ihre ganze Redefertigkeit auf, ließen die Fahnen vorantragen und stürmten unter dem Rufe: „Vive la république!“ von neuem vor. Doch die Mannschaften beeilten sich keineswegs, ihnen zu folgen; erst nach und nach kam ein Feuergefecht in Gang, seitens der Franzosen ein Schießen ins Blaue, daß der Erdboden zitterte; Pulversäcke wurden gegen die trennende Mauer geworfen und Teile derselben auch in die Luft gesprengt — ihre Stellung aber ließen sich die Deutschen nicht nehmen. Schließlich wurde der Feind mit dem Bajonett verjagt, wer nicht wich, wurde niedergestossen.

Dagegen war es den Franzosen gelungen, die allerdings nur von deutschen Vorposten besetzt gewesene Höhe von Garches sowie die Montretoutschanze, die Häuser von St. Cloud und den Kirchhof von Garches zu erstürmen.

Der Kampf um die Schanze hatte den Gegner freilich manchen Mann gekostet. Die Besatzung des Erdwerks bestand nur aus 80 Mann



In den deutschen Batterien.

des 58. Regiments und des 5. Jägerbataillons. Der Feind stürmte von allen Seiten heran, und das kleine Häuflein schien verloren zu sein. Sich gefangenzugeben, daran dachte keiner der Helden, das hatten sie sich alle gegenseitig gelobt. Mit Ruhe und Sicherheit sandten sie von den schützenden Wällen herab das verheerende Blei den feindlichen Scharen entgegen, deren Zahl von Minute zu Minute wuchs. Bald nahte der Augenblick, da der Munitionsvorrat zu Ende ging. Keine Hilfe, keine Rettung stand in Aussicht. Da rief der das Heldenhäuflein Komman-

dicrende Leutnant: „Leute, jetzt gibt es nur noch einen einzigen Ausweg; wollen wir dem Feinde nicht in die Hände fallen, so müssen wir uns mit dem Bajonett Bahn brechen. Dort sind seine Reihen am dünnsten, da ist es möglich, durchzubrechen. Wollt ihr mir folgen?“ ... „Bis in den Tod!“ hallte die einmütige Antwort zurück. Mit donnerndem Hurra bricht die kleine Schar vor und mit rasender Schnelle durch die feindlichen Reihen hindurch. Die Franzosen weichen erschreckt zurück, und als sie sich wieder ermannet haben, sind die Helden längst im Parke von St. Cloud verschwunden....

Drei furchtbare Stöße folgten jetzt rasch aufeinander; der erste und zweite richteten sich gegen das Dorf Garches; der dritte galt dem Jägerhaus. Die preussische Artillerie und Infanterie wetteiferten, den mit verzweifelter Tapferkeit vorstürmenden Gegner zurückzudrängen. Weder seine flatternden Fahnen, noch der Ausruf der Offiziere: „En avant, mes braves!“ noch der Ruf: „Vive la république!“ vermochten den Republikanern zum Siege zu verhelfen. Gegen 2 $\frac{1}{2}$ Uhr zogen sie sich zurück. Die Höhen von Garches und die Montretoutschanze blieben jedoch in ihrem Besitze.

Die Zeiger der Uhr wiesen auf fünf, als ein abermaliger feindlicher Angriff sich gegen das Dorf Garches richtete. In langen Kolonnen stürmten die Franzosen heran, zogen sich jedoch, nachdem die Deutschen ihren Kugelgruß wirksam erwidert, schleunigst zurück, und das V. Armeekorps ging nun seinerseits angriffsweise vor. Zunächst galt es, die Höhen von Garches, wo sich stets neue feindliche Streitkräfte einmischten, zurückzuerobern, was den Königsgrenadieren im Verein mit Jägern und Neunundfünfzigern überlassen wurde. Empfangen von einem mörderischen Feuer, das die feindlichen Batterien aufs kräftigste unterstützten, vermochten die heldenmütigen Angreifer nur Schritt für Schritt vorzudringen; bange Stunden hielten sie in dem vernichtenden Kugelregen aus, doch zum vollständigen Aufgeben der Stellung war der Gegner nicht zu zwingen. So tobte noch am Abend der Kampf mit ungeschwächter Kraft fort: feindliche Kolonnen schritten zu wiederholtem Angriff gegen das Dorf Garches vor und versuchten durch Umgehung die gegen die Höhen vorgedrungenen Deutschen zur Umkehr zu nötigen. Der Zweck des Feindes wurde indes nicht erreicht, vielmehr der Vorstoß abgewiesen und die Reihen des Gegners durch ein heftiges Geschützfeuer aus dem Parke von St. Cloud in Unordnung gebracht. Er stand nun von seinem Vorhaben ab und zog sich zurück. Mittlerweile waren Verstärkungen in den vorderen Linien der Deutschen eingetroffen; neue Sturmkolonnen bildeten sich, und vorwärts ging's, den Höhen von Garches und der Montretoutschanze zu. Es dunkelte bereits, als die tapferen Streiter unter Hurra gegen den

Parc und dann die Höhen hinanstürmten. Endlich nach $1\frac{1}{2}$ Uhr war der Anfang zum Ende der blutigen Schlacht gefunden, die Garcheshöhe zurückerobert und der Feind ins Thal zurückgedrängt, und als die Glocke der Dorfuhre die zehnte Abendstunde verkündete, da befand sich auch die Montretoutschanze wieder in deutschem Besitz. Nur der Parc Buzanval und einzelne Häuser von St. Cloud blieben noch vom Feinde besetzt.

Die Franzosen blieben zwar die Nacht noch außerhalb von Paris auf, vor und hinter dem Mont Valerien stehen, und es gewann den Anschein, als ob der blutige Kampf am nächstfolgenden Morgen seinen Fortgang nehmen sollte, allein die feindlichen Verluste — namentlich die durch die preußische Artillerie herbeigeführten — erwiesen sich doch als bedeutend. So bemerkten denn in der Frühe des 20. Januar die deutschen Vorposten, daß der Feind sich nach Paris zurückwandte, ohne sich um seine Verwundeten zu bekümmern, die wimmernd und nach Hilfe verlangend auf der winterlichen Erde lagen. Nur einzelne Häuser von St. Cloud wurden noch von einer Anzahl Franzosen besetzt gehalten, die gemäß einem erhaltenen Befehle diese nicht früher räumen sollten, als bis ihnen Unterstützung zuteil wurde; beim Rückzuge hatte man sie dann vergessen. Um unnötiges Blutvergießen zu vermeiden, forderten die heranrückenden Deutschen die kleine tapferere Schar auf, sich zu ergeben, allein diese wollte davon nichts wissen und glaubte überhaupt nicht an eine Niederlage Trochus. Erst als eine preußische Batterie auffuhr und Anstalten traf, die Häuser zusammenzuschießen, ergaben sich die 319 Mann und 18 Offiziere. Letztere behielten auf ihre Bitte ihre Degen, und die heldenmütige Mannschaft erhielt eine Bescheinigung ausgestellt, daß sie sich ausgezeichnet tapfer gehalten und nur der zwingenden Notwendigkeit gewichen sei.

Der Kampf am 19. Januar war der an Ausdehnung bedeutendste während der viermonatlichen Umschließung der französischen Hauptstadt. Der erste von der Pariser Besatzung Mitte September unternommene Ausfall hatte dem braven V. Armeekorps gegolten, es sollte auch den blutigen Tanz beschließen. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Franzosen bei diesem letzten Durchbruchversuch aufs tapferste gestritten hatten. Unter den neben den Linien Soldaten ins Treffen geführten Mobil- und Nationalgarden scheint eine größere Zahl den besseren Ständen angehört zu haben, wenigstens ließen darauf die feine, saubere Wäsche sowie goldene Uhren und Ringe schließen, die man bei den Gefallenen vorfand. Der Verlust der Franzosen war bedeutend; zwar hatten auch die Deutschen 40 Offiziere und 570 Mann eingebüßt, der Verlust des Feindes bezifferte sich aber auf 4000 Mann! Noch tagelang lagen viele Hunderte von Leichen auf dem Schlachtfelde, auch zog man nicht wenige französische Verwundete unter Berhauen und hinter Mauern hervor. Um

die zahlreichen Gefallenen zu beerdigen, suchte Trochu um einen 48stündigen Waffenstillstand nach, der indessen aus militärischen Gründen nicht bewilligt werden konnte; dagegen wies man die deutschen Vorposten an, die Auffuchung und Bestattung der Toten an jener Stelle des Schlachtfeldes in keiner Weise zu stören.

Am Abend, von dem Kampfplatze zurückkehrend, empfing Kaiser Wilhelm ausführliche Meldung von den außerordentlichen Erfolgen des Prinzen Friedrich Karl bei Le Mans, die telegraphische Anzeige vom Siege bei St. Quentin und den verspätet eingehenden Drahtbericht über den Sieg Werders an der Lisaine. Der erste Tag des jungen Kaiserreichs war somit besonders glückverheißend!

Inzwischen hatte das Bombardement ungehindert seinen Fortgang genommen, riesige Mörser waren mit in die Geschützlinie eingetreten, und am 21. Januar begann die Beschießung des Forts von St. Denis. Seit Anfang Januar waren täglich 300 bis 400 Granaten hinein nach Paris geschleudert worden. Den Geschützen hatte man möglichst große Schußweite (7500 m) gegeben; doch erreichten sie meist nur die Stadtviertel südlich der Seine. Die meisten Geschosse fielen auf Straßen und Plätze und taten dann nur geringen Schaden. Von einer vernichtenden Wirkung und von Barbarei, wie sie kurze Zeit nachher im Mai von den Franzosen selbst ausgeübt wurde, kann daher nicht im entferntesten die Rede sein. Das Bombardement konnte und sollte nichts andres bezwecken, als die Pariser zu ängstigen und zur Kapitulation geneigter zu machen. In der That betrug auch der höchste Verlust der Bevölkerung an einem Tage an Toten und Verwundeten (einschließlich der ganz leicht Verletzten) 33. Wollte man wirklich diese Zahl für jeden Tag annehmen, so wären im Laufe der 21 Beschießungstage 693 Menschen von unsern Geschützen getroffen worden; tatsächlich wurden aber nur 97 getötet und 278 verwundet. Durch die Hungersnot und andre Entbehrungen war dagegen während der Belagerung die Sterblichkeit in Paris derart gestiegen, daß täglich 2000 Menschen mehr starben als in friedlichen Zeiten. Wenn also das Bombardement von Paris die Belagerung nur um einen einzigen Tag verkürzt hat, so sind für die 693 Toten und Verwundeten der Bevölkerung 2000 Menschen weniger durch Hunger und Elend umgekommen. Gewiß ist, daß die Beschießung die Lust der Pariser zum Widerstande schließlich gebrochen hat.

So stellt sich das Bombardement im Grunde als ein Akt der Humanität gegen die Einwohner selbst heraus, so eigen diese Behauptung auch klingen mag.

Das Mißlingen des letzten Ausfalls und die dabei erlittenen außerordentlichen Verluste beschleunigten das Eintreten der unvermeidlichen

Katastrophe. Dem früher als „Erretter“ gepriesenen Trochu, der dem Drängen der Pariser nach großen Taten nachgegeben hatte, wurde nun mit der Bezeichnung „Verräter“ gelohnt, und er trat von der Oberleitung der Verteidigung zurück. Sein Nachfolger, General Vinoy, erkannte die Unmöglichkeit eines weiteren Widerstandes gleich dem gemäßigeren Teile der Mitglieder der Regierung von Paris, und so gelangten diese endlich zu dem Entschluß, dem über die Hauptstadt hereingebrochenem Notstande ein Ende zu machen.

Diese Entschliebung ward zuletzt durch neue Aufstandsversuche der Umsturzpartei, deren Anhänger am 23. Januar vor das Stadthaus zogen und erst nach einem kurzen Kampfe von der Nationalgarde vertrieben wurden, zur Reife gebracht. Die Übergabe der Stadt fand gleichfalls Billigung in allen besonnenen Kreisen der Bevölkerung der Provinzen, die das Kriegselend zur Genüge kennen gelernt hatten; kurz, das Verlangen nach Frieden sprach sich immer entschiedener aus. Unter solchen zwingenden Umständen entschloß sich Jules Favre, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, den sauren Gang nach Versailles anzutreten, um mit dem deutschen Reichskanzler über das Geschick der Hauptstadt und des Landes zu verhandeln. Diese Besprechungen, anfangs mehr privater Natur, nahmen bald einen amtlichen Charakter an und wurden schließlich zwischen Kaiser Wilhelm, dem Kronprinzen, dem Grafen Bismarck und Moltke sowie dem Kriegsminister von Roon einerseits und Jules Favre und dem französischen General Beaufort anderseits geführt. Am 26. Januar waren die Verhandlungen so weit gediehen, daß eine erste amtliche Depesche aus dem deutschen Hauptquartier verkünden konnte:

„Vor Paris schweigt gemäß Verabredung von 12 Uhr in der Nacht vom 26. zum 27. Januar vorläufig beiderseits jedes Geschützfeuer.“

Am Abend des 28. Januar erfolgte dann der Abschluß der Kapitulation und zugleich eines dreiwöchentlichen allgemeinen Waffenstillstandes, von welchem vorerst nur die Landesteile der Côte d'or, des Doubs und des Jura sowie die Festung Belfort noch ausgenommen blieben. Die Kunde von diesem Abschluß ward in ganz Deutschland mit Jubel begrüßt; wiederum schmückten sich die Städte mit flatternden Fahnen und Siegeszeichen, wiederum donnerten die Kanonen Viktoria!

Die stolze Seinestadt war gefallen gleich allen andern Festungen, trotz aller Versicherungen und Eide ihrer Gewalthaber! Hinter der Stadtmauer hatten sich keine Menschenleiber zu einem lebendigen Walle aufgetürmt, wie Viktor Hugo pathetisch verkündigt hatte, nur Bittende drängten sich hervor, nach Nahrung verlangend. Das Größte war mit der Ergebung von Paris erlangt, „der erste segensvolle Lohn“ — wie Kaiser

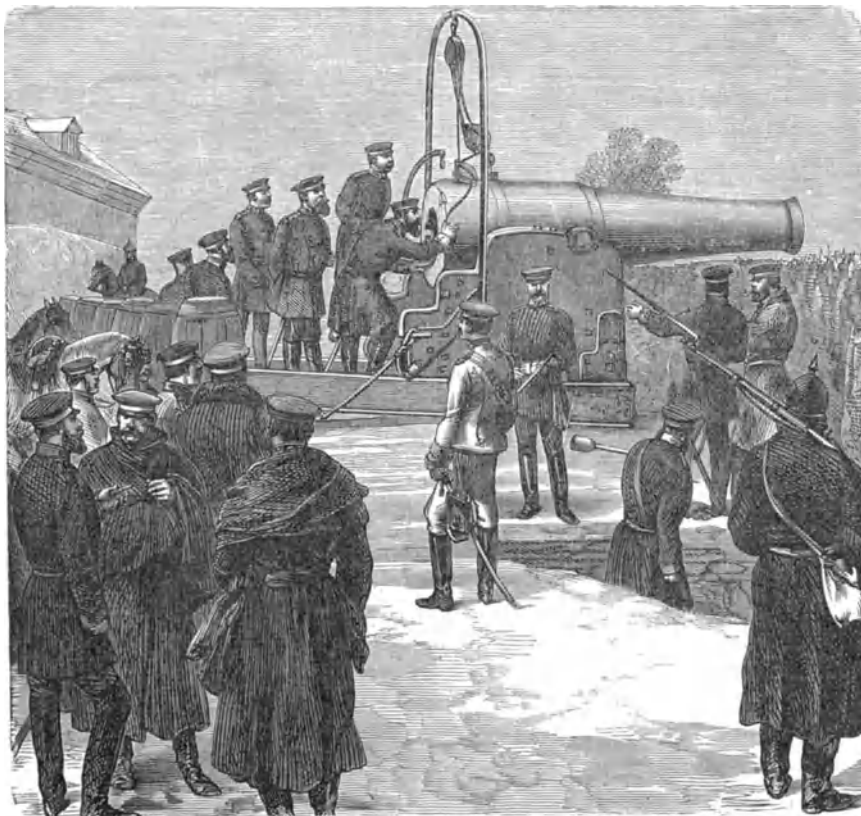
Wilhelm an seine Gemahlin schrieb — „für den Patriotismus, den Heldennut und die vielen Opfer!“

Die wichtigsten Bestimmungen der Kapitulation und des Waffenstillstandes lauteten folgendermaßen: „Die Pariser Truppen und die Mobilgardien — etwa 250 000 Mann — werden mit Ausnahme von 12 000 Mann, welche den inneren Sicherheitsdienst in Paris übernehmen, entwaffnet und verbleiben während des Waffenstillstandes innerhalb der Tore der Stadt interniert. (Diese Maßregel war überaus zweckmäßig, denn die Überführung der gegen 250 000 Mann starken Armee nach Deutschland sowie ihre Unterbringung und Bewachung hätte endlose Eisenbahnzüge, kaum zu beschaffende Räumlichkeiten und ganze Armeekorps erfordert. Dann waren in Deutschland selbst alle irgend geeigneten Orte bereits mit Gefangenen überfüllt; und man hoffte, daß ein Friedensschluß die Abführung überhaupt überflüssig machen werde.) Die Nationalgarde behält ihre Waffen. Der Stadtwall wird abgerüstet. Zwischen der Enceinte und den Forts wird eine Grenzlinie gezogen. Sämtliche Forts, mit Ausnahme des festen Schlosses Vincennes, welches letzteres zugleich Staatsgefängnis ist, werden sofort mit allem Kriegsmaterial übergeben und von den Deutschen besetzt. Nach Ablieferung der Waffen darf sich Paris verproviantieren. Während des Waffenstillstandes wird die deutsche Armee die Hauptstadt nicht betreten. Die Stadt Paris zahlt binnen 14 Tagen eine städtische Kriegskontribution von 200 Millionen Frank. Die Dauer des (mit Ausnahme der bereits genannten Landesteile) für die gesamte militärische Operationslinie geltenden Waffenstillstandes währt 21 Tage und erreicht, wenn nicht eine Verlängerung eintreten sollte, am Mittag des 19. Februar ihr Ende. Der abgeschlossene Waffenstillstand hat den Zweck, die französische Regierung in die Lage zu setzen, Wahlen für eine Versammlung, welche in Bordeaux tagen soll, auszusprechen, die sich über die Fortsetzung der Feindseligkeiten oder die Friedensbedingungen auszusprechen hat. Die Feldarmeen verbleiben während des Waffenstillstandes in ihren Stellungen, und es werden nur zwischen den beiderseitigen Armeen Neutralitätszonen festgesetzt.“

Bei Abschluß der Waffenruhe war von Jules Favre noch einige Hoffnung auf die Armee Bourbaki's gesetzt worden; er hatte gemeint, es würden sich die Erfolge, die diese erringen werde, bei den bevorstehenden Verhandlungen über den Frieden zum Vorteile Frankreichs verwerten lassen. Deshalb hatte er darauf bestanden, es sollten Bourbaki und Belfort nicht mit in den Waffenstillstand hineingezogen werden, die Bestimmung hinsichtlich des Beginns der Waffenruhe für den östlichen Kriegsschauplatz (nämlich die Departements Côte d'or, Doubs, Jura) also noch ausgesetzt bleiben. Deutscherseits hatte man im Bewußtsein der

eigenen Stärke dieser Forderung beim Abschlusse der „Konvention von Versailles“ gern nachgegeben.

Die Besetzung der Forts erfolgte am 29. Januar. Die hierzu bestimmten Truppen rückten mit klingendem Spiel und unter freudigem Hurraruf in die einzelnen Werke. Bald wehte von allen Forts die Fahne



Der Mont Valerien mit dem Riesengeschütz „Balarte“ in deutschem Besitz.

des Siegers; mit dem Grollen des „Onkel Baldrian“ hatte es nun auch ein Ende, auch er empfing die Einquartierung deutscher Soldaten. Unermesslich war das Kriegsmaterial, das in Paris den Deutschen in die Hände fiel. Von der französischen Feldarmee wurden 602 Geschütze, 1770000 Gewehre und über 1000 Munitionswagen, von der Festung 1362 schwere Geschütze, 1680 Lafetten, 860 Proben, ferner 355000 Patronen, 7000 Zentner Pulver, 200000 Granaten und 100000 Bomben ausgeliefert.

Schon am 29. traf in Deutschland die mit Jubel begrüßte Nachricht von dem Falle der französischen Hauptstadt, dem Abschluß des dreiwöchentlichen Waffenstillstandes sowie der Besetzung der Forts ein, und am 30. konnte der Kaiser an seine Gemahlin telegraphieren: „Von unsern Belagerungsbatterien aus sehe ich die preußische Fahne auf Fort Issy flattern.“ 132 Tage hatte die Einschließung von Paris gedauert; nun war die Riesenstadt gefallen, der größere Teil der Streitkräfte, die bisher vor seinen Mauern fest gebannt lagen, frei und bereit, wenn nötig im offenen Felde das Ende des Krieges zu erkämpfen.

Reges Leben herrschte vor den Toren von Paris. Tausende von Männern, Frauen und Kindern wallfahrteten in die Umgebung, zu Fuß, zu Roß oder Wagen; namentlich war Versailles der Zielpunkt der Besucher. Viele Pariser kauften daselbst den dringendsten Bedarf an Lebensmitteln; am ersten Tage nach der Kapitulation belief sich die Zahl derer, die um einen Schein zur Passierung der deutschen Vorpostenlinie nachsuchten, auf mehr als 70000.

Gambetta hatte seine Rolle als Diktator zu Ende gespielt, doch erließ er noch, bevor er zurücktrat, an das französische Volk eine Proklamation, in der er die besonnenen Männer der Pariser Regierung zu verdächtigen suchte, und er schloß sein letztes politisches Aktenstück aus jenen Tagen mit den Worten: „Zu den Waffen! Es lebe Frankreich! Es lebe die eine und unteilbare Republik!“ Ja, er ging noch einen Schritt weiter, indem er, der vereinbarten Übereinkunft zuwider, die freie Wahl der Volksvertreter anzutasten wagte und alle diejenigen ausgeschlossen wissen wollte, die seit dem Jahre 1852 als Minister oder Beamte dem Kaiserreich gedient hatten, desgleichen sämtliche Mitglieder aller Fürstenhäuser, die seit 1789 in Frankreich regiert hatten. Auf diese Weise glaubte der ehrgeizige Mann die Partei des Friedens in der einzuberufenden Versammlung im voraus zu schwächen. Graf Bismarck bestand indessen mit Nachdruck auf Einhaltung der abgeschlossenen Bedingungen, und Jules Favre beeilte sich denn auch, das Wahldekret Gambettas aufzuheben und die nötigen Schritte zur Sicherung der Wahlfreiheit einzuleiten.

Sicherlich wäre dem Schalten und Walten des unbeugsamen Diktators, durch den das schöne Frankreich nur noch mehr verwüstet wurde, längst schon ein Ende bereitet worden, wenn nicht eine große Menge seiner Landsleute bis zum letzten Augenblick in ihm den alleinigen Erretter aus der furchtbaren Not erblickt hätte. Dieser Umstand entschuldigt einigermaßen das verwegene Auftreten des kühnen Volkstribunen und wälzt die Verantwortlichkeit für sein Gebaren mit auf diejenigen, die seinen Anordnungen ohne Widerspruch oder gar mit eigener Begeisterung

folgten, und auf jene, die als Mitinhaber der Gewalt dem verderblichen Treiben ihres Kollegen keinen energischen Widerstand geleistet hatten.

Die Wahlen für die Nationalversammlung zu Bordeaux wurden für den 8. Februar ausgeschrieben, und wenige Tage später traten die Erwählten Frankreichs zusammen. Vor den Thoren der Städte und in den Straßen der Dörfer erhob sich eine Lichtgestalt, die den Palmenzweig segnend schwenkte: der Friede nahte, das lang entbehrte, viel ersehnte Himmelskind!

Und der Friedensbote brachte den Siegern Ruhmeskränze und geleitete die flatternden Fahnen und erbeuteten Banner nach den Landeshauptstädten, als Zeichen ehrenreichster Errungenschaften im Jahre der deutschen Einigung.

Neununddreißigster Abschnitt.

Die letzten Szenen des blutigen Dramas.

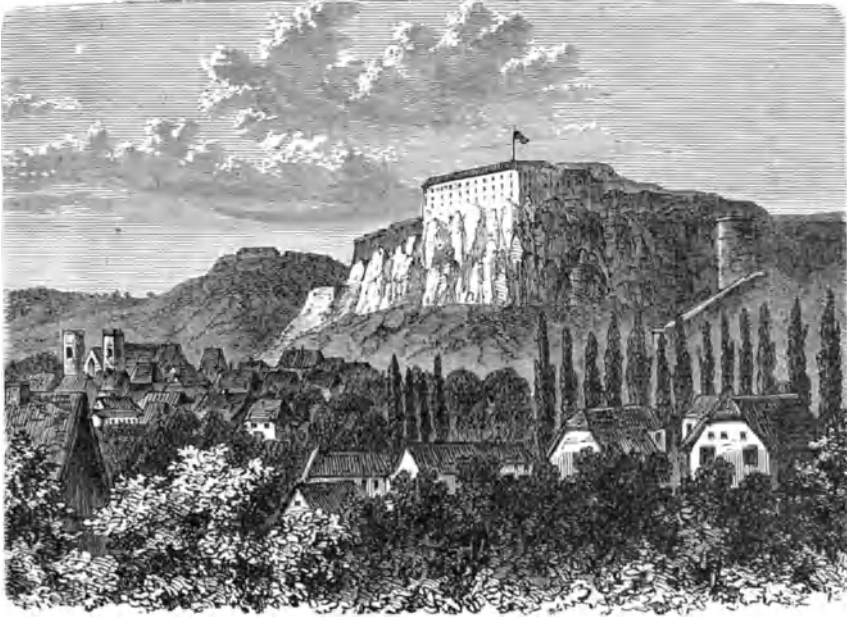
Still lag die schneebedeckte Landschaft an der Lisaine da, als hätte nie ein Kampf dort getobt; nur hier und da aus der weißen Decke auftauchende Kreuze, zerstörte Häuser und Gehöfte sowie das Rollen entfernten Geschützdonners aus der Richtung von Belfort mahnten an den Fortgang des Krieges in jenem südöstlichen Teile Frankreichs, der von den Segnungen des vor Paris abgeschlossenen Waffenstillstandes vorerst noch ausgenommen war.

Das schwere Werk der Belagerung Belforts hatte inzwischen wesentliche Fortschritte gemacht. Der Einschließungskreis war ein engerer geworden, denn in der Nacht vom 7. zum 8. Januar hatte die diesseitige Infanterie Danjoutin erstürmt, wobei 2 Stabsoffiziere, 16 Offiziere und über 700 Mann als unverwundete Gefangene in deutsche Hände fielen. Am 20. Januar räumte der Feind auch das Dorf La Perouse den Belagerern. Diese beiden Orte waren als Stützpunkte bei dem Vorgehen gegen die beiden Perches wie auch bei Anlegung der Laufgräben von großem Wert. Die Herstellung der letzteren bildete eines der vielen Mühsale, mit denen die Belagerer zu kämpfen hatten; die meisten dieser Annäherungswerke mußten in Felsen gesprengt werden und standen bei eintretendem Tauwetter stets unter Wasser.

Dennoch wurden alle diese Strapazen mutig ertragen, da nur durch Bekämpfung der beiden Perches Aussicht auf Erfolg sich eröffnete. Ein regelrechter Angriff konnte jedoch erst vor sich gehen, wenn es gelang, die schweren Geschütze der Felsenwerke zum Schweigen zu bringen. Nachdem dies den deutschen Artilleristen endlich gelungen war, hielt es General von Treskow, der die Belagerung der Grenzfeste leitete, an der Zeit, aus den mittlerweile noch weiter vorgeschobenen Laufgräben vorzubringen und einen Sturm gegen die Perches zu wagen. Dieser fand am 26. Januar, abends 9 Uhr, statt, mißlang aber vollständig. Der Feind war, wahrscheinlich durch Spione, von dem Unternehmen in Kenntnis gesetzt

worden und hatte alles vorbereitet, die anstürmenden Mannschaften übel zu empfangen.

Das 2. Bataillon des 3. pommerschen Landwehrregiments Nr. 14 — meist aus Stettinern bestehend — war zum Vorgehen kommandiert worden. Es hatte die Hälfte des zurückgelegten Weges noch nicht erreicht, als es schon vom Feinde Feuer erhielt. Einmal zum Kampfe vorgeschickt, geht die preussische Landwehr nicht wieder zurück; so geschah's auch hier — unaufhaltsam ging es weiter, im Eilschritt dem Gegner



Belfort.

entgegen. Da entlud sich auf ihre Reihen ein verheerender Granatenhagel; hinterdrein sausten noch Schrapnells, Gewehr- und Mitrailleurkugeln auf die unglücklichen Landwehrmänner in solcher Anzahl nieder, daß sie im dichtesten Feuerregen standen. Eine Rückkehr war ebenso unmöglich wie ein Vorwärts; viele warfen sich auf den schneebedeckten Boden, jeden Augenblick das tötende Blei erwartend. Die Nacht machte die Verwirrung noch größer — nur einer Minderzahl der tapferen Sturmkolonnen gelang es schließlich, unter dem Schutze der Dunkelheit dem Tode oder der Gefangenschaft zu entinnen. Von dem Landwehrbataillon kehrten im ganzen nur 311 Mann zurück! Eine Kompagnie zählte nur noch 1 Unteroffizier, 1 Tambour und 47 Mann!

Die schmerzliche Erfahrung des 26. Januar hatte zur Folge, daß die Wegnahme der Perchesforts nun auf regelrechtem Wege angestrebt wurde. Der erneute Angriff sollte ursprünglich in der Nacht vom 8. zum 9. Februar durch Landwehrebataillone stattfinden, allein er erfolgte schon in der Mittagsstunde des 8. Februar. Die Erdarbeiten und Batteriebauten der deutschen Pioniere waren beiden Forts bereits sehr nahe gerückt, und die dort tätigen Mannschaften gerieten auf den Einfall, eine Auskundschaftung gegen die oberen Perches hin auszuführen, um zu ermitteln, ob der Feind sich noch darin aufhalte; denn seit einigen Tagen war, nachdem eine Batterie siebenpfündiger Mörser ein gewaltiges Feuer gegen die Felsenwerke eröffnet hatte, kein Schuß mehr aus den Schanzen gefallen. Die Pioniere führten ihr Vorhaben mit großer Geschicklichkeit durch. Die Höhe war bald erreicht; indes in dem Hofe des Werkes zeigte sich keine Spur irgendeines lebenden Wesens, nur zertrümmerte Geschütze, Lafetten und beschädigte Munitionskarren standen und lagen umher, bis endlich in einer Art von Wachtstube die noch im Fort verbliebene Besatzung, aus einem Offizier und 20 Mann bestehend, bei der friedlichen Arbeit des Kartoffelschälens angetroffen wurde. Mit der Mahlzeit war es für diesen Tag vorbei; ein kurzer Kampf endete mit der Gefangennahme der kleinen Besatzung; dem Offizier und fünf Mann gelang es jedoch, zu entkommen.

Ähnlich verlief auch die Besitzergreifung der unteren Perches; auch dort befand sich nur eine schwache Abteilung der Gegner, die ebenfalls nach kurzer Gegenwehr überwältigt wurde. Aber die Freudennrufe der Deutschen über den geglückten Handstreich waren kaum verhallt, als der Feind von den übrigen Forts und dem Schloß aus gegen die Perches ein wahnsinniges Bombardement eröffnete: in jeder Minute ließen sich 80 Schüsse zählen! Der Gegner bot alles auf, die Besetzung der Perches zu erschweren und, wenn möglich, noch zu verhindern, denn er kannte nur zu gut die Wichtigkeit dieser Position. Allein den rastlosen Anstrengungen unsrer Artillerie und Ingenieure gelang es gleichwohl, sie verteidigungsfähig zu machen und sich darin zu behaupten.

Noch ein mühseliges Werk galt es jetzt zu vollenden. Die schweren Mörser und Bierundzwanzigpfünder mußten auf grundlosen Wegen den steilen Abhang hinaufgeschafft werden. Zum Glück trat bald nach Beginn der Arbeiten am 11. Februar ein Witterungswechsel ein, und helles, kaltes Wetter kam der Errichtung der Batterien zu Hilfe. Bald standen 60 Geschütze schußbereit da.

Durch die Einnahme der beiden Felsenwerke war ein wesentlicher Vorteil erlangt und der Zeitpunkt gekommen, wo sämtliche Festungswerke des Feindes mehr oder weniger von dem schweren deutschen Ge-

schütz bedroht werden konnten. Das bewiesen schon einzelne Probeschüsse, durch die das Feuer vom Fort La Justice alsbald zum Schweigen gebracht wurde; auch das Schloß und die Stadt erhielten Beweise vom richtigen Zielen unsrer Kanoniere. Bevor General von Tresckow jedoch das eigentliche Bombardement eröffnete, schickte er nochmals einen Parlamentär an Oberst Denfert ab mit der Aufforderung, zu kapitulieren. Es traf sich, daß zur gleichen Stunde auch ein französischer Unterhändler mit Anträgen des Kommandanten der Festung schon unterwegs war.

Es war am 13. Februar; schon während des ganzen Tages waren Gerüchte von Waffenstillstand und Übergabe umgelaufen. Allein sie fanden wenig Glauben, da gerade an diesem Tage wiederum der Feind das Geschützfeuer bis zum Abend fortsetzte. Gegen 9 Uhr verstummte es jedoch, und in der Festung, in den Forts und in den Straßen der Stadt begann ein ungewöhnliches Leben und Treiben — schon glaubten die Belagerer sich auf einen neuen Ausfall gefaßt machen zu müssen, als laute Zurufe und fröhliches Jauchzen herüberdrangen. Das waren keine Anzeichen einer blutigen Herausforderung, das waren Jubeltöne, die nur eine in Aussicht stehende Erlösung aus Not und Gefahr dem Gegner und namentlich der Bevölkerung von Belfort zu entlocken vermochte — es waren die ersten Anzeichen des Friedens! Bald gelangte auch im deutschen Lager zu den erwartungsvoll harrenden Truppen die Verkündigung, daß der Feind um einen Waffenstillstand nachgesucht habe. Mancher Landwehrmann, zur Erdarbeit kommandiert, stand auf seinen Spaten gestützt da und lauschte den Klängen mit einer Andacht, als seien es Orgeltöne.... Gott — kaum ist's zu glauben! — all das Elend, all die ununterbrochenen Mühsale sind nun zu Ende? Friede wird's? Weib und Kinder werden den Vater wiedersehen?... Hehre Gedanken zogen durch die Seele, naß wurden die Augen, und bärtige Männer schluchzten wie die Kinder.... Allgemeine Freudenrufe erfüllten die Luft, die Friedensklänge mischen sich mit jenen des Feindes, und brausend ertönt es: „Hurra! Es ist Waffenstillstand!“

Nur drei Tage vergingen; der Waffenruhe folgte die Kapitulation. Allerdings hatte nur ein ausdrücklicher Befehl seiner Regierung den feindlichen Festungskommandanten bestimmen können, den Platz zu übergeben, wiewohl in der Festung Proviant und Munition bereits ihrem Ende zugingen. In anbetracht der wirklich heldenmütigen Verteidigung des Platzes wurde der noch gegen 12000 Mann starken Besatzung freier Abzug mit allen kriegerischen Ehren und Beibehaltung sämtlicher Waffen und des Gepäcks gewährt.

Mit Achtung sahen die deutschen Krieger den Abziehenden nach; das waren andre Soldaten als jene, die einst aus Straßburg zogen, wackere,

stramme Leute. Die Spuren des Bombardements zeigten sich in der Stadt wie ringsum deutlich genug. Fast alle Häuser waren zerschossen, vielen drohte der Einsturz; von der prächtigen Kirche war ein starker Pfeiler losgerissen, dessen Trümmer den Platz bedeckten. Wäre die Kapitulation nicht in letzter Stunde erfolgt, hätte man, wie die Absicht vorlag, mit dem eigentlichen Bombardement mit aller Energie begonnen, so würde Belfort ohne Zweifel binnen wenigen Tagen in einen Steinhaufen verwandelt worden sein.

Am Nachmittag des 18. Februar fand unter dem Donner der Kanonen vor der Feste ein militärischer Feldgottesdienst statt. Wohl selten ist während des ganzen Feldzugs der Choral „Nun danket alle Gott!“ herzinniger gesungen worden, als damals von den wettergebräunten Landwehrmännern. Nach Beendigung der Feier erfolgte unter klingendem Spiel der Einzug in die Stadt.

So war denn auch die letzte größere, von unsern Truppen belagerte Festung gefallen. Viel edles deutsches Blut haftete an diesem letzten Erfolge, furchtbar waren die Strapazen gewesen, die das Belagerungskorps inmitten des strengen Winters zu überstehen hatte. So lagen, um nur eines der vielen Mühsale anzuführen, die Baracken verschiedener Truppenteile vier Wegstunden von dem Batteriebau entfernt; nach dem anstrengenden Marsche mußten dann gewöhnlich die Mannschaften 24 Stunden lang, oft bis über die Knie im Wasser oder Kot stehend, dem Feuer des Feindes ausgesetzt, bei den Erdarbeiten tätig sein, um hierauf wiederum den sumpfigen Weg nach dem Barackenlager anzutreten und eine zwölfstündige Ruhe zu genießen. Um so mehr verdient das unverdrossene Ausharren dieser „Wacht am Rhein“ volle Würdigung. Man darf wohl sagen: ein jeder dieser Braven, die hier Deutschlands Ehre vertraten, war ein Held! — — — — —

Sämtliche Armeen, die das französische Kaiserreich und die Republik während des sechsmonatlichen Feldzugs gegen Deutschlands Gauen ins Feld führte, zerschellten am Granitbau unsres volkstümlichen Heerwesens. Sie gingen alle zugrunde — am kläglichsten aber wohl die von General Bourbaki befehligte Ostarmee, der letzte französische Heerkörper, die letzte Hoffnung des unglücklichen Landes. Sie entbehrte schon des inneren Haltes, als sie dem Werder'schen Korps entgegenzog, und sie verfiel der vollständigen Auflösung, als die Massen, zum Rückzug gezwungen, entmutigt des Weges dahinmarschierten.

Bourbaki sah seine Vorahnung bestätigt. Durch das namenlose Elend seiner Soldaten und durch aufregende Depeschen Gambettas, die auch ihn zum „Verräter“ stempelten, zur Verzweiflung getrieben, ver-

suchte der bedauernswürdige Mann seinem Leben am 26. Januar durch einen Pistolenschuß ein Ende zu machen. Er fügte sich eine schwere Verwundung zu, doch gelang es, das Leben des unglücklichen Feldherrn zu retten.

An der Verfolgung der französischen Ostarmee, die General von Werder unter leichten Gefechten fortsetzte, nahmen vom 21. Januar an auch die sehnlichst erwarteten Pommern und Westfalen teil. Der Vormarsch der Pommern verzögerte sich infolge des unwegsamen Terrains, das in der winterlichen Jahreszeit das Weiterkommen in hohem Grade erschwerte. Die 14. Division des VII. Korps wurde, nachdem noch die ihr zugehörige Infanteriebrigade des Generals von Boyna am 5. Januar die nordwestlich von Mézières gelegene Festung Rocroy durch einen kühnen Handstreich genommen hatte, mittels Eisenbahn der schon früher aufgebrochenen 13. Division nach Chatillon sur Seine nachgeschoben, wo sich am 12. und 13. Januar die beiden Heerteile unter dem Oberbefehle des Generals von Manteuffel vereinigten.

Am 14. Januar begann nun der gemeinsame weitere Vormarsch; nur eine pommersche Brigade ging gegen Dijon vor, um daselbst den Alten von der Ziegeninsel und seine Rothemden zu beschäftigen und sie in dem Glauben zu erhalten, daß eine größere Truppenmacht ihnen gegenüberstehe. Die Hauptmacht der Garibaldianer war dort bis zu den hochgelegenen Dörfern Tallant und Fontaine vorgerückt und hatte diese stark besetzt. Gegen diese Positionen richteten die anderthalb pommerschen Regimenter mit ihren acht Kanonen den Angriff. Am 21. Januar eröffneten die Preußen mit ihrer Artillerie die Feindseligkeiten von den jenen Dörfern gegenüberliegenden Höhen aus. Die Kanonade währte mit Hefigkeit bis zum Abend und ward am nächsten Tage wieder aufgenommen. Am 23. Januar verließen die Garibaldianer ihre Stellungen und traten den Rückweg auf Dijon an; eine Abteilung setzte sich jedoch in nächster Nähe der Stadt in einem dreistöckigen Fabrikgebäude fest. Es entspann sich an dieser Stelle ein blutiger Kampf, bei dem namentlich eine Kompagnie des 61. Infanterieregiments große Verluste erlitt, da der Feind aus den Fenstern des Gebäudes gegen die wiederholt anstürmenden Mannschaften ein verheerendes Feuer unterhielt. Der Fahnenträger des Bataillons war einer der ersten, welche fielen; ein anderer ergriff das teure Panier, aber bald rötete auch sein Blut die Erde. So ging es noch mehrmals, bis endlich die Dunkelheit die Fahne selbst vor dem Nächststehenden verbarg.

Dieses militärische Ehrenzeichen ist das einzige, das während des ganzen Krieges den Deutschen verloren gegangen ist, und unter welchen ehrenvollen Umständen, das ist in unauslöschlichen Zügen in den Büchern der Kriegsgeschichte eingeschrieben! Selbst der Feind ließ der Tapfer-

feit des Gegners volle Ehre widerfahren. Am folgenden Tage ging dem General Kettler durch Ricciotti Garibaldi die Mitteilung zu, „daß jenes Kleinod des Soldaten unter einem Leichenhügel, mit Blut getränkt, zerschossen und zerbrochen aufgefunden worden sei“.

Die letzten Tage hatten viele schmerzliche Opfer gefordert, allein der Zweck, Garibaldi zu überlisten, war erreicht. Anstatt die Rückzugslinien, die Bahnen von Belfort nach Lyon, auf alle Fälle für Bourbakis Heer freizuhalten, hatte er, durch den Heldenkampf der Brigade irreführt, das II. und VII. Korps die Verbindungslinien durchschneiden und besetzen lassen. Zu spät erkannte er die Täuschung, der er sich hingegeben; vorerst glaubte er ganz vorzüglich operiert zu haben, und ein bombastischer Tagesbefehl, den er an seine Soldaten erließ, schloß mit den Worten: „Ihr habt die Fersen der schrecklichen Soldaten Wilhelms gesehen, ihr jungen Söhne der Freiheit... Ihr habt eine ruhmreiche Seite in den Jahrbüchern der Republik beschrieben. Ihr habt die kriegerischsten Truppen der Welt besiegt!“ — O, eitler Wahn!

Der Vormarsch des II. und VII. Korps durch die Gelände und Höhenzüge des Côte d'or-Gebirges erfolgte, ohne auf ernsteren feindlichen Widerstand zu stoßen; nur die Vorhut bestand leichtere Schamügel mit Frantkireurs und Truppenteilen, deren Stützpunkt die Festung Langres war.

Schnee und Glatteis hemmten vielfach die Fortsetzung des Marsches, doch der energische Wille der tapferen Pommern und Westfalen überwand alle entgegenstehenden Hindernisse. Am 21. Januar besetzten die Pommern nach glücklich bestandnem Gefecht Dôle und erbeuteten 230 mit Lebensmitteln, Furage und Bekleidung beladene Eisenbahnwagen. In dem sie sich genau nach den Bewegungen des Feindes richteten, rückten sie südöstlich gegen den Marktflecken Champagnole und darauf nordöstlich, die schweizerische Grenze entlang, auf Nozeroy und Pontarlier vor. Die Westfalen blieben unweit Dôle stehen, um die Garibaldianer vollständig von der Armee Bourbakis abzuschneiden. Da außerdem noch die Schmelingsche Division in der Richtung von Blamont und Hypolite nordöstlich der schweizerischen Grenze dem Feinde den Vorsprung abgewann, so wurde dieser nun von drei Seiten bedrängt, denn auch das Werdersche Korps blieb ihm auf den Fersen. Hierdurch gelang es, der französischen Ostarmee, die in den letzten Stunden ihres Bestehens von General Clinchant befehligt wurde, den Rückzug nach Lyon völlig abzuschneiden; nur einem einzigen Korps ward es möglich, in dieser Richtung zu entkommen. Immer mehr verengerte sich der Bogen, den die deutschen Truppen um die letzte Streitmacht des einst so stolzen Frankreich zogen.

Jules Favre trug die Schuld, daß der in Versailles abgeschlossene Vertrag nicht auch auf die Operationen im Osten ausgedehnt ward. Jetzt

scheiterten nun auch die Waffenstillstandsunterhandlungen, die Clinchant anzuknüpfen versuchte; immer weiter drangen die Deutschen vor und trieben die ermatteten Franzosen, die hier und da noch Widerstand zu leisten versuchten, zu Haufen vor sich her — der letzte Hoffnungsfunkel war verglommen, an einen Durchbruchversuch nicht mehr zu denken; was blieb noch übrig? — Nur der Übertritt auf neutrales Gebiet. In der Nacht vom 31. Januar zum 1. Februar ward zwischen dem französischen General Clinchant und dem schweizerischen Oberst Herzog ein dahingehender Vertrag abgeschlossen.

Vom Morgen des 1. bis zum späten Abend des 2. Februar währte das Überschreiten der Grenze an drei Punkten; bei Locle, bei Les Berrères und an der Grenze des Kantons Waadt. Eine Menge Franzosen fielen in diesen Tagen noch in die Hände der Deutschen; das II. Korps hatte allein 15000 Gefangene aufzuweisen, darunter zwei Generale, und das Werder'sche Korps über 3000, der reichen Beute an Geschützen, Bagage, Wagen usw. nicht zu gedenken.

Nach Auflösung der Ostarmee war in Frankreich eine Wendung zum Besseren nicht mehr denkbar. Nicht weniger als 385000 Krieger, darunter 4 Marschälle, 147 Generale und 11700 Offiziere, befanden sich Kriegsgefangen in Deutschland, an 250000 Mann waren interniert in Paris, 100000 Mann etwa hatten in Belgien und in der Schweiz die Waffen gestreckt.

Der Januartraum Gambettas war geschwunden. Während eines Monats hatten sich die verfügbaren Streitkräfte Frankreichs, einschließlich der Kriegsgefangenen Pariser Armee, um 350000 Mann vermindert, und über 800 Feldgeschütze, zahlreiche Waffen und Kriegsmaterial waren in den Händen der Sieger.

Die Schweizer waren übrigens über die ihnen zuteil gewordene unerwartete Einquartierung keineswegs erbaut. Nicht weniger als 81577 Mann Franzosen wurden auf die verschiedenen Kantone der Eidgenossenschaft verteilt, und dieser Massenbesuch kostete der Eidgenossenschaft etwa 9 Millionen Frank.

Der Widerstand Frankreichs war völlig gebrochen; es gebot nur noch über armselige Heeresreste. Auch Garibaldi's Rolle war ausgespielt; er hatte, als gegen ihn stärkere preußische Abteilungen heranzogen, Dijon am 1. Februar geräumt und führte seine Landsleute mittels Eisenbahn dahin, von wannen die „Söhne der Freiheit“ gekommen waren.

Der ewig denkwürdige Krieg war endlich beendet.

Vierzigster Abschnitt.

Abschied von Frankreich.

Die Waffen ruhten und des Krieges Stürme schwiegen. Die Staatsmänner hatten nun ihr Tagewerk zu vollbringen, um die Erfolge der Waffen möglichst auszunutzen und das vergossene teure Blut durch ehrenvolle Friedensbedingungen zu sühnen. Dies blieb die hohe Aufgabe, die zu erfüllen dem mit ins Feld gezogenen deutschen Reichskanzler oblag. Mit Ruhe und vollem Vertrauen konnte auch in diesem wichtigen Augenblicke das deutsche Volk sich auf die Klugheit des außerordentlichen Mannes verlassen, der mit Vorsicht, dabei kühnen Sinnes, das Steuerruder unfres wieder stolz dahinfegelnden Staatsschiffes lenkte und von dem alle wußten, daß seine Feder nicht das verderben werde, was das Schwert mühsam errungen hatte.

Die französische Nationalversammlung, die am 12. Februar ihre Sitzungen eröffnet hatte, ernannte den ehemaligen Minister des Königs Louis Philipp, Thiers, zum obersten Chef der Regierung. Auch unter ihm blieb Jules Favre an der Spitze des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten.

Frankreichs Wahl konnte kaum glücklicher ausfallen; denn diese beiden Männer zählten zu den Patrioten, die es wahrhaft gut mit ihrem zerrütteten Vaterlande meinten. Die Mehrzahl der Abgeordneten neigte sich dem Frieden zu, und so begaben sich Thiers und Favre als Friedensunterhändler nach Versailles. Doch langsam nur rückten dort die Verhandlungen vorwärts, der Waffenstillstand mußte sogar zweimal verlängert werden, wenn auch im ganzen nur um eine Woche; ja einen Augenblick schien es, als sollten die unter den besten Anzeichen begonnenen Verhandlungen scheitern, indem Thiers von einer Abtretung der Festung Metz durchaus nichts hören wollte. Indessen unser eiserner Kanzler bestand darauf, willigte dagegen ein, Belfort an Frankreich zurückzugeben, und nur diesem Zugeständnis war es zu danken, daß die Feindseligkeiten nicht von neuem wieder begannen. So gelangten denn die vorläufigen Friedensverhandlungen am Nachmittage des 26. Februar, kurz vor Ablauf des Waffenstillstandes, zum Abschluß. Da aber die verschiedenen Punkte,

die man vereinbart hatte (die sogenannten Präliminarien), der Bestätigung durch die französische Nationalversammlung bedurften, so wurde der Waffenstillstand auf weitere vier Tage verlängert.

Die Friedenspräliminarien lauteten der Hauptsache nach folgendermaßen:

„Frankreich verzichtet zugunsten des Deutschen Reiches auf einen Teil von Lothringen, darunter Metz und Thionville, ferner auf Elsaß, Belfort ausgenommen*). Frankreich zahlt fünf Milliarden Frank als Kriegsschädigung an Deutschland in gewissen Zwischenräumen binnen drei Jahren.“

Fünftausend Millionen! Nur wenige machen es sich recht klar, was fünf Milliarden heißen wollen. Erst wenn man die Verzinsung einer so kolossalen Summe in Betracht zieht, merkt man, um welch fabelhaften Betrag es sich handelt. Zu fünf Prozent gerechnet, mit welchem Satze Frankreich seine Schuld bis zu deren vollständiger Tilgung zu verzinsen hatte, beträgt der jährliche Zins 200 000 000 Mark, der monatliche 16 666 676 $\frac{2}{3}$ Mark, der tägliche 555 555 $\frac{1}{3}$ Mark, der stündliche 23 148 Mark, jede Minute kostete Frankreich 386 Mark und jede Sekunde 6 Mark.

Nach und nach sollte die Räumung des Landes, sobald der Vertrag genehmigt war, beginnen. Bis zur vollständigen Befriedigung Deutschlands hielten die deutschen Truppen mehrere zur Champagne gehörige Departements besetzt sowie die Festung Belfort. Die rückständige Kriegsschuld war mit fünf Prozent zu verzinsen, und zwar vom Tage der Genehmigung der Friedenspräliminarien an gerechnet.

„Die deutschen Truppen haben sich aller Requisitionen in den von ihnen besetzten Landesteilen zu enthalten, Frankreich jedoch die Kosten der Unterhaltung für dieselben zu tragen“, so lautete eine fernere Bestimmung des Präliminarvertrags. Dies machte ein nettes Sümmdchen; denn die festgesetzte Verpflegungsvergütung betrug für jeden Mann etwa 1 $\frac{1}{2}$ Mark, für jedes Pferd 2 Mark; erst mit dem 1. Oktober sollte eine Ermäßigung des vereinbarten Satzes eintreten.

Man hatte sich endlich dahin verständigt, daß die zahlreichen Gefangenen, die sich in unsern Händen befanden, unverweilt zurückkehren dürften, und daß die Eröffnung der eigentlichen Friedensverhandlungen in Brüssel nach Genehmigung der Friedenspräliminarien erfolgen sollte. Hier ging es aber nicht recht vorwärts, so daß Graf Bismarck zu Anfang Mai die Verhandlungen in Frankfurt am Main mit Jules Favre persönlich zum Abschluß brachte. Die verabredeten Bedingungen erfuhren zu unsern gunsten etliche Abänderungen, namentlich wurde bestimmt, daß

*) Vergleiche die Karte der deutsch-französischen Grenzgebiete auf Seite 413.

die Räumung der Pariser Forts erst nach Zahlung der dritten halben Milliarde zu geschehen habe. Der endgültige Friedensschluß erfolgte am 10. Mai 1871.

Mit schwerem Herzen legte Thiers die Abtretung von Elsaß und Deutsch-Lothringen — ein Gebiet von 11500 qkm mit etwa 1600000 Einwohnern — der Nationalversammlung vor. Jedoch die Zurückerstattung der Grenzlande an Deutschland bildete die erste unerläßliche Bedingung des Friedensschlusses. Nicht der Eroberungssucht, nicht dem Laumel des Siegesrausches entsprang diese Forderung; vielmehr erheischte die Sicherheit unsres Gebietes den Besitz des Vogesenwalls sowie des Bollwerks von Metz und der andern festen Plätze von Elsaß-Lothringen als schirmende Grenzlinie des neuen Reichs. Die Lehren der Geschichte zeigten zu deutlich und klar, daß Elsaß-Lothringen in den Händen der Franzosen stets die Handhabe gewesen war, um Deutschland jahrhundertlang in Ohnmacht zu halten und unser Vaterland für fränkische Zwecke auszubeuten. Mit Zurücknahme der geraubten Lande ward Frankreich nur in seine ehemaligen Schranken zurückgewiesen.

Daß aber selbst Leute von der entgegengesetzten Seite, gute Republikaner, die beim Friedensschluß bewiesene Mäßigung Deutschlands würdigten, zeigte eine Äußerung des greisen Generals Fabrizi, eines Freundes von Garibaldi und Mitbegründers der italienischen Einheit: „Wie sollte man nicht, vom politischen Standpunkte aus, die von Deutschland nach seinem vollständigen Siege bewiesene Mäßigung bewundern, da es sich doch in bezug auf die Gebietsabtretungsfrage damit begnügte, nur ein ehemals von Frankreich erobertes Stück deutscher Erde zurückzunehmen und gleichzeitig — obwohl selbst unter der Monarchie lebend — noch dem niedergeworfenen Frankreich gestattete, sich zur Republik zu gestalten?“

Das Bedürfnis nach Frieden war im Frühjahr 1871, namentlich in den Provinzen Frankreichs, größer als man geahnt hatte; die Nationalversammlung nahm am 1. März den Vertrag mit 546 gegen 107 Stimmen an, und am nächsten Tage schon erfolgte die Bestätigung durch Kaiser Wilhelm — das große Werk war vollbracht.

Und wie bei Beginn des blutigen Krieges, so sah man auch jetzt wieder in den Gotteshäusern andächtige Gemeinden zu innigem Dankgebet versammelt. Ganz Deutschland hatte sein Festgewand angelegt, Städte und Dörfer erglänzten im Lichterschmuck, überall erhebender Hertzensjubel, nirgends jedoch übermütiger Straßenlärm und wüßtes Wirtshausstreiben. Die hohe Bedeutung der Friedensfeier ward erkannt und durch tiefere Stimmung noch gehoben.

* * *



 Grenze zwischen Deutschland und Frankreich

Entw. u. geogr. all. Verh.

Maßstab 1 : 1880000

F. A. Brockhaus Geogr. Institut, Leipzig

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10
 Deutsche geograph. Meilen 13 12

Vor und in Paris aber vollzog sich unterdessen ein interessantes Schauspiel. Zum drittenmal in diesem Jahrhundert mußte die hochmütige Hauptstadt deutsche Soldaten als Sieger in ihren Straßen sehen. Und gleichwie vor 57 Jahren, als der alte Marschall Vorwärts seine siegreichen Scharen nach Paris geführt hatte, geschah es auch diesmal im Frühlingsmonat März. Freundlich schaute die Sonne herab auf das glänzende militärische Schauspiel dort unten; die Pariser und Pariserinnen aber sahen verdrossen und scheel darein, als unsre strammen Soldaten heranzogen. 30 000 Mann waren bestimmt, Paris zu besetzen, und zwar 8000 vom XI. Korps, 11 000 vom VI. Korps und ebenso viele vom II. bayrischen Korps. Außerdem aber standen 70 000 Mann bereit, jede Widerseßlichkeit, jede Hinterlist der übelgesinnten Bevölkerung nach Gebühr zu züchtigen, wie denn auch sämtliche Geschütze der Forts auf die Vorstädte von Paris gerichtet waren.

Unter den einziehenden Truppen waren alle Waffengattungen vertreten. In musterhafter Ordnung harrten die Infanterie-, Artillerie- und Kavalleriekolonnen dem Anschlagen der ersten Morgenstunde.

Jetzt durchzuckte freudige Bewegung die Reihen. Aller Augen richteten sich auf eine glänzende Reiterchar, die heransprengte; es war Kaiser Wilhelm, umgeben von den Fürsten und Prinzen seines Hauptquartiers, von seinen Räten und seinem militärischen Gefolge. Sauchzendes Hurra durchzitterte die Lüfte, die Musikchöre fielen ein, und „Heil dir im Siegerfranz!“ so brauste es über die weite Fläche hin, überall begeisterte EchoS erweckend, und bald dröhnte auch von der Besatzung des Mont Valerien ein mächtiges Hurra hernieder.

Kaiser Wilhelm ließ die 30 000 Mann an sich vorbeipassieren, und als die schmucken Söhne Deutschlands, denen man die überstandenen Strapazen nicht ansah, an ihm vorüberparadierten, da schimmerte eine Träne in dem väterlichen Auge, eine Träne der Freude.

Eine Überfülle von Erinnerungen mag im Herzen des greisen Oberfeldherrn in jenem Augenblick erwacht sein! Erst vor vier Jahren, gelegentlich der großen Weltausstellung, hatte er an derselben Stelle der Heerschau beigewohnt, die damals Kaiser Napoleon ihm und dem Kaiser Alexander von Rußland zu Ehren über die damals für unbeflegbar geltende französische Armee abhielt! . . .

Die Truppenschau ging zu Ende, der Einmarsch in die stolze Hauptstadt begann. Der Kaiser begab sich mit dem Kronprinzen nach Versailles zurück, während Prinz-Feldmarschall Friedrich Karl, der Kronprinz von Sachsen, der Großherzog von Mecklenburg und andre fürstliche Personen den Truppen folgten.

Wenn auch der von den Unsrigen besetzte Teil von Paris verhältnis-



Eingug der Deutschen in Paris. Ankunft auf dem Kontordienplatze.

mäßig nur klein war, so umfaßte er doch jenen Teil der Hauptstadt, der den besonderen Stolz jedes Parisers bildet, nämlich die Siegesstraße, die als eine der schönsten Straßen Europas vom Triumphbogen bis zum Tuileriengarten sich erstreckt. Kaiser Napoleon I. ließ sie anlegen, als er von seinen Eroberungszügen ruhmgekrönt nach Paris zurückkehrte.

Der Palast der Tuilerien, der Triumphbogen, der Platz der Champs Elysées, die großartigen Gebäude am Konfordinenplatz mit dem Obelisk von Luvor nebst den Städtestatuen und prachtvollen Kandelabern, endlich die prächtige Madeleinekirche auf der einen und der Palast des Gesetzgebenden Körpers auf der andern Seite — alles dies sind monumentale Zierden und historische Erinnerungen dieses Stadtteils.

Der Einzug der Deutschen ging in aller Ordnung vor sich. In dichten Massen hatte sich die neugierige Bevölkerung zusammengeschart, aber mit geringfügigen Ausnahmen verhielt sich die Menge ruhig, nur fiel sie über jeden her, der sich mit den deutschen Soldaten in einen Verkehr einlassen wollte. Einer Vorhut von 2000 Mann folgte gegen 2 Uhr die Hauptmasse, zuerst die Bayern. Der Hurraruf, als sie den Triumphbogen durchschritten, wollte kein Ende nehmen, und begeistert stimmten die Musikkorps an: „Was ist des Deutschen Vaterland.“ Schon begannen die Töne zu schwinden, da schwoollen sie von neuem an. „Es braust ein Ruf wie Donnerhall“, so erklang es von dem Triumphbogen, und abermals mischten sich Hurras in die Weisen der Musik — es waren Abteilungen des XI. Korps, welche jetzt einmarschierten. Die Sonne schien so freundlich, die Waffen blitzten und das Herz war so voll! Die Reihen des XI. Korps schlossen sich, die „Wacht am Rhein“ verhallte, aber wieder zogen neue Scharen heran. „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben“, spielten die Regimentsmusiker der Schlesier.

Endlich war der Zug zu Ende.

Nun wurden in der Mitte der Champs Elysées und am Triumphbogen Kanonen aufgepflanzt, vor denen die versammelten Menschenmassen scheu zurückwichen. In den Straßen, durch welche die deutschen Truppen marschierten, blieben sämtliche Läden geschlossen, aus vielen Häusern wehten schwarze Fahnen. Da aber der Weg auch an Lazaretten vorüberführte, die sich durch die weiße Fahne kennzeichneten, so hatte ein Schlesier nicht unrecht, wenn er verwundert ausrief: „Dunnerwetter, sind die Pariser gut preußisch worden!“

Da die Besetzung von Paris laut Übereinkunft nur bis nach erfolgtem Austausch der Friedenspräliminarurkunden dauern sollte, so wurde die Hauptstadt schon am 3. März wieder von den Deutschen geräumt.

* * *

Der greise Oberfeldherr rüstete sich nun mit dem Kronprinzen und seinem getreuen Moltke zur Heimfahrt. Der Reichskanzler war ihnen bereits vorangeeilt. Am 7. März verließ Deutschlands Kaiser die Residenz der Könige von Frankreich. Mehr und mehr verschwand das kriegerische Getümmel aus den Straßen von Versailles.

Die Fürsten Deutschlands kehrten einer nach dem andern in ihre Residenzen zurück; von den fürstlichen Heerführern verweilten nur noch der Kronprinz von Sachsen und Prinz Friedrich Karl in Frankreich. Der Prinzfeldmarschall übernahm den Oberbefehl über die in Feindesland bis zur Abzahlung der Kriegskosten zurückzulassende Besatzungsarmee und schlug später sein Hauptquartier in Reims auf.

Bald kehrten auch die Badener, die Landwehren und Reserven zurück, denen sich die Bayern und Sachsen sowie die preußischen Garden anschlossen.

Ehe der Kaiser sich auf den Heimweg begab, hielt er noch bei Billiers eine Musterung über die Bayern, Württemberger und Sachsen und verabschiedete sich sodann von der Maasarmee. In seinen Abschiedsworten äußerte er, nächst dem 18. August und den Kämpfen bei Belfort rechne er die Tage von Billiers zu den bedeutendsten Leistungen des Feldzugs. „Jetzt wird es,“ fuhr er fort, „darauf ankommen, im Frieden den Bau weiterzuführen, dessen Grundstein auch Sie mit Ihrem Blute und Ihrer Treue gekittet. An den Erfolgen der deutschen Waffen haben Eure Königliche Hoheit (nämlich der damalige Kronprinz Albert von Sachsen als Befehlshaber der Maasarmee) als Korps- und Armeekommandeur einen eben so großen als wirksamen Anteil. Möge Ihnen und den kommandierenden Generalen von der Tann und von Dornitz mein Händedruck auch meinen Dank und meine volle Anerkennung aussprechen. Leben Sie alle wohl, bis zum Wiedersehen in deutscher Heimat.“

Ähnlich sprach der Kaiser in dem Abschiedsgruße, den er vor seiner Heimkehr an die Gesamtheit seines treuen Heeres richtete. „Soldaten der deutschen Armee!“ — lauteten seine Worte — „Ich verlasse an dem heutigen Tage den Boden Frankreichs, auf welchem dem deutschen Namen so viel neue kriegerische Ehre erwachsen, auf dem aber auch so viel theures Blut geflossen ist. Ein ehrenvoller Friede ist jetzt gesichert, und der Rückmarsch der Truppen in die Heimat hat zum Teil begonnen. Ich sage euch Lebewohl und Ich danke euch nochmals mit warmem und gehobenem Herzen für alles, was ihr in diesem Kriege durch Tapferkeit und Ausdauer geleistet habt. Ihr kehrt mit dem stolzen Bewußtsein in die Heimat zurück, daß ihr einen der größten Kriege siegreich geschlagen habt, den die Weltgeschichte je gesehen, daß das theure Vaterland vor jedem Betreten durch den Feind geschützt worden ist, und daß dem Deutschen Reiche

Einundvierzigster Abschnitt.

Die beiderseitigen Opfer und Verluste des Krieges.

Es läßt sich ohne Übertreibung sagen, daß der Krieg Deutschlands gegen Frankreich, obgleich er — von dem ersten Zusammenstoß bei Saarbrücken bis zum Gefecht von Fresnes gerechnet — kaum viel länger als sechs Monate währte, doch in bezug auf glänzende Erfolge alle Kriege überstrahlt, von denen die Völkergeschichte meldet. Innerhalb 200 Tagen waren 22 größere Schlachten geschlagen worden, und es hatten 156 mehr oder minder bedeutende Gefechte und Treffen stattgefunden, während die Zahl aller mit Verlust verknüpften Zusammenstöße etwa 2600 beträgt. Sieht man von den Schlappen kleinerer Abteilungen ab, bei denen die Deutschen unbedeutende Nachteile erlitten hatten, so war ihnen überall der Sieg zuteil geworden. Es trat hinzu die erzwungene Übergabe von 26 festen Plätzen, darunter die Einnahme von Paris, der „ersten Festung der Welt“, und von drei Waffenplätzen ersten Ranges: Metz, Straßburg und Belfort. Die Trophäen des Feldzugs bestanden aus 7441 Geschützen, 107 Fahnen und Adlern und zahlreichen andern Feldzeichen und Ausrüstungsgegenständen.

*

Wenn man alles zusammenfaßt, so gelangt man auf Grund einer französischen Aufstellung zu folgenden Schlüssziffern:

Frankreich stellte 1870/71 760 000 Mann des aktiven Heeres, 455 000 Mobile, etwa 600 000 Mobilisierte und 72 000 Freischützen ins Feld, während sich die Marschbataillone von Paris weiterhin auf 96 000 Mann bezifferten. Es sind demnach auf französischer Seite 1 900 000 Kämpfer im Laufe von sechs Monaten — vom 1. August 1870 bis 1. Februar 1871 — in den Kampf getreten, ohne die ortsangehörigen Nationalgarden, welche an mehr als einer Stelle gelegentlich an der Landesverteidigung teilnahmen.

Nach den erst 1874 zum Abschluß gelangten Aufstellungen hatte

Frankreich den Verlust von 138871 Mann an Toten (einschließlich der ihren Wunden oder Krankheiten Erlegenen), darunter 2281 Offiziere, zu beklagen. In dieser Einbuße sind inbegriffen 17240 Mann, welche während der Kriegsgefangenschaft in Deutschland, sowie 1701 Mann, welche während der Internierung in der Schweiz, und 124 Mann, welche während der Internierung in Belgien starben. Die Gefangenen bezifferten sich auf 383841 Mann, worunter 11860 Offiziere. Gefallen, gestorben und gefangen zusammen also 522715 Mann — ein furchtbarer, noch nie dagesewesener Verlust in einem Kriege von nur sechsmonatlicher Dauer.

Im Hinblick auf den Umfang der Aufgebote unsres Gegners erscheinen die Leistungen der weit weniger zahlreichen deutschen Heere in um so glänzenderem Lichte. Freilich waren auch deutscherseits die Opfer so außerordentlich wie der Krieg selbst. Unstre Verluste an Toten waren allerdings beträchtlich geringer als die französischen, was größtentheils der besseren Einrichtung der deutschen Ambulanzen und Lazarette beizumessen sein dürfte. Von deutschen Offizieren waren gefallen 1871, verwundet 4184, vermißt 102, zusammen 6157. Von Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten starben an Wunden oder Krankheiten in Summa 40783. 84304 Unteroffiziere und Soldaten hatten Verwundungen davongetragen. Gefangen oder vermißt wurden 12854; zusammen 97056. Gesamtsumme aller Toten, Verwundeten, Gefangenen und Vermißten 129700.

Das große Drama des Krieges hat sich in der Zeit vom 3. August 1870 bis zum 26. Februar 1871, vom wirklichen Ausbruch des Krieges an bis zum Abschluß der Friedenspräliminarien gerechnet, also binnen 208 Tagen abgespielt. Wenn davon 30 Tage abgezogen werden, während deren Unterhandlungen gepflogen wurden, so hat der eigentliche Krieg nur 178 Tage gewährt. Nach der Durchschnittsberechnung kommt beinahe auf jeden Tag des denkwürdigen Krieges ein Gefecht, auf jeden neunten Tag eine Schlacht, auf jeden sechsten Tag eine eingenommene Festung; ferner kommen auf jeden Tag an Gefangenen 65 Offiziere und 2070 Mann, an erbeuteten Geschützen 38 Stück.

Im „Deutschen Reichsanzeiger“ ward über den Verlauf des Krieges eine authentische Zusammenstellung verschiedener militärisch wichtiger Vorgänge veröffentlicht, aus der hier einiges hervorgehoben sein mag. In den ersten Tagen nach der ergangenen Kriegserklärung, vom 19. bis 26. Juli, wurde sowohl die Mobilmachung der gesamten norddeutschen Armee, als auch die der Truppen der süddeutschen Staaten bewirkt, während die Ausführung des strategischen Aufmarsches der gesamten deutschen Heere auf der Linie Trier-Landau in etwa 13 Tagen erfolgte. Bei der Stärke dieser Armee von über einer halben Million Streitern fand also behufs

dieser Aufstellung auf den verschiedenen deutschen Bahnen eine tägliche Beförderung von durchschnittlich 42000 Mann statt.

Um solche ungeheure Kraftleistungen sowohl der militärischen Leitung wie der großen Beförderungsanstalten richtig zu würdigen, muß man ferner an die gewaltige Zahl von Pferden, Geschützen, Munition und Fahrzeugen denken, die gleichzeitig zu befördern waren, und weiterhin berücksichtigen, daß vier preussische Armeekorps von ihren Standquartieren bis zur französischen Grenze auf 80—120 Meilen herangeführt und daß während dieser mehrtägigen Eisenbahnfahrt Mann und Roß auch verpflegt werden mußten.

Von hohem Interesse sind die Leistungen der deutschen Feldpost während des Krieges. Vom 16. Juli bis zum 31. März 1871 allein wurden zum deutschen Heere und von diesem zurück in die Heimat an 100 Millionen Briefe und Postkarten befördert, also täglich durchschnittlich 390000 Stück. Täglich gingen mit der Feldpost 9090 Zeitungsnummern aus Deutschland nach Frankreich, Paketsendungen aller Größen täglich 22172 Stück, im ganzen während der angegebenen Zeit etwa 2200000 Pakete. Die Geldsendungen sind hierin nicht inbegriffen. In der angegebenen Zeitfrist beförderte die Feldpost an Geld 53471600 Taler aus Deutschland nach Frankreich.

Die Feldtelegraphenleitungen im engeren Sinne, die nur einen kleinen Teil der gesamten Kriegstelegraphenleitungen bilden, hatten im Kriege gegen Frankreich bereits eine Länge von 1780 km mit zahlreichen schnell wechselnden Stationen erlangt, während außerdem etwa 12500 km Leitungen teils neu angelegt, teils gründlich instandgesetzt und 118 Stationen dauernd Tag und Nacht besetzt und bedient werden mußten.

Bei seinen gewaltigen Leistungen war Deutschland im Jahre 1870 allein auf sich und seine Kraft angewiesen. Seit Jahrhunderten ist es der erste nationale Kampf gewesen, den die Deutschen lediglich mit ihren eignen Mitteln geführt haben. Dafür war aber auch der Siegespreis um so herrlicher: die Wiederherstellung des Reichs in einer bis dahin kaum dagewesenen Machtfülle.

Mit den fast übermenschlichen Anstrengungen unsrer Krieger und den ganz außerordentlichen Leistungen aller Verkehrsanstalten wetteiferten die Kundgebungen von Wohltätigkeit und Menschenliebe, um mit nimmermüdem Eifer die geschlagenen Wunden möglichst zu heilen und den nationalen Aufschwung zu erhalten.

Nach einem der französischen Nationalversammlung vorgelegten Bericht beliefen sich für Frankreich die Kosten des Krieges gegen Deutschland auf 9288 Millionen Frank. Bringt man davon in Abzug den Betrag der bezahlten Kontribution, ferner die für die Jahre 1870/71 von der

Militärverwaltung noch sonsthin verbrauchten Summen, so verbleiben noch 1912 Millionen Frank als eigentliche Kriegsauslagen — eine vergleichsweise mäßige Summe in anbetracht der hartnäckigen Kriegführung und der zehnmonatlichen Erhaltung von Hunderttausenden deutscher Truppen.

Die Kosten sind auf deutscher Seite erheblich geringer gewesen, da die Truppen in Feindesland operierten und ihre Verpflegung sowie der Abschluß der Lieferungen weit umsichtiger geleitet wurde als bei den Franzosen. Die Auslagen des Norddeutschen Bundes hat der Reichskanzler mit etwa 1000 Millionen Mark angegeben, und die deutschen Staatskassen waren geleert, als der Waffenstillstand von Versailles am 15. Februar 1871 geschlossen wurde. Demnach waren zu dieser Zeit die 120 Millionen Mark des deutschen Kriegsschatzes, über 1100 Millionen Mark (der Ertrag von 390 Millionen Taler) aus den Anleihen der Jahre 1870 und 1871 herrührend, bereits aufgezehrt.

Die eigentlichen Kriegskosten erscheinen hiernach für beide Streittheile verhältnismäßig gering, gering wenigstens im Hinblick auf die übrigen Einbußen und Opfer des Kriegsjahres.

In richtiger Schätzung des Wohlstandes und der finanziellen Leistungsfähigkeit Frankreichs hatte übrigens Fürst Bismarck nach einer von ihm selbst herrührenden Mitteilung über den Gang der Entschädigungsverhandlungen zuerst zehn Milliarden begehrt und bestand dann lange auf sieben Milliarden, bis man sich schließlich auf fünf Milliarden einigte. Daß diese Summe, so hoch sie an und für sich immer noch erscheint, Frankreich kein unerschwingliches Opfer auferlegte, daß sie keineswegs außer Verhältnis stand zu den großen natürlichen Hilfsquellen des reichen Landes, das zeigte sich bei der Abzahlung der Kriegsentschädigung, die mit nachträglicher Zustimmung Deutschlands wesentlich schneller, als ausbedungen war, erfolgte. Indem Frankreich anderthalb Milliarden der auferlegten Buße bar als Friedenspreis aufbrachte, anderthalb Milliarden im Jahre 1872, zwei Milliarden im Jahre 1873 und die letzte Viertelmilliarde — dank dem unermüdblichen Eifer seines greisen Staatschefs — am 5. September 1873, tilgte es die ganze Schuld samt Zinsen in der kurzen Zeit von noch nicht zwei und einem halben Jahre.

Daher konnte auch, eher als abgemacht war, mit der Räumung der besetzt gehaltenen Departements begonnen werden: bereits am 16. September 1873 kehrte der letzte deutsche Soldat mit Freuden dem grollenden Nachbarlande den Rücken.

Schluß.

Das neue Reich und sein Volk in Waffen.

Des allverehrten Herrschers Heimfahrt war ein einziger Triumphzug gewesen, alle Städte wetteiferten, den Kaiser Weißbart festlich zu empfangen. Endlich brauste am Nachmittag des 17. März der kaiserliche Zug in den Potsdamer Bahnhof zu Berlin hinein. In einen duftigen Blumengarten hatten liebende Hände die Halle verwandelt — unwillkürlich dachte man jener weihvollen Tage, da man sich bestrebte, dem königlichen Herrn vor Antritt seines schweren Ganges das Scheiden zu erleichtern und ihm aus bewegten Herzen noch ein letztes Lebewohl zuzurufen.

Als König Wilhelm war der Schirmherr Deutschlands an der Spitze unsrer Söhne und Brüder in den Kampf gezogen, als ruhmgekrönter deutscher Kaiser kehrte er nun zurück! Von dem Kaiser richteten sich die Blicke vornehmlich auf den Kronprinzen, dann auf Bismarck und Moltke, die mit dem Monarchen eingetroffen waren. Die Stadt hatte ihr Festkleid angelegt; unermesslicher Jubel empfing und begleitete den Kaiser und seine Getreuen.

Die städtischen Behörden Berlins überreichten dem deutschen Reichsoberhaupt am 20. März eine Adresse, in der es hieß: „Es sind mehr als vier und ein halbes Jahrhundert verflossen, seit Gottes gnädige Fürsorge das ruhmreiche Geschlecht der Hohenzollern zur Rettung unsrer tiefzerütteten Mark sandte. In dieser langen Zeit haben die Fürsten dieses Hauses, ohne je zu ermüden, mit väterlichem Ernst für uns gearbeitet und gesorgt; sie haben die strenge Pflichterfüllung, die feste Säule unsres Staates, durch eignes Beispiel ihrem Volke gelehrt; sie haben sich die ersten Diener des Staates genannt und sind es gewesen. So ist erreicht durch lange harte Arbeit, nicht durch des Glückes Günst, daß Preußen jetzt herrlich dasteht unter den Völkern der Erde.

Und was Preußen gewonnen hat, gewonnen war es für Deutschland. Als die Fremden anstürmten von West und Nord, war der Große Kurfürst Deutschlands Schild und Schwert; als deutsche Sitte und deutsches Wesen in Verachtung lag, richtete das deutsche Volk sich empor an des

Großen Königs ewig denkwürdigen Thaten; als der übermächtige Korse die Welt in Banden hielt, da war es vor allem Friedrich Wilhelm III. mit dem preussischen Heerbann, der die Schmach tilgte und die Fesseln zerschlug.

Deutschlands Wiedergeburt durch Preussens Größe, das ist das große Ziel, dem alle jene trefflichen Fürsten dienten, auch wenn das Ziel, welches sie sich selbst gesteckt, weit davon ablag. Dieses hohe Ziel in voller Klarheit erkannt, den Weg, der dazu führt, mit festem Schritt verfolgt, die Hemmnisse, die sich entgegenstellten, mit mächtigem Arm zertrümmert zu haben, ist Euer Kaiserlichen und Königlichen Majestät hellstrahlendes, unsterbliches Verdienst.

Es ist jetzt vollendet das große Werk: der Hohenstaufen ruhmreiches Zepter ruht sicher in der Hohenzollern starker Hand. Möge es Ew. Kaiserl. und Königl. Majestät vergönnt sein, der Früchte Ihrer Anstrengungen noch lange Zeit sich zu erfreuen, inmitten der Liebe und Verehrung des gesamten deutschen Volkes, inmitten der Bewunderung der Welt. Möge es dem deutschen Volke beschieden sein, daß die Weisheit, Festigkeit und Heldenkraft, welche das Reich gegründet, noch viele Jahre über ihm walte, daß der Kaiser, der Deutschlands Grenzen ruhmvoll erweitert und Deutschlands Banner mit unverwelklichem Lorbeer geschmückt hat, auch ein Mehrer des Deutschen Reiches werde auf dem Gebiete der nationalen Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.“

Es waren Befürchtungen ausgesprochen worden, daß das mächtig gewordene Deutschland zur Politik der Eroberungen übergehen werde. Darauf antwortete der Kaiser in der Thronrede, durch die er am 21. März 1871 den ersten deutschen Reichstag eröffnete, mit den bedeutungsvollen Worten:

„Der Geist, welcher in dem deutschen Volke lebt und seine Bildung und Gesittung durchdringt, nicht minder die Verfassung des Reiches und dessen Heereseinrichtungen bewahren Deutschland inmitten seiner Erfolge vor jeder Versuchung zum Mißbrauche seiner durch seine Einigung gewonnenen Kraft. Die Achtung, welche Deutschland für seine eigne Selbstständigkeit in Anspruch nimmt, zollt es bereitwillig der Unabhängigkeit aller andern Staaten und Völker, der schwachen wie der starken. Das neue Deutschland, wie es aus der Feuerprobe des gegenwärtigen Krieges hervorgegangen, wird ein zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens sein, weil es stark und selbstbewußt genug ist, um sich die Ordnung seiner eignen Angelegenheit als sein ausschließliches, aber auch ausreichendes und zufriedenstellendes Erbteil zu bewahren.“

Am 21. März, dem Tage der Eröffnung des Reichstages, ward,

wie bereits erwähnt, der Reichskanzler, Graf Otto von Bismarck, in den Fürstenstand erhoben.

Mit großer Mehrheit bewilligte der Reichstag aus dem Kriegsschädigungsfonds für die Invaliden des deutschen Heeres 240 Millionen Taler, ferner vier Millionen für die bedürftigen Landwehrleute und Reservisten und vier Millionen als Ehrengabe für verdiente Heerführer und Staatsmänner, in Dotationen zum Belaufe von je 100 000 bis 300 000 Talern. Während dem Grafen Moltke, dem Kriegsminister Roon, dem Prinzen Friedrich Karl und dem später zum Feldmarschall ernannten General von Manteuffel die höchsten Summen zuerkannt wurden, empfangen die Generale von Werder und Goeben sowie Staatsminister Delbrück je 200 000 Taler; auch die süddeutschen Kriegsminister und hervorragende Heerführer, wie von der Lann, Hartmann und andre, wurden bedacht.

Zum 75. Geburtstage des Kaisers fanden sich am 22. März 1871 in Berlin die meisten deutschen Fürsten ein, um ihren Empfindungen des Dankes Worte zu geben und dem allverehrten Reichsoberhaupt im eignen Namen und im Namen der Bevölkerung ihrer Staaten Glückwünsche auszusprechen. Den Gefühlen treuer Anhänglichkeit seitens der noch in Frankreich stehenden deutschen Truppen verlieh der aus Fontainebleau herbeigeeilte Prinz-Feldmarschall Friedrich Karl Ausdruck. Auch ein Gesandter des Kaisers von Oesterreich sowie eine Deputation aus dem Elsaß waren eingetroffen und beglückwünschten den Monarchen, der hochbetagt noch so Großes geleistet hatte. Im Norden und Süden Deutschlands, ja in allen Theilen der Welt, wo Deutsche leben, fanden Festmahle zu Ehren des Kaisers statt, und zahlreiche Trinksprüche, Adressen, Telegramme gaben Kunde von der Freude, Verehrung, Liebe und Dankbarkeit, die Millionen deutscher Herzen bewegten. Zur Erinnerung an diesen Weihetag ward vom Kaiser die Stiftung des „Verdienstkreuzes für Frauen und Jungfrauen“ verfügt.

Am 16. Juni fand der Siegeseinzug der Truppen in Berlin statt; das deutsche Heer wurde durch die Garde, durch ein Bataillon des Königs-grenadier-Regiments, dessen Chef der König ist, und durch Deputationen sämtlicher übrigen Truppenteile des deutschen Heeres, im ganzen 42 000 Mann, vertreten. Verdiente Heerführer waren am Morgen dieses Tages durch Auszeichnungen geehrt, Graf Moltke zum Feldmarschall ernannt, der Kriegsminister von Roon in den Grafenstand erhoben worden. Die Stadt prangte im Festschmuck, ganz besonders die Siegesstraße „Unter den Linden“. Zu beiden Seiten der mittleren Baumreihe bildeten, fast unabsehbar, die zwischen den Bäumen aufgestellten, mit Eichenlaub befränzten eroberten Kanonen und Mitrailleurden den eigentümlichsten Schmuck der Straße. Zwischen den Geschützen erhoben sich Kandelaber

mit Feuerbecken. An fünf Übergängen der Linden waren je zwei 13 m hohe, mit Viktorien gekrönte Säulen errichtet; zwischen je zwei Säulen trat dem Auge ein die neue Heldenzeit verherrlichendes, von berufenster Künstlerhand gemaltes Kolossalbild entgegen.

Alle Herzen schlugen rascher, alle Hände erhoben sich, den König Wilhelm als deutschen Kaiser zu begrüßen, „ihn, dessen ehrwürdiges Haupt voll und reich der Lorbeer umwallte“. Nachdem der Kaiser auf dem Tempelhofer Felde Heerschau über die Einzugstruppen gehalten, zog er an ihrer Spitze in Berlin ein. In seiner nächsten Begleitung befanden sich der Kronprinz, der Prinz Friedrich Karl, Fürst Bismarck, Feldmarschall Graf Moltke, Graf Roon; ihnen schlossen sich, mit Kränzen und Blumenschmuck bedeckt, die Führer und Helden des siegreich beendigten Feldzuges an. Vor den Garden her wurden die Trophäen, 107 Fahnen und Adler getragen, deren Gold weithin in der Sonne leuchtete.

Mit Genugtuung und unter freudigen Empfindungen nahm Kaiser Wilhelm die zahlreichen und herzlichen Kundgebungen der Freude und Teilnahme entgegen, die aus allen deutschen Landen, auch aus deutsch-österreichischen Städten, wie Wien, Prag, Graz, an diesem Ehrentage des deutschen Heeres, seiner Führer und seines obersten Kriegsherrn, des Kaisers, eingingen.

Die Berliner Zeitungen wetteiferten gleichfalls in dem Bestreben, ihrerseits den Tag der Ehre zu verherrlichen; es sind kräftige, tief empfundene Worte echt deutscher Gesinnung und reinsten Vaterlandsliebe gesprochen worden. „Heute,“ so hieß es in einer der vielen Festschriften, „heute feiert das deutsche Heer den schönsten und größten Sieg, der je erstritten ward. Nicht nur hat es allein, ohne Bundesgenossen, im Gegenteile, überall von feindlichen oder neidischen Blicken verfolgt, je stolzer und weiter seine Fahnen flogen, den übermütigen Gegner zu Boden geschlagen, sondern sich selbst hat es zuerst überwunden. Von der Gewalt, die alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet.“ Nicht Weißenburg war unser erster Sieg; daß jede Zwietracht verstummte, jeder Parteiunterschied ausgeglichen war, daß alle eines im Herzen trugen, daß Fürsten und Stämme einträchtig sich erhoben, daß im Sturm der allgemeinen Begeisterung jene wenigen ruchlosen und ehrvergeßenen Menschen, die nachher mit dem Erbfeind zu Liebäugeln anfangen, verstummen mußten: das war unser erster Sieg, die Bürgschaft aller übrigen, das die Grundfeste einer glorreichen Zukunft. Das deutsche Heer eroberte nicht allein Straßburg, Metz und Paris, es eroberte uns auch die Einheit; es gab uns nicht nur Elsaß und Deutsch-Lothringen wieder, es gab uns allen ein gemeinsames Vaterland.“

Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH

Deutschland zur See

Ein Buch von der deutschen Kriegsflotte

von

Graf Ernst zu Reventlow

Mit 48 meist ganzseitigen Abbildungen im Text und 4 Farbenbildern
In vornehmer Ausstattung * Geschmackvoll gebunden 6 Mark

Der Grundgedanke des Buches ist, in weiten Kreisen des deutschen Volkes das Verständnis für den Flottengedanken zu wecken und die große Bedeutung einer starken deutschen Kriegsflotte zum Schutz unserer Küsten, für unsere Stellung als Welt- und Handelsmacht und ganz besonders im Kriegsfall darzutun. In äußerst spannender Weise werden wir durch die Geschichte der deutschen Flotte und ihrer Vorgänger geführt, wir erfahren von ihrer Entstehung, ihren Einrichtungen und Gliederungen. Den größten Teil des Buches bildet natürlich die Schilderung der deutschen Marine, wie sie heute ist und welche Aufgaben ihrer im Ernstfalle harren. Alle Schiffstypen werden in Wort und Bild vorgeführt.

Einige Urteile:

„Es fesselt das Interesse des Lesers und gibt gemeinverständlich und unter Hervorhebung alles für weitere Kreise Wissenswerten einen klaren Begriff von der Bedeutung der Seemacht für die Weltung und für die Wohlfahrt des Reiches . . .“
(Deutscher Reichsanzeiger.)

„In überaus lebendiger Form wird die Geschichte der deutschen Flotte, ihre Entstehung, Gliederung und Bedeutung von einem berufenen Kenner dieses Gebietes unserer Jugend anschaulich gemacht.“ (Leipziger Illustrierte Zeitung.)

„Wir begrüßen das Buch als eine höchst schätzenswerte Bereicherung des Materials, das der Ausbreitung der Seekenntnisse in unserem Volke gewidmet ist.“
(Marine-Rundschau.)

Tobias Käferbeins seemannische Laufbahn

Eine vergnügliche Geschichte

von

Fritz Brehmer

Mit Bildern von W. D. Stolz * Preis gebunden 4 Mark

Ein prächtiges Buch für jung und alt, gerade jetzt, wo aller Augen auf unsere Kriegsflotte gerichtet sind! Die kernige Frische und der unverwundliche Humor unserer blauen Jungen weht uns aus dieser wirklich „vergnüglichen“ Geschichte entgegen, nicht minder aber auch die treue Kameradschaft und das eiserne Pflichtgefühl, die Offiziere und Mannschaften in gleicher Weise beseelen. Der Verfasser ist früherer Marineoffizier; nur ein solcher konnte ein derartiges Buch schreiben.

Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH

Feldpostbriefe 1914

Berichte und Stimmungsbilder
von Mitkämpfern und Miterlebtern

Preis gebunden etwa 2 Mark

Aus der Flut von Eigenberichten, die uns der gegenwärtige Krieg beschert hat, ist in dieser Sammlung das Wertvollste und Charakteristischste zu einem knappen und doch inhaltreichen Bändchen vereinigt. Der besondere Reiz der Feldpostbriefe, das frische Hervortreten der Persönlichkeit, ist überall mit Liebe gewahrt, so daß das Ganze bei aller Ursprünglichkeit doch ein lebensvolles Stimmungsbild aus weltbewegender Zeit darstellt.

Valentin Upp, der Legionär

Nach Berichten eines alten Afrikaners

von

Max Geißler

Bilder von Th. Kocholl * Einbandzeichnung von W. D. Stolz
Preis gebunden 3 Mark

Ein Urteil:

Der deutsche Schutzverband gegen die Fremdenlegion schreibt: Valentin Upp, der Legionär von Max Geißler ist ein Buch von eigenartigem Reiz, aus dem eine starke, tief empfindende Dichterseele spricht, die sich nicht begnügt, Abenteuer, Gefahren und die grenzenlosen Härten des Legionärlebens zu schildern und auszumalen, wie hunderte es vordem taten, sondern darüber hinweg den Leser mit dem prachtvoll gezeichneten Helden empfinden läßt, daß die Heimat und das Vaterland Rechte an ihre Söhne haben und daß — wäre auch die Fremdenlegion ein Paradies auf Erden — doch die Schmach, als Deutscher unter Frankreichs Banner zu kämpfen, einen Deutschen zu Boden drücken muß. Durch die schlichte und doch wieder so reiche Sprache leben wir das Legionärsleben mit dem Empfinden des märkischen Bauernjungen mit, bleiben unberührt wie er von den abenteuerlichen Bildern und bewahren von Beginn des Buches bis zum Ende den einen Gedanken: „Wir gehören nicht dorthin.“ Ein Gedanke, den sicherlich auch besonders die gereifere Jugend aus dem Buche in sich aufnehmen wird. Es kann ihr deshalb nur auf das wärmste empfohlen werden.

Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH

Mit dem Hauptquartier in Südwestafrika

Von Major Maximilian Bayer. Zweite Auflage. Mit 89 Abbildungen und 10 Karten. Gebunden 5 M.

Ein Urteil: . . . Sein Buch ist darum von sehr großem Interesse, nicht bloß für den Soldaten, sondern für jeden, der sich mit unserer noch jungen und doch schon sehr lehrreichen Kolonialgeschichte befassen mag. Es ist ferner sehr ansprechend geschrieben, mit warmer Vaterlandsliebe, hohem Verständnis für unsere nationalen Kulturaufgaben und sittlichem Ernst, dabei an geeigneten Stellen mit frischem Soldatenhumor gewürzt; es ist also ein unterhaltendes Buch im besten Sinne des Wortes. Die Absicht, ein wahrheitsgetreues Bild der Gesamtkämpfe zu zeichnen, scheint mir in vortrefflicher Weise erreicht zu sein. (Generalleutnant Lixmann im „Militär-Wochenblatt“.)

Die Rache des Herero

Eine Geschichte aus dem südwestafrikanischen Kriege. Von Jonk Steffen (Major M. Bayer). Mit 2 Vollbildern von Maler E. Heim s und 2 Rärtchen. Zweite Auflage der Erzählung „Olowi — ein Hererospion?“ Gebunden M. 3.60.

Ein Urteil: Wir möchten dieses Buch recht vielen deutschen Jungen in die Hände geben, schon wegen der edlen Menschlichkeit, die es auch den Feinden gegenüber lehrt. Geschrieben hat es einer, der dabei gewesen ist in den mörderischen Kämpfen. Was für Prachtgestalten sind diese deutschen Schutztruppler, und besonders der Held des Buches, der Hererohauptling Olowi, der sein untergeordnetes Volk zu retten sucht. (Illustrierte Zeitung.)

Die Helden der Nauklust

Von Jonk Steffen. Mit Bildern von Th. Kocholl. Geb. M. 3.50.

Generalmajor v. Estorff: Vielen Dank für Ihr Buch. Ich zweifle nicht, daß es von der Jugend mit größter Spannung wird gelesen werden und daß es sie entzündet, jenen gleichzukommen, die sich damals aufopfert. Es ist damals viel Tüchtiges geleistet worden, unter den schwersten Umständen. Einige Offiziere und Leute waren nicht zu übertreffen. Das Buch verlegt die Jungen in die Wirklichkeit, wie sie ungefähr war. Dazu tragen Ihre genauen Schilderungen, die Ausrüstungen usw. bei. Sie haben überhaupt das Romanhafte mit dem Wirklichen sehr hübsch verweben.

Helmut der Patrouillenreiter

Eine Kriegserzählung aus Südwest. Von August Riemann. Mit zahlreichen Abbildungen nach Originalzeichnungen von Oskar Merté. Zweite Auflage. Gebunden M. 4.50.

Einige Urteile: . . . Ein solches Buch muß bei unseren künftigen Vaterlandsverteidigern Begeisterung für deutsche Kraft und Größe erwecken. (Leipz. Illust. Ztg.) . . . Lebhaft erinnert das Buch an Grenssens „Peter Moor“, ist jedoch auf einen kräftigeren, jugendfrischeren Ton gestimmt und gibt sich weit mehr mit Tatsachen als mit Empfindungen und Betrachtungen ab. (Dresdner Anzeiger.)

Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH

Jungdeutschland-Bücherei

Der Junge, der eine Schlacht gewann

Von Max Geißler. Mit Bildern von Anton Hoffmann

Tägliche Rundschau: Der Dichter hat diese friderizianische Sage zu einem ergreifenden Zeitbilde ausgestaltet, an dem auch der Erwachsene, nicht zuletzt durch die meisterhafte Form, Erhebung und Genuß findet.

Isengrimm

Von Willibald Alexis. Gefürzte Fassung. Mit Bildern von Rich. Knötel, Deckenzeichnung von Th. Kocholl.

Hochland: In dieser Art könnte noch manche tüchtige Leistung älterer Erzähler der Jugend zugänglich gemacht werden.

Die Helden der Nauklust

Von Jonk Steffen (Major M. Bayer). Mit Bildern von Th. Kocholl
Berliner Lokal-Anzeiger: Es ist so recht ein Buch, wie wir es in den heutigen ernsten Zeiten der Jugend in die Hand geben müssen, damit sie daran erstarren kann. Es ist ein Buch von echter Vaterlandsliebe, schlicht und kraftvoll geschrieben.

Deutsches Blut

Von Karl Bienenstein. Mit Bildern von Rich. Knötel

Deutsch-österreichische Lehrerzeitung: Die Erzählung, die jedes frische Knabenherz höher schlagen machen wird, spielt in der Zeit der Türkeneinfälle in unsere deutschen Lande und der zweiten Belagerung Wiens durch die Türken.

In die blaue Ferne

Ein Wanderbuch von August Trinius. Mit Bildern nach photogr. Aufnahmen
Die Hilfe: Lustige Wandervögel werden mit dankbarer Freude diesem gelehrten und gemütvollen Führer durch Elsaß-Lothringens Berge folgen.

Unsere Chinafahrt

Feldzugserinnerungen eines deutschen Offiziers von Franz Max
Mit 39 Abbildungen nach photograph. Aufnahmen des Verfassers

Blätter für Bücherfreunde: Neben einer packenden Erzählung der Erlebnisse während des Chinafeldzuges entwirft der Verfasser eine farbenprächtige Schilderung von Land, Leuten, Sitten und Gebräuchen im himmlischen Reiche.

Jeder Band kostet in zeitgemäßer Ausstattung und geschmackvoll gebunden M. 3.50

Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH

Deutsche Geschichte

Von Professor Dr. Otto Kaemmel. Dritte, durchgesehene und bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts fortgeführte Auflage. Mit 497 Abbildungen und 6 Karten. In zwei Prachtbänden 20 M. Urteile: Gediegen und zuverlässig im vollsten, schönsten Sinne des Wortes — das ist wohl das passendste Prädikat für diese großdeutsche Meisterleistung!

(Dr. Hans F. Helmolt in der „Illustr. Zeitung“.)

Das schöne Gewand ist nur die Hülle für eine echte Kostbarkeit, denn der Inhalt bietet Güter von hohem idealen Werte für das Leben. Man wird hingerissen werden von dem wahrhaft vaterländischen Geiste, der die ganze Anlage durchdringt, und dem auch die vornehme, edle Form der Sprache entspricht.

(Dresdner Journal.)

Eine so kluge Auswahl des Stoffes, eine so durchsichtige Gruppierung und vorurteilsfreie Beleuchtung konnte nur einem durchaus harmonischen, in sich gefestigten Geiste gelingen, der zugleich über die lebhafteste innere Anschauung und eine hohe Gestaltungskraft verfügt. So sind gerade die letzten Kapitel des Kaemmel'schen Werkes eine künstlerische Tat, die beim Leser den tiefsten und nachhaltigsten Eindruck hinterläßt.

(Grenzboten.)

Friedrich der Große

Die Geschichte seines Lebens, erzählt für Jugend und Volk. Ein vaterländisches Gedenkbuch von Gotthold Klee. Zweite Auflage. Mit 102 Abbildungen. Gebunden M. 7.50.

Ein Urteil: Ausgerüstet mit umfassenden und gründlichen Quellenkenntnissen, erfüllt von einer edlen Begeisterung für den selbigen großen Preußenkönig und ausgestattet mit einem feinfühligem Verständnis für die Bedürfnisse der Jugend und des Volkes, gelang dem Verfasser der große Wurf, ein durch anschauliche Einzelzüge belebtes, historisch treues und erschöpfendes Lebensbild von Friedrich II. zu entwerfen . . . Das Buch sollte in keiner gebildeten Familie, vornehmlich aber in keiner Schülerbibliothek fehlen. (Blätter f. d. Schulpraxis.)

Deutsche Literaturgeschichte

Von Otto von Leirner. In achter Auflage neu bearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt von Dr. Ernst Friedlaender. Mit 486 Textabbildungen und 56 zum Teil mehrfarbigen Beilagen. In Prachteinband 20 M. Ausgabe in zwei Halbfranzösischen Bänden 20 M.

Urteile: . . . ein Literaturwerk allerersten Ranges . . . Inhaltlich schlägt es wohl die meisten anderen Werke dieser Art . . . Die Einleitungen zu den einzelnen Hauptabschnitten sind unübertrefflich.

(Richard Zoosmann.)

Der Neubearbeitung, die nach einem wohlüberlegten Programm erfolgte, kann man nur beistimmen. Vollständig neu sind die beiden letzten Kapitel „Neue Lyrik und Heimatkunst“ und „Dichtende Frauen der Gegenwart“, Partien, die sich Leirners Darstellungsart durchaus ebenbürtig anschließen . . . Das Werk hat in seiner Neugestaltung nach allen Richtungen wesentlich gewonnen. (Literar. Zentralbl.)